Kriegsbriefe gefallener Studenten

Kriegsbriefe gefallener Studenten

+

Kriegsbriefe gefallener Studenten

In Verbindung mit den

Deutschen Unterrichts-Ministerien

herausgegeben von

Prof. Dr. Philipp Witkop

Albert Langen / Georg Müller / München

Dieses Buch erscheint hiermit in einer Einmaligen Ausgabe für die Deutsche Hausbücherei, Hamburg 36, Schließfach 233, und wird nur an Mitglieder innerhalb einer Jahresreihe abgegeben. Einzeln ist es nur im Buchhandel in der Originalausgabe zu haben.

101. bis 110. Tausend

Vorwort zur Volksausgabe

In den Tagen, da Deutschland verjüngt und verantwortungsvoll sich auf seine nationale Würde und Erneuerung besinnt, wird eine Volksausgabe der Kriegsbriefe gefallener Studenten zur vaterländischen Forderung. Haben diese doch den Gedanken der nationalen und sittlichen Erneuerung in Schlacht und Grauen und Todesbereitschaft zuerst erlebt und verkündet: „Wie ich es mir zum Troste sein lasse, in der uns aufgezwungenen Notwendigkeit des grauenhaften Krieges die Zukunft eines neuen, reinen Lebensideals zu erkennen, neu gebildet und begründet durch den Gedanken der Gleichachtung und Kameradschaft, des Gottvertrauens und der Zuversicht, durch reinen sittlichen Ernst, durch Vertiefung und Wiedergeburt des Geistes" [Fritz Wagner]. „Ich will kämpfen und vielleicht auch sterben für den Glauben an ein schönes, großes, erhabenes Deutschland, in dem Schlechtheit und Eigennutz verbannt, wo Treue und Ehre wieder in ihre alten Rechte eingesetzt sind" [Emil Alefeld]. „Es wird eine große Aufgabe sein für unser gesamtes Volk, nach dem Ausgange des Krieges praktisch zu verwerten, was wir innerlich durchlebt haben" [Fritz Franke].
Diese Briefe sind ein Vermächtnis an uns, das ideale Vaterland zu verwirklichen, das ihre Schreiber sehnend geschaut, dafür sie ihr Leben gelassen haben. Die Frühgefallenen sind Blutzeugen nicht eines verlorenen, sondern eines neuen Deutschland, dessen Schöpfer und Bürger wir werden wollen.
Deutschland! Vaterland! Nie sind diese Worte, diese Werte glühender, erhabener, in religiöser Weihe erlebt worden. Über 20 000 Briefe gefallener Studenten wurden mir 1917/18 durch Vermittlung der deutschen Unterrichtsministerien und Universitäten von Eltern und Freunden zur Auswahl gesandt. Fast die Hälfte aller Briefschreiber bringt — beim Abmarsch ins Feld oder am Vorabend einer Schlacht

— in erschütternden Abschiedsbriefen an die Eltern ihr Leben dem Vaterland als Opfer dar, sieht ihren Tod voraus und nimmt ihn frei in ihren Willen auf.

Diese Seelenhaltung sub specie aeternitatis verbürgt den Schriftstücken tiefer als allen Kriegsromanen und -historien untrügliche persönliche und historische Wahrheit.

Die alten Volksepen: Ilias, Odyssee und Nibelungenlied, galten den Forschern lange als naturhaft gewachsene Dichtung, geboren aus der ursprünglichen Kraft des Volksgeistes. Solche ursprüngliche, schöpferische Kraft des deutschen Volksgeistes offenbaren diese Briefe, die wie Materialien, wie erste Strophen zu einem großen deutschen Lied und Mythos des Weltkriegs anmuten. Alle Tiefen des deutschen Geistes, aller Adel der deutschen Seele sind vor den Horizonten des Krieges, des Todes, des Vaterlandes in diesen jungen Helden Gestalt und Wort geworden. Religiöse Innerlichkeit, künstlerische Anschauungs- und Darstellungskraft, ein strahlendes Gefühl für die Schönheit und Fülle der Natur, noch im Trichterfeld und im Schützengraben, eine klassen-überwindende, todestreue Kameradschaft verbinden sich eiserner Tapferkeit, heroischer Ausdauer, heiliger Opferbereitschaft.

In diesen Tagen nationaler Selbstbesinnung beugen wir uns vor ihnen und schwören ihrem Andenken, daß sie nicht vergebens gefallen sein sollen, daß wir ihr Testament einlösen, daß wir in unablässiger Arbeit an uns und dem Volksganzen ihrer wert werden wollen.

Freiburg i. B., im Herbst 1933.

Prof. Dr. Philipp Witkop

Walter Limmer, stud. iur., Leipzig,
geb. 22. August 1890 zu Thiergarten bei Planen im Vogtl.,
gest. 24. September 1914 in Luxemburg an einer Verwundung vom 16. bei Châlons-sur-Marne.

Leipzig (leider immer noch!), 3. August 1914.

Hurra! endlich habe ich meine Beorderung: morgen vormittag 11 Uhr in einem hiesigen Lokal. Stunde um Stunde habe ich auf meinen Befehl gewartet. Heute vormittag traf ich eine junge bekannte Dame; ich schämte mich fast, mich in Zivilkleidern vor ihr sehen zu lassen. — Auch Ihr, meine guten Eltern, werdet mir recht geben: ich gehöre nicht mehr ins friedliche Leipzig. Liebe Mutter, halte Dir bitte, bitte immer vor Augen, was ich seit gestern [dem Abschied von daheim] im Wechsel der Stimmungen gelernt: Wenn wir in diesen Zeiten an uns und unsere Angehörigen denken, werden wir klein, schwach. Denken wir an unser Volk, ans Vaterland, an Gott, an alles Umfassende, so werden wir mutig und stark.

Leipzig, 7. August 1914.

Ich bin doch froh, daß wir noch einige Tage hiergeblieben sind. So habe ich Zeit gewonnen, meine Gedanken zu ordnen und aus den schwankenden Stimmungen wieder in die Gewalt zu bekommen. Die ersten Vorstellungen vor nun acht Tagen über die nicht mehr nur möglichen, sondern wirklich und leibhaftig herannahenden Schrecken haben gewiß jeden Soldaten etwas beklemmt, und am ersten Schlachttag wird sicherlich das Grausen im Herzen wieder Posto fassen wollen. Aber jetzt kommt es nicht mehr in unvorbereitete, unsichere Gemüter. Ich persönlich habe meine volle Ruhe wiedergewonnen. Ich habe mir meine Situation so zurechtgelegt, als müßte ich schon jetzt mit dieser Welt abschließen, als käme ich bestimmt nicht wieder heim. Und das gibt mir Ruhe und Sicherheit. Lieber Vater, gute Mutter, herzliebe Geschwister, nehmt es bitte, bitte nicht für Grausamkeit, aber es wird gut sein, wenn auch Ihr Euch schon jetzt voll tapferen Mutes und fester

Selbstbeherrschung mit dem Gedanken vertraut macht, daß Ihr mich oder einen meiner Brüder nicht wiederseht. Kommt dann eine wirkliche Unglücksnachricht, so werdet Ihr sie viel gefaßter aufnehmen. Kehren wir aber alle wieder heim, so dürfen wir das dann als ein unerwartetes, um so gütigeres und herrliches Geschenk Gottes hinnehmen. Ihr werdet mir glauben, daß mir die Sache in ihrem Ernst viel zu heilig ist, als daß ich eben etwas Phrasenhaftes ausgesprochen hätte.
Jedenfalls habe ich die Absicht, draufzugehen „wie Blücher". Das ist jetzt einfach unser aller Pflicht. Und die Stimmung ist allgemein so unter den Soldaten, besonders seit Englands Kriegserklärung die Nacht in der Kaserne bekannt wurde. Damals haben wir vor Aufregung, Wut und Begeisterung bis früh 3 Uhr nicht geschlafen. Es ist eine Lust, mit solchen Kameraden zu ziehen. Wir werden siegen! Das ist bei solch kraftvollem Willen zum Sieg gar nicht anders möglich. Meine Teuren, seid stolz, daß Ihr in solcher Zeit und solchem Volke lebt und daß Ihr auch mehrere Eurer Lieben in diesen stolzen Kampf mitsenden dürft.

Im Eisenbahnzug.

Erhebend und packend war unser Abmarsch. Die Bedeutung und zugleich die Gefahren, die den Hintergrund eines solchen Ausmarsches bilden, gaben ihm eine wunderbare Weihe. In jedem der Abziehenden und der Zurückbleibenden drängen sich die Gedanken und Empfindungen. Es ist, als erlebte man in einer Stunde soviel als sonst in Monaten und Jahren — diese Begeisterung! Das ganze Bataillon hatte Uniform und Helm mit Blumen geschmückt. Unermüdlich Tücherschwenken aus allen Fenstern und Straßen, tausend Hurras! Hüben und drüben, und dazu die immer und immer wiederholte, ewig neue und wunderbare Versicherung der Soldaten: „Fest steht und treu die Wacht am Rhein!" Diese Stunde, die selten schlägt im Leben der Völker, ist so gewaltig und ergreifend, daß sie allein viele Anstrengungen und Entbehrungen aufwiegt.

Südlich von Châlons, 9. September 1914.

Immer noch wütet diese fürchterliche Schlacht, nun schon den vierten Tag! Bis jetzt bestand sie, wie fast jedes Gefecht in diesem

Krieg, beinahe nur in furchtbaren Artilleriekämpfen. — Diesen Brief schreibe ich in einem grabartigen, etwa 40 cm tiefen, selbstgeschaufelten Lager der Schützenlinie. Die Granaten schlugen heute vor und hinter uns so häufig ein, daß man es als ein Geschenk Gottes betrachten muß, wenn man heil davonkam.

Attigny, 20. September 1914.

Meine lieben, guten Eltern, teure Geschwister! Ja, ich kann es selbst noch nicht recht fassen, aber es ist wahr, ich bin [verwundet] auf dem Wege zu Euch und zur Heimat. Oh, was ich glücklich bin, wieder eine lichtere Welt zu sehen als diese Welt des Schreckens! Endlich bin ich von dem dumpfen Gedanken erlöst, der mich stets umgarnte, daß ich Euch und Eure Welt nie wiedersehen würde. Wenn nicht ein besonderes, widerwärtiges Ereignis dazwischen tritt, habe ich vom Schicksal die Hoffnung wiedergeschenkt erhalten, Euch noch einmal in die lieben Augen schauen zu dürfen. [Vier Tage darauf starb er im Lazarett zu Luxemburg am Wundstarrkrampf.]

*

Benno Ziegler, stud. med., Freiburg i. B.,
geb. 29. Mai 1892 in Überlingen,
gef. 8. Oktober 1914 bei Annay.

Im Felde, den 14. September 1914.

Wolle nur die Hand Gottes, die mich bisher so gütig durch alle Fährnisse und Mühen als Unversehrter geführt, auch fürderhin über mir ruhen — und ich werde es an mir nicht fehlen lassen, auch ein Mann zu sein, wenn ich heimkehren sollte. Darauf hoffe ich mehr denn je — scheint doch tatsächlich der Höhepunkt des Kriegsschreckens erreicht zu sein. O Gott! waren das oft Stunden, wenn rechts und links der grausame Tod furchtbare Ernte hielt, wenn man einen fallen sah — vornüber aufs Gesicht — man kennt ihn nicht gleich — mit zitternder Hand kehrt man das blutüberströmte Gesicht um — o Gott! Du bist's! Warum auch gerade du! Und wie oft ist das geschehen! Ich hatte in solchen Augenblicken nur ein Bild vor meinem geistigen Auge: Ich sah

Dich, mein lieber, herzensguter Vater, wie Du segnend Deine Hand auf mein Haupt legtest — an Deinem Bette war's, am Morgen, als ich fort zu müssen glaubte — und Gottes Gnade für mich erbatest. Vater! Dein Segen hat mir geholfen! Er war's, der mich stark gemacht hat, stärker als alle meine Kameraden, denn es hat Stunden gegeben, wo ich ihnen Mut und Trost zusprechen konnte, ich, der Schwache. — Ich hatte einen so guten Kameraden, einen Hauptlehrer von Landeck, der zog am ersten Tag, als er aus dem Lazarett kam, mit uns ins Gefecht. Er durfte als Gefreiter zum ersten Male einen ganzen Halbzug führen und war so stolz darauf. „Der zweite Halbzug folgt mir nach. Immer vor!" rief er laut, „nichts wie vor!" und schon hatte ein Granatsplitter ihm den Unterschenkel abgeschlagen. Er lag abseits, vier Stunden, lag und war dem Verbluten nahe — da hat einer ihn zufällig liegen sehen — noch dauerte das Gefecht an — noch sausten die feindlichen Infanteriegeschosse vom Waldrand in unsere Deckung. Keiner wollte aus der sicheren Stellung heraus, den armen Verwundeten zu holen. Ich hab's gewagt. Der ihn gefunden hatte, ging mit, und wir trugen ihn auf seinem Mantel in Sicherheit. Ich hab' ihn geschindelt, und noch in der Nacht haben wir ihn zu viert zwei Stunden weit ins Lazarett gebracht. Er hat mir zum Dank ein seidenes Hemd und seine Lieblingspfeife geschenkt. Der arme Kerl! Wahrscheinlich muß das Bein bis zum Knie amputiert werden — das sind solche einzelnen Erlebnisse, die mehr Eindruck auf einen machen als der Kampf gegen ein ganzes französisches Armeekorps.

*

Paul Brüdern, stud. med., Kiel,
geb. 26. Januar 1890 zu Hannover,
gef. 3. Oktober 1914 in Waelhem.

Penthy, Dienstag, 22. September 1914.

... Mittags wieder im Graben. Überall Artilleriegefecht. ½3 Uhr als Freiwillige Patrouille gegen den Feind. Mit vier Mann los. Begegnen einem Unteroffizier mit zwei Mann. Der sagt: „Es ist nicht

vorzukommen; wir sind von Maschinengewehren und Infanterie beschossen." Trotzdem natürlich weiter. Indianer gespielt, an feindliche Stellung herangepirscht, daß ich sie sprechen hörte, ihre Offiziere spazieren gehen sah und beobachtete, wie Wachen abgelöst wurden. Mit vorläufiger Meldung zwei Mann zurückgeschickt, die gut durchkommen. Wir beobachten weiter. Plötzlich erhalten wir Feuer und nehmen volle Deckung. Dann geht's sprungweise vor. Ich voran, einer folgt mir, einer zog es vor, liegenzubleiben in Deckung. An dem Tage habe ich zum ersten Male Angst kennengelernt. Drei Maschinengewehre sandten uns drei Leuten einen Hagel von Geschossen zu, sechs Kanonen schossen mit Granaten und Schrapnells auf uns. Und da waren wir nicht einige von vielen, sondern wir allein waren das Ziel. Ich wollte auch liegenbleiben, aber die Meldung mußte durch, also immer wieder weiter! Sobald ich mich aufrichtete, krachten die sechs Geschütze und knatterten die Maschinengewehre. Schon lag man wieder auf dem Bauch. Bei einer größeren Schlacht sind die Nerven durch die stundenlange Kanonade so abgestumpft, daß man sich der ungeheuren Größe der Gefahr gar nicht voll bewußt wird, aber hier ist man mit vollem Bewußtsein und ruhiger Überlegung im Schnellfeuer von anderthalb Batterien leichter Artillerie und einem Zug Maschinengewehren. Dazu gehört straffe Selbstdisziplin, da festzustehen auf Mensur ohne Wimperzucken. Dabei habe ich mir, ungesehen von irgendeinem Vorgesetzten, das Eiserne Kreuz vor mir selbst verdient.

Mittwoch, den 23. September 1914.

Mittags abgelöst, zurück wie vorgestern. Wir liegen in einem Schweinestall. Ausgemistet, Stroh rein, fertig! Finsterer Gestank. Da liegt man und trinkt mit großem Behagen aus schmutzigem Becher dünnen Kaffee, ißt Brot mit Marmelade dazu. Götteressen für unsere Verhältnisse. Im Nachbarhause schlagen drei Granaten ein. Man ist's gewohnt, niemand steht auf. Ich sage: „Wenn die nun hier eingeschlagen wären?" Mein Nachbar: „Dann würde es heller hier, und vor allem hätten wir bessere Luft." Er hat recht. Ihr seht, mir geht's gut. Heut leben wir friedlich; was morgen kommt, weiß keiner, kümmert keinen. „Führt mich ins Feuer frisch hinein — der dritte

Mann soll verloren sein — Werd' mich nicht lange sperren und zieren —." So in der Kriegsstimmung aus dem Dreißigjährigen Kriege ist man auch.

*

Willi Böhne, stud. chem., Freiburg i. B.,
geb. 11. April 1895 zu Elberfeld,
gef. 24. Oktober 1914 bei Lille.

16. Oktober 1914.

Liebe Eltern und Geschwister!

Augenblicklich liege ich hier im Stroh und habe das in der Feldküche zubereitete, sehr schmackhafte Mittagessen zu mir genommen, dabei rauche ich eine der Zigarren, die soeben als Liebesgaben an uns verteilt sind. Doch — —

20. Oktober.

Hier ist eine große Pause, die jedoch nicht so nichtssagend ist, wie diese paar Striche. Was ich schreiben wollte, ist: Doch die Mittagspause ist vorüber und wir müssen wieder an unsere Arbeit. — Arbeit? Ja, wenn Ihr das sähet; wir sind die reinsten Maulwürfe; wir werfen nämlich Schützengräben aus, damit die Herren Engländer hier nicht durchbrechen. So tut man allerlei, wovon man früher keine Ahnung gehabt hat. Aber man tut es gern. Wir machen es uns auch ganz gemütlich; bauen Unterstände, wo wir des Nachts unser müdes Haupt hinlegen und unterschlüpfen können, uns gegen Schrapnells zu schützen. Wir nehmen ab und zu auch ein Schlückchen Wein; denn Patrouillen von uns haben eine Anzahl Flaschen guten Rotweins mitgebracht! —

Erlaube mir, den von Ihrem lieben Sohn und Bruder begonnenen Brief zu vollenden, derselbe ist jetzt außerstande, dasselbe zu tun, denn er ist verwundet. Um Sie darauf vorzubereiten, teile ich Ihnen dieses ergebenst mit. Machen Sie sich auf das Schlimmste gefaßt. Die Kugel, die den Helden traf, hat leider zu gut getroffen, denn sie hat ihn getötet. Richten Sie sich aber auf in dem schönen Bewußtsein, daß er den schönsten Tod starb, nämlich den Heldentod fürs Vaterland. Mit freundlichem Gruß! Ein Kamerad, der es gut meint.

*

Martin Drescher, stud. phil., Berlin,
geb. 22. Juni 1893,
gest. 3. November 1914 an den Folgen seiner Verwundung in Cherbourg.

Das war ein Tag, an den ich nur mit Schrecken zurückdenken werde, dieser 21. Oktober. Unsere Artillerie war nicht zur Stelle und wir mußten gegen feindliche Artillerie, Infanterie und Maschinengewehre vorgehen, nein, vorspringen und Deckung suchen. Nicht einmal zum Schuß sind wir gekommen, es war ein Spießrutenlaufen. Am Abend haben wir uns dann noch eingraben müssen: die Minuten wurden zu Stunden, ein kleines Häuflein unserer Kompagnie fand sich zusammen: ich war auch zu einer anderen Kompagnie versprengt worden. Nun die Totenstille, ringsum brennende Dörfer, Stöhnen von Leicht- und Schwerverletzten; und dann noch mannstief sich eingraben. Um 2 Uhr nachts half ich noch, unseren schwerverwundeten Zugführer suchen.
So geht's Tag um Tag. Fürchterliche Märsche und tagelanges, untätiges Dahinvegetieren, Hitze und Kälte, zu viel Essen und wieder langes Hungern. Die Rede dreht sich nur noch um solche materiellen Dinge und um die Doktorfrage, ob wir morgen noch leben werden. Ich habe mich, so gut es geht, damit abgefunden. Zuerst natürlich befiel mich ein mächtiges Zittern: der Wille zum Leben ist doch zu groß, aber der Unsterblichkeitsgedanke ist ein erhabener Ersatz. Wenn ich auch nicht an die bekannte persönliche Unsterblichkeitsidee glaube, der Anblick der funkelnden Sterne gestern abend und sonstige Erinnerungen und Beobachtungen aus früherer Zeit, zumal aus Goethe, haben in mir wieder die alte Theorie von der Allseele, in der die Einzelseele aufgeht, belebt. Und so habe ich jetzt schon ruhiger die Granaten über mich hinsausen hören. Ich bin der festen Überzeugung, daß ich, d. h. meine Seele, nicht bloß dies eine Mal gelebt hat, sondern weiter und weiter leben wird; wie, male ich mir nicht aus, da es zwecklos ist. So bin ich beruhigt und gefeit.

*

Friedrich (Fidus) Sohnrey, stud. rer. pol., Berlin,
geb. 21. Dezember 1887 in Möllenden,
gef. 8. November 1914 bei Clamecy.

Im Schützengraben bei Clamecy, den 23. Oktober 1914.

Hier im Ort gehe ich jeden Tag zu einer Familie mit sechs Kindern. Der Mann ist im Kriege. Die Frau sagt, er sei Reserve-Dragoner. Sie glaubt naiverweise, er sei noch nicht im Feuer gewesen. Aber sie hat seit zwei Monaten fast keine Post bekommen. Sie weint, als sie das erzählt, und hört, wie wir täglich Post von zu Haus erhalten. Ich gehe dort immer hin und lasse mir warmes Wasser machen, um mich nach viertägiger Pause ordentlich zu waschen. Allerdings darf ich mich nicht zu lange aufhalten, denn ein verdächtiges Kratzen der Kinder weist auf unangenehme Hausbewohner. Aber die Leute tun einem leid, sie haben ja kaum noch ein Stück Wäsche zum Wechseln, geschweige denn etwas zu essen. Nur noch Kartoffeln; und die Frau fragt immer weinend, wie lange sie das noch mit ihren Kindern aushalten soll. Sie jammert über den Krieg: „il est triste pour nous et pour vous.“ Die Schuld haben ihrer Meinung nach die Engländer, die sie verflucht. Ganz unglücklich ist sie, als ich ihr erzähle, daß wir uns auf den Winter vorbereiten und vielleicht hier das Christfest im Dorf feiern werden. Sie schluchzt nur noch vor sich hin. Meinen Dank statte ich ab, indem ich ihr Brot und Militärzwieback dalasse, über den die Kinder sich mit großem Jubel herstürzen. Das Jüngste ist fünf Monate. Es ist zwar auf Befehl des deutschen Ortskommandanten eine Kuh im Dorf geblieben, die den kleinen Kindern Milch liefert, aber es ist doch recht wenig. Am zweiten Tage gebe ich jedem der Kinder zwei Sous. Die Frau war durch mein teilnehmendes Wesen sehr gerührt und glücklich. Sie folgte mir zum Abschied bis vor die Haustür und versicherte, daß ihr Haus immer „à votre disposition“ stände. Diese armen Menschen, die den Rest ihrer einst so schönen Anwesen zu halten suchen und dabei immer in Gefahr stehen, von ihrer eigenen Artillerie all ihr Hab und Gut in Brand und Klump geschossen zu sehen, werden allgemein recht bedauert, und ich glaube kaum, daß einer unserer Soldaten ihnen anders als mit Freundlichkeit begegnet. Viele geben ihnen regelmäßig von ihrem Brot ab. Um unsere Feldküche versammeln sich die Ortsbewohner, ihren ständigen Tribut abzuholen. So sorgen wir noch, daß die Angehörigen unserer Feinde nicht ganz zu verhungern brauchen. Das deutsche Gemüt ist wohl das Stück des Deutschtums, das ihm seine Größe einträgt. „An deutschem Wesen soll einst die Welt genesen“ — hier ist wohl das deutsche Gemüt gemeint.

*

Alfred Buchalski, stud. phil., Gießen,
geb. 24. Oktober 1891 in Bromberg,
gef. 10. November 1914 bei Kortekeer.

Vor Dixmuiden, 28. Oktober 1914.

Mit welcher Freude, welcher Lust bin ich hinausgezogen in den Kampf, der mir als die schönste Gelegenheit erschien, Lebensdrang und Lebenslust sich austoben zu lassen. Mit welcher Enttäuschung sitze ich hier, das Grauen im Herzen. Und als krasser Gegensatz dazu: mit welchem Behagen sauge ich mit dieser köstlichen Luft das hundertmal verlorene Leben ein! Wie soll ich Dir alles das, was ich die letzten Tage erlebte, so recht erzählen. Ich möchte Dir in einem dieses ganze große Erlebnis: die Schlacht, berichten, und doch sind es wieder nur Einzelheiten, die sich jetzt in den Vordergrund drängen. — Es war furchtbar! Nicht das vergossene Blut, nicht auch der Umstand, daß es vergeblich vergossen war, auch nicht, daß in dunkler Nacht die eigenen Kameraden auf uns schossen, — nein, die ganze Kampfesweise ist es, die abstößt. Kämpfen wollen und sich nicht wehren können! Der Angriff, der mich so schön dünkte, was ist er anders als der Drang: hin zur nächsten Deckung da vorn gegen diesen Hagel tückischer Geschosse. Und der Feind, der sie entsendet, nicht zu sehen!

Freilich, noch habe ich Hoffnung, daß man auch an diese Kampfesweise sich gewöhnen werde, und daß sich der Drang: Vorwärts, ran an den Feind! — wird betätigen lassen. Erst etwas leisten, dann schmerzt auch die Kugel gewiß nicht so sehr.

*

Paul Krebs, stud. arch., Danzig,
geb. 9. Oktober 1894 in Dißdorf,
gef. 21. November 1914 vor Lodz.

Oels, Ende Oktober 1914.

Vor meinem langersehnten Abrücken ins Feindesland schreibe ich diese Zeilen. Sie sollen Euch, falls Gott es so fügt, nach meinem Tode meine letzten Grüße bringen, sollen eine kleine redende Erinnerung sein. Was mich mächtig und immer mächtiger hinaustrieb, mit in den Reihen der Kämpfenden zu stehen, wißt Ihr. Es war nicht Ehrsucht; so groß ist meine Kraft und Gewandtheit nicht, daß ich auf besondere Lorbeeren hoffen könnte. Es war nicht Abenteuerlust, denn ich fühlte mich in meinem bisherigen Dasein so glücklich, daß ich Besseres kaum erhoffen konnte, und die Erfahrung der letzten Jahre hat mich einsehen gelehrt, daß auch die Erfüllung der idealsten Wünsche, der Sehnsucht, hinauszukommen, Welt und Menschen zu sehen und Schönes zu genießen, wertlos und entwertend auf den Menschen wirkt, wenn das Herz nicht fest wird. So spielt auch mein Entschluß, unter allen Umständen mitzuziehen, eine gewaltige Rolle im Kampfe um die Festigkeit des Herzens. Was mich hinaustrieb, war die auflodernde Männlichkeit (fast möchte ich sagen: das Fünkchen Männlichkeit, denn ein schlapper Kerl bin ich leider stets gewesen). Seit es mir in der Neujahrsnacht 1913 klargeworden war, daß der Heiland denen, die ihn aufnehmen, Kraft gibt, Gottes Kinder zu werden (Joh. 1,17 ist mir das köstlichste Wort der Bibel geworden), habe ich wenigstens Siegeszuversicht gehabt und ihm für viele Siege danken dürfen. Aber es fehlte mir noch so viel zur rechten, edlen Männlichkeit. Und ich danke dem Herrn, daß er mir gerade in der Zeit der Not des Vaterlandes dieses Verlangen nach dem Fehlenden brennend gemacht hat. Deshalb wird mir auch der Abschied nicht schwer werden. Denn zu dem hohen Ziel, der Freiheit des Vaterlandes, kommt bei mir noch das der Freiheit meiner selbst hinzu. Drum überwiegt die Enttäuschung über jedes Hinausschieben unseres Abmarsches auch die Freude über Eure Sonntagsbesuche. — Wie freue ich mich trotzdem, wenn ich Euch immer wieder sehen kann. Wie habt Ihr, liebe Eltern und Geschwister, kein Opfer gescheut an Geld, Zeit und Mühe. Und auch das Opfer der

Fürbitte habt Ihr selbstlos und anhaltend gebracht. Ich kann es Euch jetzt nicht danken, dafür will ich dem Vaterland mit doppelter Treue dienen und Euch und unsere teure Heimat beschützen helfen. Danket auch dem treuen Vater im Himmel, daß er mir die ganze Zeit meines Lebens, besonders in den letzten Wochen, soviel Freude und Glück geschenkt hat. Ich habe den Ernst des Lebens nie zu kosten bekommen. Meine Kameraden beneiden mich um meine Jugend und mein Elternhaus. Ich habe manchem von diesem kostbaren Kapital abgeben, manchen in mein Elternhaus schauen lassen dürfen. Und viele sind dadurch froher und glücklicher geworden. Wenn ich jetzt dem Tode ins Antlitz schauen werde, so wird's mir erst wieder ganz klar werden, ob ich das mir anvertraute Gut meines Lebens gut verwaltet habe und dem Herrn aller Welten offenen Auges und mit fröhlichem Dank zurückgeben darf. Viele werden sich jetzt dessen bewußt werden, welch ein köstlicher Besitz eine reine Jugendzeit ist. Wir haben oft kurzsichtig mit ihr getändelt. Ich möchte mit den letzten Regungen meiner schwachen Kraft die Kämpfenden unterstützen und die Schwankenden vom Abgrund fernhalten. Doch was bin ich? Nur Jesus kann das. Er kann alle führen, wie er mich geführt hat. Unverdient hält und trägt er die, die sich ihm anvertrauen. Nur in ihm und durch ihn werden Siege erfochten.

Weint nicht, wenn ich auf dem Felde der Ehre bleibe. Ihr hemmt unseren Siegeslauf. Die Zeit gebietet zu handeln und nicht zu trauern. Und Ihr wißt doch, daß ich glücklich bin und mir nichts mangelt. Der Heiland schenkt uns nach dieser Zeit ein seliges Wiedersehn.

*

Rudolf Fischer, stud. phil., Heidelberg,
geb. am 8. Dezember 1892 in Freiburg i. Br.,
gef. am 1. Dezember 1914 bei Vermelles.

Bauvin, den 18. November 1914.

Ich glaube, Ihr stellt Euch unser Leben viel schlimmer vor, als es ist. Für die Kälte gibt es Mäntel, Zelte, Decken, für den harten Boden reichlich Stroh, für den Durst Kaffee und selten etwas Wein. Für

den Hunger geröstete Kartoffeln (Leckerbissen, wenn nichts anderes zu erhalten), Schwellkartoffeln, wenn wie meist kein Fett aufzutreiben ist, außerdem das nicht schlechte Feldküchenessen. Wahre Feierstunden bedeutet immer der Postempfang für Herz und Magen, namentlich fürs Herz.
Was man entbehren muß, wird aufgewogen durch manches, was ich vorher nicht geahnt. Nie habe ich solche Andacht bei einem Sternenhimmel empfunden und so mit der ganzen Natur gelebt. Morgen, Abend, Mittag, Nacht bedeuten hier etwas. Heute früh zum Beispiel hatte es gereift, ein kalter, dunstiger, weißer Wintermorgen. Ich ging mit Josef ums Dorf rum zum Bäcker. Die Sonne ging gerade winterrot auf. Leute gingen auch übers Feld, um Brot zu holen. Es war ganz heimatlich, die weißverschleierte Landschaft, Feld- und Baumgruppen und das liebliche Dorf, die frische, kalte Luft.
Seelisch bin ich wieder ziemlich in Ordnung, bin stolz, mitwirken zu dürfen, kämpfen zu dürfen für Eltern, Geschwister, fürs liebe Vaterland, für alles, was mir bisher das Höchste war. Für Dichtung, Kunst, Philosophie, Kultur geht ja der Kampf. Er ist traurig, aber groß. Das ganze Leben hier im Feld durchdringt ein erhabener Ernst. Der Tod ist täglicher Genosse, der alles weiht. Man nimmt ihn nicht mehr feierlich und mit großen Klagen. Man wird einfach, schlicht gegenüber seiner Majestät. Er ist wie manche Menschen, die man liebt, wenn sie auch Ehrfurcht und Schauer einflößen. — Es kommt keiner aus dem Kriege, der nicht ein anderer geworden.
Seid also fröhlich in Freiburg, wie wir im Feld es sind.

*

R u d o l f M o l d e n h a u e r, Student der Handelshochschule in München,
geb. 8. März 1894 zu München,
gef. 13. Dezember 1914 zu Maricourt bei Péronne.

Halle bei Péronne, 9. Dezember 1914.
... Wenn uns ein schöner Sonnenuntergang an den Sumpfgewässern der Somme beschert wird, wenn ein schöner, kalter Dezembermorgen

den Frühnebel bricht und die Sonne den roten Lehm des Schützengrabens hell strahlen läßt, so sind wir glücklich und freuen uns wie Kinder über die Schönheit. Dann sehen wir auf unsere Untergebenen in ihren feldgrauen Kleidern: sie kommen aus den Unterständen, dehnen sich, säubern sich und reinigen ihre Gewehre. Sie schauen über den Grabenrand, und ihre Augen leuchten, ihre Körper strotzen vor Gesundheit und Gradheit. Alles ist jung und freut sich der Natur und lebt in einem Ganzen, das gegenwärtig das stärkste ist: ein zum Schönen, Guten und Machtvollen erwachsenes Volk.

*

F r a n z B l u m e n f e l d, stud. iur., Freiburg i. B.,
geb. 26. September 1891 in Hamburg,
gef. 18. Dezember 1914 bei Contalmaison.

Freiburg, 1. August 1914.
... Wenn jetzt mobilgemacht wird, muß ich mich ja doch stellen; und da möchte ich mich selbstverständlich lieber hier stellen, wo ich doch Aussicht habe, bald mitzukommen, als in Travemünde, Hamburg oder Bahrenfeld, wo man uns wahrscheinlich nur dazu verwenden würde, den Nordostsee-Kanal zu bewachen. Und ich kann mir nichts Schrecklicheres denken, als irgendwo untätig zu Hause bleiben zu müssen, wenn draußen Krieg und Kampf ist.
Du mußt nicht glauben, daß ich Dir dieses in einer Anwandlung von Kriegsbegeisterung schreibe: Im Gegenteil, ich bin ganz ruhig und kann die Begeisterung, mit der manche Leute hier in den Krieg wollen, absolut nicht mitmachen. Ich glaube auch immer noch nicht, daß er kommt, er scheint mir zu unmöglich, ich denke ganz sicher, daß es bei der Mobilmachung bleiben wird. — Aber w e n n es losgeht, dann verstehst Du auch, daß ich nicht irgendwo daheim bleiben will? Ich weiß, daß Du eine liebe, verständige, gute Mama bist und auch nicht willst, daß Deine Söhne in einer großen Gefahr f e i g e sind und vorsichtig hinten bleiben ...

23. September 1914 (im Eisenbahnzug nordwärts).

... Augenblicklich sitzen wir im Eisenbahnzug, wohin, ist uns nicht gesagt worden, aber es wird angenommen, daß es nach Belgien ginge. Angeblich hätten wir dreißig Stunden Eisenbahnfahrt. Jetzt sind wir nördlich von Trier, ich denke in der Eifel, in einer wunderschönen Gegend. Dazu scheint die Sonne, und alles sieht so friedlich aus. Der Gegensatz zu dem verwahrlosten Lothringen mit all den kriegerischen Bildern und dem ununterbrochenen Regen ist unglaublich. So ganz kommt einem der Ernst des Krieges aber doch noch nicht zum Bewußtsein, ich ertappe mich immer wieder darauf, wie ich einfach die vielen neuen Eindrücke genieße. Du kannst Dir gar nicht denken, welch fabelhaften Reiz rein malerisch dieses ständig bewegte, ungewohnte Bild hat. Gestern abend das Treiben um den großen Tisch in der Diele eines lothringischen Bauernhauses: Ringsherum wild durcheinander Infanterie und Artillerie, der eine im Helm, der andere die Mütze weit hinten auf dem Kopf oder mitten im Gesicht, alle mit mehr oder weniger unordentlichen Bärten, rauchend, essend, schlafend. An den Wänden noch einer oder der andere, der herumsteht oder seine Pfeife raucht, andere, die am Boden sitzen und schlafen. Und zwischen dem allen wirtschaften zwei alte Bauernfrauen herum, eifrig im Kochen von ein bißchen Suppe und Kaffee, arm und bescheiden und glücklich mit den paar Pfennigen, die sie nachher von den Soldaten für all ihre Mühe bekommen. Ich lerne hier mehr vom Volk, als in all den Unterrichtskursen und Wanderbühnen ...

Im Eisenbahnzug, 24. September 1914.

Meine liebe, gute, teure Mama, ich glaube und hoffe ja bestimmt, daß ich aus dem Kriege zurückkehren werde; aber für den Fall, daß ich das nicht tue, will ich Dir doch jetzt einen Abschiedsbrief schreiben. Du sollst wissen, daß ich, wenn ich jetzt sterbe, gern und zufrieden aus dem Leben gehe. Mein Leben war so schön, daß ich mir nichts darin anders wünsche. Und d a ß es so schön war, verdanke ich vor allem Dir, meine liebe, gute, beste Mama. Und für all Deine Liebe, für alles, was Du für mich getan hast, für alles, alles möchte ich Dir danken, danken. — Wirklich, Du weißt gar nicht, wie sehr ich gerade in der letzten Zeit eingesehen habe, wie manches in Deiner Erziehung, von dem ich früher

nicht ganz überzeugt war, daß es richtig sei (z. B. Deine Betonung der körperlichen Ausbildung) v o l l k o m m e n richtig und gut war.

Aber nicht nur für die Erziehung, für alles, alles möchte ich Dir danken, für das Leben, das Du mir gabst, vor allem aber dafür, daß Du s o bist, wie Du bist. Ach, Du weißt aber auch ohne diesen Brief, und viel besser als ich es schreiben kann, wie ich fühle.

Nun möchte ich Dir noch über eines schreiben, das Du Dir nach einigen Stellen in Deinen letzten Briefen vielleicht anders denkst: Warum ich mich als Kriegsfreiwilliger gemeldet habe? Natürlich nicht aus allgemeiner Begeisterung für den Krieg, auch nicht, weil ich es für eine besonders große Tat halte, sehr viele Menschen totzuschießen oder sich sonst im Kriege auszuzeichnen. Im Gegenteil, ich finde den Krieg etwas sehr, sehr Schlimmes und glaube auch, daß bei einer geschickteren Diplomatie es auch diesmal hätte gelingen müssen, ihn zu vermeiden. Aber jetzt, wo er einmal erklärt ist, finde ich es einfach selbstverständlich, daß man sich soweit als Glied des Volksganzen fühlt, um sein Schicksal möglichst eng mit dem des Ganzen zu verbinden. Und auch, wenn ich überzeugt bin, daß ich im Frieden für das Vaterland und das Volk mehr tun kann als im Krieg, so finde ich es ebenso verkehrt und unmöglich, solche abwägenden, fast rechnenden Betrachtungen jetzt anzustellen, wie etwa für einen Mann, der, bevor er einem Ertrinkenden hilft, sich selbst überlegen wollte, wer der Ertrinkende wäre und ob er nicht vielleicht wertvoller sei als dieser. — Denn das Entscheidende ist doch immer die O p f e r b e r e i t s c h a f t , nicht das, wofür das Opfer gebracht wird.

Ich finde den Krieg, nach allem, was ich davon gehört habe, etwas so Fürchterliches, Menschenunwürdiges, Törichtes, Überlebtes, in jeder Weise Verderbliches, daß ich mir fest vorgenommen habe, wenn ich aus dem Kriege heimkehre, mit aller Kraft alles zu tun, was ich kann, damit es in Zukunft so etwas nicht mehr geben kann ...

14. Oktober 1914 (in Nordfrankreich).

... Eines drückt mich von Tag zu Tag mehr, ich fürchte mich so vor der inneren Verrohung. Wenn Du mir ein kugelsicheres Netz wünschst, so ist das sehr lieb von Dir, aber merkwürdigerweise hab' ich gar keine, aber auch gar keine Angst vor allen Kugeln und Granaten, sondern

nur vor dieser großen inneren Vereinsamung. Ich fürchte, meinen Glauben an die Menschen zu verlieren, an mich selbst, an alles Gute in der Welt! Ach, das ist schrecklich! Viel, viel schwerer als das ständige Draußensein bei jedem Wetter; die Notwendigkeit, selbst für sein Essen zu sorgen, das Schlafen auf dem Heuboden (all das finde ich gar nicht schlimm), viel schwerer ist mir, den unglaublich rohen Ton zu ertragen, der zwischen den Leuten hier herrscht.
Der Anblick der Leicht- und Schwerverwundeten, der herumliegenden toten Menschen und Pferde tut gewiß weh, aber der Schmerz darüber ist lange nicht so stark und anhaltend, wie man sich das vor dem Krieg vorgestellt hatte. Gewiß kommt das zum Teil dadurch, daß man fühlt, wie unmöglich es ist, hier zu helfen. Aber ist es nicht doch schon zugleich der Anfang einer traurigen Gefühllosigkeit, beinahe Roheit, oder wie ist es möglich, daß es mir weher tut, meine eigene Vereinsamung zu tragen, als den Anblick des Leids so vieler anderer? Kannst Du mich verstehen? Was hilft es, wenn mich alle Kugeln und Granaten verschonten und ich nehme Schaden an meiner Seele? So hätte man das früher ausgedrückt ...

5. November 1914.

... Die Stimmungen von damals sind glücklicherweise ganz verflogen. Manches, was wohl nicht Stimmung war, ist wirklich besser geworden. Jedenfalls komme ich jetzt mit meinen Kameraden viel besser aus, und das ist doch sehr wichtig. Ein paar von ihnen sind ja recht streitsüchtige und ewig nörgelnde Menschen, aber wenigstens zwei sind darunter, die ganz famose Kerle sind. Es kommt noch dazu, daß jetzt auf der Straße hinter uns mecklenburgische Jäger liegen. Wenn ich vorbeigehe, werde ich jedesmal ganz froh und zuversichtlich. Schon allein einmal wieder ordentlich Platt zu hören, tut mir unendlich wohl, und dann, was sind das für feine, wunderbare Kerls. Immer von einer stillfröhlichen Gemütlichkeit, hilfsbereit, frisch und vertragen sich untereinander und mit anderen wundervoll.

2. Dezember 1914.

... Im übrigen schießen wir wenig und werden wenig beschossen. Unsere Tätigkeit besteht im wesentlichen aus Schlafen, Essen,

Rauchen, Schachspielen, die anderen spielen Karten, Briefeschreiben, Zeitunglesen. Du siehst, es ist ein ganz gemütliches Leben. Besonders abends, in unserem „Wohnzimmer", wenn auf dem Tisch eine kleine Kerze brennt, alles ringsum sitzt, raucht oder die guten Sachen, die die Feldpost gebracht hat, verzehrt, hinten in der Ecke auf dem kleinen Ofen einer Kaffee kocht, ein zweiter seine Strümpfe trocknet, ein dritter sich vielleicht Kartoffeln heiß macht; wenn dabei dann noch einer auf einer Mundharmonika Musik macht und die anderen leise oder laut die Melodie mitsummen, dann kann es sogar unglaublich gemütlich und nett hier sein. Wirklich, ich habe mich so an das Leben hier gewöhnt, daß es mir ordentlich leid tut, daß ich Dir zuerst so einen Klagebrief schrieb, bloß weil ich unter dem streitsüchtigen Leben der Mannschaften litt. Jetzt komme ich ganz leidlich mit den anderen aus; es scheint mir auch, daß sie viel verträglicher geworden sind. Manchmal rede ich mir sogar ein, es wäre zum Teil durch meinen Einfluß gekommen.

*

Emil Alefeld, stud. rer. techn., München,
geb. 12. Dezember 1892 in Darmstadt,
gef. 20. Dezember 1914 in Flandern.

Straßburg, 8. Oktober 1914.

Beim nächsten Transport gehen viele Bekannte mit. Wir freuen uns schon sehr. Gott wird mich schützen. Ich habe noch nicht genug auf der Welt leisten können — doch kann es auch sein, daß nach dem Krieg ich bei meinem Volke noch viele Enttäuschungen erleben muß und wir den Sieg nur dem zu danken haben, daß unsere Feinde noch viel schlechter sind. Mit dieser Betrachtung tröste ich mich, wenn mir wirklich Gottes Ratschluß was Ernstliches vorbehalten hätte. Doch wir — ich fasse das Wort im engsten Sinne der wenigen idealen Menschen — sind Deutsche; wir kämpfen für unser Volk und vergießen unser Blut und hoffen, daß die Überlebenden unserer Opfer würdig sind. Es ist für mich der Kampf um eine Idee, die Fata Morgana eines reinen, treuen ehrlichen Deutschlands, ohne Schlechtigkeit und Trug.

Und gehen wir zugrunde mit dieser Hoffnung im Herzen, ist es vielleicht besser als den Sieg errungen zu haben und zu sehen, daß es nur ein äußerer Sieg war, ohne die Menschen innerlich zu bessern.

Straßburg, 30. November 1914.

Wann ich nun wegkomme, das weiß ich nicht, es können 5 Tage, vielleicht auch 14 Tage sein. — Und wenn ich bestimmt wüßte, ich käme nicht wieder, ich ginge doch hinaus. Nicht mit der Begeisterung, die ich bei Mülhausen hatte, wo ich glaubte, unser Volk sei durch den Krieg plötzlich veredelt, meine Begeisterung ist eine andere; ich will kämpfen und vielleicht auch sterben für den Glauben an ein schönes, großes, erhabenes Deutschland, in dem Schlechtigkeit und Eigennutz verbannt, wo Treue und Ehre wieder in die alten Rechte eingesetzt sind. Davon sind wir noch weit, weit entfernt. Wir sind noch zu schwache, eigennützige Menschen, keine wirklichen „Männer". Ja, ich bin doch ernster geworden, weil ich sehe, daß so viele meiner Mitmenschen es nicht geworden sind.

*

Kurt Schlenner, stud. jur. et rer. pol., Berlin,
geb. 21. April 1895 in Berlin,
gef. 26. Dezember 1914 vor Ypern.

Berg-op-Zoom, den 9. Dezember 1914.

... Daß die Empfindungen im Kriege recht oft schmerzlicher Natur sind, ist klar, und ich habe vielleicht zu oft davon geschrieben. Daß daneben viel Herrliches und Wundervolles steht, ist ebenso sicher. Das Schönste von allem ist vielleicht die Kameradschaft im Felde, deren immer erneute Beweise einem das Herz erheben. Da ist einmal die allgemeine Kameradschaft, die durch das ganze deutsche Heer geht, und die es bewirkt, daß jeder jeden „Du" nennt. Neulich in Amersvelde stand ich abends im wunderschönen hellen Mondschein Wache, vor unserm Quartier auf der Landstraße, und vertrieb mir die Zeit mit Rauchen und Singen. Immerzu kamen Kolonnen vorbeigezogen, bald Artillerie, bald Train. „'n Abend, Kamerad!" riefen mir dann die

vorüberziehenden Leute zu. Einmal öffnete sich auch gegenüber die Tür, und ein Pionier oder sonst was rief mir zu: „He, Posten!" und schon hatte er mir ein Glas Bier in die Hand gedrückt. Alles einfache Dinge, aber Beweise von herzerquickender Kameradschaftlichkeit. Das erleichtert einem so vieles. Ich glaube, das allein gibt uns schon eine große Überlegenheit über die uns gegenüberstehenden zusammengewürfelten Feindesscharen — da sieht doch sicher erst jeder zu, ob der Kamerad, der da vor ihm auftaucht, auch von seinem Stamme ist. Einen Neger kann man doch nicht als Kameraden achten.

Wichtiger noch als dieses allgemeine, unpersönliche Verhältnis ist natürlich die persönliche Kameradschaft von Mann zu Mann, unter denen, die fortwährend aufeinander angewiesen sind. An keinem andern Maßstab vielleicht ist man so geneigt, die Menschen in gute und schlechte zu teilen, wie an dem der Kameradschaft. Wer beim Nachtmarsch ohne Weg nur auf sich bedacht ist, nur seinem Vordermann nachstürzt und nicht darauf achtet, ob sein Hintermann auch nachkommen kann, na, den nennen wir einen schlechten Kameraden. Wer trotz der eigenen Mühe noch Zeit findet, seinen Vordermann aus den Lehmkuhlen herauszuhelfen und den Hintermann auf die Schwierigkeiten aufmerksam zu machen, das ist eben ein guter. Eine feine Unterscheidung kann man auch machen, wenn einer reichliche Feldpostsendungen verteilt: der eine gibt nur, was er nicht brauchen kann und nur das Schlechteste, weil er sich an Besserem delektieren kann, der andere gibt gleichmäßig von allem, ißt lieber selber die Kanten vom Kuchen und verschenkt die Mitte. Das Schöne ist nun, daß die Sorte „schlecht" in Satzkorn, dem Truppenübungsplatz, noch recht häufig war, jetzt aber fast ausgestorben ist; denn der Krieg zwingt uns ja, uns aneinanderzuschließen, jeder weiß ja, wie sehr er vom andern abhängig ist. Am Maßstabe der Kameradschaftlichkeit aber kann man jedem bis auf den Grund der Seele sehen, und es erweist sich da, was an dem Zivilmenschen, den man sonst kannte, Aufputz war. Andererseits erkennt man den wunderhellen Kern in der unscheinbaren Außenseite manches andern. Das schönste Beispiel hierfür ist mir mein lieber Kamerad G., ein Zweijähriger. Der Mann sieht wirklich furchtbar dämlich aus, und sein Benehmen ist unbeholfen und anspruchslos, und doch verdanke ich seiner kameradschaftlichen Hilfe unendlich viel. Und in langen Ge-

sprächen im Schützengraben und im Quartier, die mir mit die schönsten Stunden des Krieges verschafft haben, habe ich ihm auf den Grund der Seele schauen dürfen und habe gesehen, was für ein Ringen und Streben in dem Mann ist, und wie er den weitaus meisten von denen, die sich gebildet nennen, himmelhoch überlegen ist.

*

Karl Aldag, stud. phil., Marburg,
geb. 26. Januar 1889 in Obernkirchen,
gef. 15. Januar 1915 bei Fromelles.

Flandern, 11. November 1914.

Am 14. kamen wir zum Regiment und wurden auf die Kompagnien verteilt. Nachts marschierten wir in ein Dorf, das von einem bayrischen Regiment erobert war. Wir lösten die Bayern ab; es war eine sehr weit vorgeschobene Stellung und nicht befestigt, sehr gefährlich, wie sich bald herausstellte. Wir lagen in den verlassenen Häusern, auf Stroh, sehr dicht zusammen. Am ersten Tag gegen Mittag ging es los, Granaten und Infanteriesalven regneten in das Dorf; wir gingen in den Keller; als aber alles näher kam, mußten wir hinaus zur Verteidigung. Wir hatten keine Schützengräben oder sonst gedeckte Stellungen und waren dem Granatfeuer sehr ausgesetzt, den ganzen Nachmittag; das waren schwere Stunden voll Entsetzen und Schrecken. Abends ging dann die Schießerei nochmals los (bis ½10). Der Kontrast mit dem friedlich sich niedersenkenden Abend war erschreckend und traurig; die Sterne standen so ruhig und voll tiefen Leuchtens über dem Gefecht, das war doch schön.
Den 19. Oktober machten sie den Angriff. Von drei Seiten Artilleriefeuer. Die Infanterie kam so nahe an uns heran, daß wir die Kommandos verstehen konnten. Da fiel auf einmal Artillerie von uns ein, und sofort stockte alles; dann begann ein fröhliches Schießen, sie hatten starke Verluste und bald war alles still. Wenn sie Courage gehabt hätten, wären wir an dem Tage verloren gewesen. Wir standen wie in einem Hufeisen, hatten aber trotzdem nur wenig Verluste. Die

Stimmungen dieses Nachmittags kann ich nicht beschreiben, Angst vor dem Tode habe ich keinen Augenblick empfunden; man gibt sich dem Verhängnis frei hin, wen es treffen soll, den trifft es doch. —
Darauf machten die Franzosen keinen Angriff wieder, wohl aber beschossen sie uns oft und stark, besonders die englischen Schiffsgeschütze, die ein grausiges Getöse machten. Wir schafften eine immer sicherere und befestigtere Stellung. Interessant war auch ein Vorposten von 24 Mann, der bei Tage nicht abgelöst werden konnte, weil man durch das Schußfeld der Franzosen hätte gehen müssen; man mußte also 24 Stunden stehen, natürlich nachts abziehen, es war 150 Meter vom Feind entfernt oder noch näher. Dicht vor uns schoß feindliche Artillerie ab, links hinter uns lag feindliche Infanterie. Als ich oben war, war am Tag Gefecht, wir konnten des Abends nicht abgelöst werden, lagen 48 Stunden und die Nacht darauf auch noch, also zusammen 60 Stunden, d. h. 3 Nächte, zum Teil im Regen und in dauernder Wachsamkeit. Solche Posten und Anforderungen machen mir Freude; ich bin stolz, ihnen gewachsen zu sein.
Unser Zweck hier ist, die Stellung zu halten, Durchbruch zu verhindern und zu warten, bis der rechte Flügel (Calais!) mit uns in einer Linie steht. Dann geht es vorwärts. Auf dem rechten Flügel scheint es ja siegreich vorzugehen, immer gerade in diesen Tagen häufen sich Nachrichten, Dixmuiden sei gefallen, Amerika habe England den Krieg erklärt, 1000 Franzosen seien heute übergelaufen, viele gefangen genommen usw. Der Kanonendonner aus der Ferne hört nie auf. Ich freue mich, wenn es auch bei uns losgeht, wir auf Paris losrücken. —
Für alles, was Ihr geschickt habt, danke ich Euch immer und tief; mehr noch erfüllen mich Eure Briefe mit Frömmigkeit und Liebe. Eure Gedanken und Gefühle lassen die wundertiefe Elternliebe so herrlich und groß erkennen, daß ich sie nicht genug oft lesen kann. Es ist mir, als müßte ich, wenn wir uns wiedersehen, Eure lieben alten Hände, Eure Stirn und Eure Augen küssen, wie etwas Heiliges. Gott wird mit uns sein; ich habe ein starkes Vertrauen. Allerdings, wenn ich bedenke, wie alle Soldaten, besonders die Landwehrmänner und Familienväter zu Hause erwartet werden, wie für alle gebetet wird, und wie viele schon Trauer und Unglück tragen müssen, dann kommt es mir wie eine nicht zu ermessende, wie eine unverdiente Gnade, wie ein

Wunder vor, wenn gerade ich die Erfüllung dieser Bitten erleben sollte.
Ich fühle mich stolz, wenn Ihr so stolz von mir schreibt, und so demütig, wenn ich an das mögliche Schicksal denke. Stolz bin ich, da ich weiß, daß unser Haus durch mich das Schicksal des Vaterlandes mitschaffen hilft und ich selbst dafür ein Opfer bringen kann. — —
Heute, am 13. November, um 10 Uhr, war Feldgottesdienst. In einer Dorfkirche, die schon als Krankenlazarett gedient hatte, und in der Stroh lag, die mit Gewächshauspflanzen und Blumen ausgeschmückt war, verlas ein evangelischer Divisionspfarrer eine Bibelstelle, wir sangen ein Lied („Mir nach, ihr Christen"). Dann folgte eine Predigt, dann wieder der Choral „Nun danket alle Gott". Es war eine ergreifende Feier, voll Heimatgedanken, voll nach innen gekehrter, männlich tiefer, schmerzlicher Andacht, gläubigen Hoffens, frommen Dankes. Die Leute erzählen sich untereinander viel davon, wieviel frommer unser Volk geworden sei durch diesen Krieg; es ist rührend, die Leute so von selbst zu unsereinem vertrauensvoll davon reden zu hören; Spötter wagen nicht mehr laut zu werden, oder gibt es gar keine mehr. —
Ich danke der lieben Mutter für den kleinen Gottesgruß aus dem Psalter, der mir innig wohlgetan hat. Und so lebt denn wohl, Ihr Lieben, mit denen ich immer zusammenlebe in dieser großen, starken, andächtigen Zeit, an die zu denken mich stärkt und frömmer macht.

Bei Fournes, 18. Dezember 1914.

Es ist ein eigenartiges Weihnachtsfest in diesem Jahr, so widerspruchsvoll eigentlich gegen das Evangelium der Liebe — und doch wird es mehr Liebe säen als jedes andere. Liebe unter dem eigenen Volke und Liebe zu Gott.
Ich glaube sicher, daß das Fest in diesem Jahr tiefer empfunden wird als je, und daher vielen zum Segen gereicht, trotz des Krieges. Ich habe auch mit tiefer Freude und innigem, andächtigem Entzücken unsere Weihnachslieder gesungen. Wir singen sie zweistimmig in unserm Ruhequartier, einem großen warmen Kuhstall, auf dem einzigen Tisch einen brennenden kleinen Tannenbaum, den einer geschickt erhielt. Ich empfand das ganze große Geheimnis der Welterlösung und das Wunder des Gottessohnes wie in keiner Predigt. An dem Weihnachtstage werde ich immer zu Hause sein in Gedanken, und ich kann nicht mehr tun, als Euch allen wünschen, daß auch Ihr ein andächtiges, geheiligtes Weihnachtsfest erleben werdet, das Euch Glück und Segen ins Haus bringt und Vertrauen auf den Gott der Liebe, der uns behüten wird. Es gibt keine größere Stärkung für mich als zu wissen, daß Ihr für mich betet. Ich habe ein wirkliches Vertrauen in die Zukunft. Diese Glaubensstärke, in der wir alle demütig leben, möge uns das Weihnachtsfest bestärken und verschönern.
Ich schreibe dies morgens früh bei Kerzenlicht an dem Tisch im Kuhstall. Die Kameraden wuscheln sich aus dem Stroh, waschen sich; wir mußten die Nacht alarmbereit schlafen, gepackt und umgeschnallt, was sehr unbequem ist. Aber es tobte die ganze Nacht Kanonen- und Infanteriefeuer. Große Feuerlohen hinten am Himmel. Und in 6 Tagen ist Weihnachten!

Bei Fournes, Weihnachten 1914.

Weihnachten im Felde! Wir lösten gerade den 24. abends ab, so um 10 Uhr. Die Engländer sangen auch Weihnachtslieder, zum Beispiel ein herrliches Quartett. Auch bei uns klangen die schönen, alten Lieder, nur hier und da ein Schuß dazwischen. Die Postenstände im Graben schmückte man sich mit Tannenzweigen und Flittergold aus der Heimat, auch die Erdbuden. Dann um 10 Uhr kam eine andere Kompagnie, wir marschierten ins Quartier, 1½ Stunden lang. Es war die schönste, klarste Nacht seit langer Zeit, so still und herrlich rein, wie Weihnachten sein muß. Es wurde Frost und damit ein Ende des Schlammes und Dreckes. Ich dachte sehr an zu Hause und bedauerte, daß Ihr keinen Weihnachtsbaum gemacht habt, denn so konnte ich mir Euch gar nicht vorstellen.
Schön war es, wie die Leute zusammenstanden, die Namen aufgerufen wurden und die Pakete dann über die Köpfe hingereicht wurden — alle waren Weihnachtskinder, die vor ihren Paketen knieten und kramten, bei Kerzenlicht, an den Krippen im Kuhstall, wie in der ersten Weihnacht. Abends war dann die richtige Weihnachtsfeier. Zwei große Bäume brannten auf großen Tischen. Alles was man sich wünschen mochte, war überreich da: Wollsachen, Tabak, Spekulatius, Schokolade, Würste — alles Liebesgaben. Was hat Deutschland für

uns getan! Dann kam der Regimentskommandeur und der Divisionspfarrer, die heilige Weihnachtsgeschichte wurde verlesen und liebe alte Lieder gesungen.

3. Januar 1915.

Ich habe mir eine Pfeife angesteckt und mich an den Tisch in unserm Kuhstall gesetzt, um nach Hause zu schreiben, wo sie sicher wieder auf Lebenszeichen warten. Die Pfeife schmeckt und auch sonst geht es dem alten Krieger gut. Ganz eigenartig war Silvester hier. Es kam ein englischer Offizier mit weißer Fahne herüber und bat um Waffenruhe von 11 bis 3 Uhr zur Beerdigung der Toten (kurz vor Weihnachten waren hier heftige feindliche Angriffe gewesen, wobei die Engländer viele Tote und Gefangene verloren hatten). Sie wurde gewährt. Es ist schön, daß man nicht mehr die Leichen vor sich liegen sieht. Die Waffenruhe aber wurde ausgedehnt. Die Engländer kamen aus ihrem Graben heraus in die Mitte, tauschten Zigaretten und Fleischkonserven, auch Photographien aus mit den Unsern, sagten, sie wollten nicht mehr schießen. So herrscht vollständige Ruhe, die einem seltsam vorkommt. Wir und sie gehen und stehen auf der Deckung, über dem Graben. –

Es konnte nicht so weitergehen, und so schickten wir hinüber, sie möchten in den Graben gehen, wir würden schießen. Da antwortete der Offizier, es täte ihnen leid, ihre Leute gehorchten nicht. Sie hatten keine Lust mehr. Die Soldaten sagen, sie könnten nicht mehr im nassen Graben liegen, Frankreich wäre kaputt. Sie sind auch wirklich viel schmutziger als wir, haben mehr Wasser im Graben als wir und viele Kranke. Es sind ja Söldner, sie streiken einfach. Wir schossen natürlich nicht, denn auch unser Laufgraben (der vom Dorf in die Feuerlinie führt) ist stets voll Wasser, und es ist gut, daß wir über die Deckung gehen konnten ohne Lebensgefahr. Ob das ganze englische Heer streikt und den Herren in London einen Strich durch die Rechnung macht? Unsere Leutnants gingen hinüber und schrieben sich in ein Album der englischen Offiziere ein. Eines Tages kam ein englischer Offzier und bestellte, ihre Oberleitung hätte die Beschießung unserer Gräben befohlen, wir möchten Deckung nehmen, und dann schoß die (französische!) Artillerie, allerdings sehr heftig, aber ohne uns Verluste beizubringen.

Silvester riefen wir uns die Zeit zu und verabredeten, um 12 Uhr Salven zu schießen. Der Abend war kalt. Wir sangen Lieder, sie klatschten Beifall (wir liegen 60–70 Meter gegenüber), wir spielten Mundharmonika, dazu sangen sie, und wir klatschten. Dann fragte ich, ob sie nicht auch Musikinstrumente da hätten, und dann kriegten sie einen Dudelsack vor (es ist die schottische Garde mit den kurzen Röcken und nackten Beinen), sie spielten ihre schönen elegischen schottischen Lieder darauf, sangen auch. Um 12 Uhr dann knatterten Salven von beiden Seiten *in die Luft!* Dazu ein paar Schüsse unserer Artillerie, ich weiß nicht, wohin die schossen, die sonst so gefährlichen Leuchtkugeln prasselten auf wie ein Feuerwerk, mit Fackeln wurde geschwenkt und Hurra geschrien. Wir hatten uns einen Grog gebraut und tranken den mit einem Hoch auf Kaiser Wilhelm und auf das neue Jahr. Es war rechter Silvester, wie im Frieden.

Zwischen Lille und La Bassée, 10. Januar 1915.

Schlamm und Wasser füllen den Schützengraben, Wasser von unten und Regen von oben. Tag und Nacht wird geschanzt, Erde geschaufelt, Wasser geschöpft und gepumpt. Und dabei die Fruchtlosigkeit, daß alles vergeblich ist! Das Wasser bleibt. Und immer weiter fällt Regen in schweren Schauern. Dabei eine das ganze Gemüt bedrückende Nachtdunkelheit, weil jedes Licht verraten würde! Unglaublich düster diese Stimmung, wenn in dem Regen die Dämmerung undurchdringlich einfällt!

Ich kann gestehen, daß oft Ekel mich ergreift gegen das Leben in diesem Schlamm und Dreck und das unausgesetzte, naßkalte, vergebliche Arbeiten. Es sind Strapazen, die kein Mensch im Frieden für eine zivile Sache ertragen würde. Nur das macht mich ruhig, zu fühlen, wie mit den Anforderungen die Kräfte wachsen. Eine Geduld und Ausdauer fühle ich in mir, wie ich sie nie kannte und für möglich hielt. Und herrlich ist es, wie gut sich die Leute dareinfinden, wie keinen die Müdigkeit und Verzweiflung überwindet, wenn auch der Unterstand eingefallen ist und Nächte hindurch an einem neuen gearbeitet werden muß. Freudig ist es, zu sehen, wie religiös die Grundstimmung ist, wie – wenn man die Religion als Mittelglied ansieht – die Scheu und Ehrfurcht vor Stillem zu fühlen ist. Frivolitäten kommen kaum mehr

vor. Alles wird neu erlebt. Köstlich diese tragisch-späte, ungeschickte Reife und Stille! Bei alten Volksliedern weinen Leute, denen man ganz anderes zutraute, die einen wohl gar an das erinnerten, was man früher Proleten nannte. Vaterlandslieder, Soldatenlieder und Choräle fließen mit ganz neuer, ungehemmter Unmittelbarkeit hervor. Fast immer auf Nachtposten hört man Choräle singen. Da war ein Kerl, mit dem ich gestern morgen noch im Graben Posten stand, der sang einen Choral und dann eines von diesen alten, langsamen, immer etwas traurig klingenden Soldatenliedern, ein trotz aller Strapazen fröhlicher Bauernkerl – und einige Stunden später lag er tot, mit dem Gesicht im Dreck. Das Glück in diesem reichen, unmittelbaren Erleben unseres Volkes ist mir sehr wertvoll, zumal es sicher eine Neugestaltung ist.

*

Karl Josenhans, stud. theol., Tübingen,
geb. 4. Oktober 1892 in Leonberg,
gef. 29. Januar 1915 in den Argonnen.

Schloß Hindenburg, 9. November 1914.

Wir kamen in die neuerstürmte Stellung, und da lagen vor und hinter dem Graben noch einige Tote. Ich selbst habe zwei Franzosen und drei Deutsche beerdigen lassen, und die Briefschaften abgenommen. Da findet man die Briefe von zu Hause; einem katholischen Landwehrmann schrieb seine Mutter alle möglichen Gebete, die besonders wirksam seien, sie hofft bestimmt auf das Wiedersehen. Und dann viele französische Briefe. Da heißt es in dem Brief einer Frau am Schluß immer wieder: „Petit-Petit est toujours bien sage.“ Einem andern schrieb seine Schwester, daß sie ihm zwei Pfund Schokolade schicke. Außerdem will sie ihm Handschuhe schicken, die den Nebel nicht so anziehen, auch noch eine Kapuze gegen den Regen. Alles, wie bei uns, und wenn man das liest, vergeht einem der letzte Funken von Haß gegen die Franzosen, falls ein solcher überhaupt noch da sein sollte.
... Ein Mordinstrument, das wir voraushaben, sind die großen Minenwerfer. Da werden große Granaten etwa 400 Meter weit in die Luft geschleudert und fallen dann fast senkrecht nieder. Ich habe dieses

Mal ihre Wirkung genau betrachten können. Äste und Erde wurden haushoch in die Luft geschleudert, und, obwohl die Minen 80 Meter vor uns niederfielen, zitterte bei uns der Boden. Während dieser Explosion habe ich mittels eines Wallspiegels in den Laufgraben der Franzosen hineingesehen und beobachtet, wie die geängstigten Leute im Laufschritt nach hinten durchgingen. Aber es stand offenbar hinten jemand mit der Pistole, denn der eine wie der andere kroch wieder vor. Menschenjagd ist dieser Krieg, und das gehört zum Gemeinsten. Da kann man froh sein, daß wir nicht schuld sind an diesem Kriege; denn auch so erfaßt einen hie und da der Ekel, aber das muß ich sagen: der Anblick der Toten selbst mit den schrecklichsten Wunden hat mir gar nichts ausgemacht. Es wird einem beim Anblick dieser traurigen Reste klar, wie wenig dieser Erdenkörper mit der unsterblichen Seele zu tun hat, und hier draußen hält man sich auch viel weniger auf mit dem Leib als im Frieden der Heimat.
... Ich sah eben die Posten nach, die alle hinter Stahlschilden standen. Kaum war ich an dem einen vorbeigegangen, als er lautlos zu Boden stürzte. Es war stockdunkle Nacht, um so schauriger war es, das Leben in einem starken Strom hinwegrauschen zu hören. Da ich nicht wußte, ob noch etwas zu heilen war, mußte ich zuerst Licht machen, und da sah ich mit einem Blick, daß es aus war. Er hatte seinen Kopf etwas über seinen Stahlschild erhoben, wo noch ein Sandsack aufgebaut war. Durch diesen Sandsack drang in dem einen Moment ein Geschoß, stellte sich quer und traf den Mann in die Stirn. Die französischen Geschosse sind ja um einiges länger als unsere, und ein sogenannter Querschläger reißt grausige Wunden.
Von körperlichen Strapazen ist bei mir nicht die Rede, ich habe meine Teppiche bei Nacht, immer genug zu essen und zu trinken; das Pfeifen und Einschlagen der Kugeln in die Wälle macht einem nichts mehr aus. Aber die Verantwortung ist es, die einen angreift. Sie läßt einem nachts keine Ruhe, man sieht immer wieder nach seinen Posten, damit ja alles aufpaßt. Und dieses geht einem dann auch in der Zeit der Ablösung nach, so daß man nachts immer von Posten und Schützengraben träumt. In der zweiten Nacht nach der Ablösung wird es besser, so daß man dann sogar wieder Friedensbilder träumt. Wie Hohn klingt mir jener Satz, den ein Stadtpfarrer einem Kameraden (Lehrer)

schrieb: „Ein baldiges Ende des Krieges dürfen wir nicht wünschen, weil es nicht möglich ist." Ich möchte den Mann nur einmal einen Blick tun lassen zu uns heraus. Und auch viele Feldpostbriefe werden dem Ernst nicht gerecht; die meisten der schönen Briefe sind von Leuten geschrieben, die sich einige Kilometer hinter der Front herumbewegen. Also bitten wir getrost um ein baldiges Ende.

Schloß Hindenburg, 21. November 1914.

... In den letzten zwei Nächten der Ablösung war ich immer noch im Schützengraben mit meinen Träumen, aber hoffentlich wird es die nächste Nacht ein ruhiges Bild sein. Es ist gut, daß der Mensch auch vergessen kann, und daß vieles in der Erinnerung verblaßt, sonst müßte man unter dem bald zusammenbrechen. Ihr begreift, daß einem der Horizont da sehr klein wird, an die allgemeine Lage sonst kann man nicht denken, und man ist geneigt, seine eigene Lage auf das übrige zu übertragen. Mein einziges Gebet war in den letzten Tagen: „Herr, es ist genug!" Und gerne hätte ich mit Elias weitergesprochen. Aber wir müssen auf unserem Posten bleiben, das bleibt uns bei allem Schwerem fest in der Seele. Eben spielte die Musik draußen: „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren!" Soweit sind wir zwar noch nicht, aber an dem Glauben, daß es Gott trotz allem zum guten Ende führt, werden wir nicht irre, sonst wären wir heute besser tot als morgen . .

12. Januar 1915.

Am 31. Dezember hatte unsere Kompagnie das Aufräumungskommando. Eine Unmenge Sachen wurden zusammengetragen. Außerdem hieß es, die Toten begraben. Die Franzosen haben in ihren Gräben 30 Zentimeter Wasser gehabt. Hier die Toten herausziehen, die Erkennungsmarke abnehmen: es graust einem vor gar nichts mehr. — Die Franzosen haben fast durchweg Medaillons umgehängt, vorzugsweise mit der Inschrift: „la vierge immaculée". Photographien fanden wir auch und Notizbücher mit Couplets darin. Ich könnte beinahe garantieren, daß man bei keinem unserer Soldaten derartiges finden würde. Ein Allgemeinurteil will ich damit nicht fällen über die Franzosen, denn in ihren Briefen heißt es immer wieder: „Dieu te

protègera." Aber das habe ich noch nie gelesen, was ich bei manchem deutschen Toten gelesen habe: „Wenn es Gottes Wille ist."

... Unser Kompagnieführer ist der einzige Offizier, der drei Auszeichnungen hat. An Zähigkeit und Ausdauer nimmt er es mit jedem Engländer auf, das bin ich sicher, denn trotz vieler körperlicher Beschwerden ist er immer der erste auf dem Platz und hat seit dem 4. September noch keinen Tag gefehlt. Im übrigen ist er mir ein großes Problem. Das Wort: „Die Gesunden bedürfen des Arztes nicht" wird mir an ihm so deutlich illustriert wie noch nie. Er ist der Ansicht, daß das Christentum für die Schwachen ist, die sich ohne dieses nicht zur Verachtung der Todesfurcht, zur treuen Pflichterfüllung aufschwingen können. Und beides besitzt er in hohem Maße. Dabei ein Mann von tiefem Gemüt, dem jeder Verlust in der Kompagnie sehr zu Herzen geht. Nicht das Geringste von Menschenfurcht an ihm; was er für recht hält, wird gemacht, und wenn alle anderer Meinung sind. Ich kenne Nietzsche ja nicht genau, aber meiner Ansicht nach muß er so etwa gewesen sein. Eines Urteils enthalte ich mich, aber gerade neben ihm wird es mir deutlich, daß ich zu den Schwachen gehöre, und wenn es mir gegenwärtig bei dem Kriegshandwerk viel leichter und froher zu Mut ist, als früher, so kommt das nur daher, daß mir die Gewißheit geschenkt worden ist, daß weder Tod noch etwas anderes uns scheiden kann von der Liebe Gottes.

Letzthin habe ich gelesen, im Kriege werde man vor die Entscheidung gestellt: entweder vollständige Apathie oder lebendiger Glaube. Das möchte ich unterschreiben, aber mein Kompagnieführer ist doch eine Ausnahme.

*

August Hopp, stud. theol., Leipzig,
geb. 17. April 1891 in Schopfloh a. d. Ries bei Öttingen,
gef. 18. März 1915 auf der Combreshöhe.

Frianville, 1. März 1915.

Immer näher kam der Geschützdonner. Schon sahen wir in der Ferne die Combreshöhe und auf ihr die schwarzen Bahnen der Einschläger und die weißen Wölkchen der Schrapnells. Um ½5 Uhr waren wir in

St. Maurice angekommen: alles voll Verwundeter; auf der Straße von St. Maurice nach Hannonville kam ein Auto nach dem anderen vollgepfropft mit stöhnenden Verwundeten, andere fuhren leer zurück, Leichtverwundete kamen dazwischen hergehumpelt. Wie wenn sie uns hätten abschrecken wollen, begann, als wir dicht vor Hannonville waren, und die Combreshöhe auf ein paar Kilometer vor uns lag, da droben die Hölle. Es war kein einzelnes Krachen mehr, sondern ein unaufhörlicher, markerschütternder Donner. Man konnte die Einschläge nicht mehr unterscheiden, die ganze Höhe glich einem feuersprühenden Berg. Und da hinein mußten wir — selbstverständlich, unseren Kameraden da droben zur Hilfe eilen, deren Reihen furchtbar gelichtet waren. In Hannonville wurde noch schnell Essen gefaßt, für manchen das letzte, mancher letzte Gruß wurde hingekritzelt. Um halb fünf Uhr, es war schon dunkel, der Himmel trübe: „Antreten, ohne Tritt, marsch!" Der Donner droben hatte nicht mehr ausgesetzt, dazwischen hörte man jetzt ratterndes Gewehrfeuer. Der krepierende Eisenhagel erhellte für Momente das Dunkel. Je näher wir an Combres hinkamen, desto dichter wurden die Verwundetenzüge, auch eine Abteilung französischer Gefangener sahen wir. Wir marschierten durch Herbenville, von wo wir nach 20 Minuten in Combres eintrafen. „Halt, rechts ran!" „Das Bataillon wartet auf weitere Befehle." Und schon kam's! Bum, bum, ratsch, eine nach der anderen, vor uns, hinter uns, neben uns, prasselnd hinein in die Häuser, an denen nichts mehr zu zerstören war, hinter deren noch erhaltenen Mauern wir uns zu decken suchten. Da lagen wir nun in eiskalter Nacht, in dem furchtbaren, schweren Artilleriefeuer, das die Franzosen nach rückwärts verlegt hatten —, weil oben auf der Höhe, die von der Ortschaft aus steil aufsteigt, der Kampf tobte —, jeden Augenblick gewärtig, daß solch ein Ungetüm Tod und Verderben in unsere Reihen streue. — Endlich, nach dreistündigem, langem Warten, kam eine Entspannung: „Vorwärts!" Inzwischen waren droben die Franzosen bis an den Rand der Höhe vorgedrungen, hatten den von wahnsinnigen Artillerieschüssen verschütteten 130ern einige Gräben weggenommen; doch ein preußisches Bataillon vom 154. Regiment, das bereits auf der Höhe als Unterstützung lag, hatte im Sturm die Franzosen wieder zurückgeschlagen und unter den schwersten Verlusten für den Feind die

wichtigsten Gräben wiedergenommen. So waren wir um diesen Sturm gekommen. Das Regiment rückte vor zur Ablösung der 130er, 1. Bataillon am weitesten links, 2. in der Mitte, 3. Bataillon in der gefährlichsten rechten Stellung, wo der Hauptkampf um die Gräben getobt hatte und es nun die völlig zusammengeschossenen eroberten Gräben zu halten galt. Es war stockfinstere Nacht. Wir marschierten langsam die steile Höhe hinan in grundlosem Schlamm. Alle Augenblicke tappte man in ein Granatloch hinein. Das Artilleriefeuer lag, Gott sei Dank, weiter rückwärts, weil die Franzosen offenbar meinten, sie hätten die Höhe schon im Besitz. Droben andauerndes heftiges Infanteriefeuer. Unser Major war inzwischen in rasendem Ritt eingetroffen, unser Hauptmann war nicht da. Die 10., 9. und 12. Kompagnie bezogen Stellung, und wir, die 11., wir warteten, uns langsam die Höhe hinanschlängelnd, 1 Stunde, 2 Stunden, 3 Stunden, konnten uns nicht setzen, nicht legen, mußten einfach in dem tiefen Lehm bis zu den Waden stehen. Wir warteten, bis endlich früh um 4 Uhr der Befehl kam: „11. Kompagnie zur Verfügung des Bataillonsführers." Da suchten wir uns Hütten, die recht zusammengeschossen waren, fanden für ein paar Mann notdürftige Unterkunft, die meisten blieben, wie sie standen; da man beim Gehen nur in Dreck und Löchern umeinandertorkelte, so warteten wir, bis der Tag graute. — Da endlich kam der Befehl: „Löst die Kompagnie vom Regiment 154 im zurückeroberten Graben ab, Abmarsch sofort!" — Unter Führung eines Leutnants der 154er, der sich in der vorderen Stellung auskannte, los, durch einen Laufgraben zum Schützengraben am halben Abhang des nach Norden abfallenden bewaldeten Berges. Und da begann auch die Tragödie. War man schon in der Bereitschaftsstellung hin und wieder im Dunkel der Nacht auf eine der über den ganzen Bergabhang zerstreuten Leichen getreten, so sah man jetzt den Tod in diesen Lauf- und Schützengräben in 100facher, furchtbarster Gestalt. Gleich am Eingang lag ein 130er gegen die Brustwehr gelehnt, wie wenn er im Anschlag eingeschlafen wäre, ein kleines, blutiges Loch in der Stirn, kalt und starr. Und dann zwängten wir uns, da wir ganz durch bis zum äußersten linken Flügel mußten, einer hinter dem anderen durch den Schützengraben, auf dessen Sohle Ströme von Blut stagnierten, in dem Leichen Deutscher und Franzosen in wüstem Durcheinander fast

alle paar Schritte den Weg versperrten, so daß man über die angehäuften Leichen hinwegklettern mußte und dabei mit den kalten Händen und Gesichtern und den furchtbaren, blutigen Wunden in Berührung kam. Schlamm und Blut mischten sich an den Stiefeln, Kleidern und Händen; aufrecht gehen konnte man, durfte man nicht. Denn unten in der Schlucht auf 30 Meter Entfernung laufen französische Schützengräben; sowie sich eine Helmspitze über der Brustwehr zeigte, pfiff es beng, beng über die Köpfe hinweg. Gleichzeitig sahen wir die furchtbare Wirkung des Artilleriefeuers; von der oberen Hälfte des Waldes hinter und vor den Schützengräben stand kein Baum mehr. Der Boden war wie von einem Erdbeben zerwühlt, der Schützengraben war an manchen Stellen ein Chaos von Erde, Steinen, Baumstämmen und Leichen, und je weiter wir gegen den linken Flügel kamen, desto schauerlicher wurde es — die Leichen, meist Franzosen, lagen immer dichter innerhalb und außerhalb des Grabens — und desto mehr pfiffen die Geschosse. Der Leutnant vom linken Flügel, dessen Zug ich abzulösen hatte, kam mir entgegen — schnell das Nötigste zur Einweisung: „Decken Sie nach Möglichkeit Ihre linke Flanke, sie ist stark bedroht, und halten Sie den Graben!" Ein Blick genügte, um die ganze Situation zu erkennen; der Schützengraben am linken Flügel glich eher einer vertieften Mulde — so zusammengeschossen war er. Am linken Flügel war notdürftig eine Art Barriere errichtet, denn am anderen Ende des Grabens lagen die Franzosen auf kaum 40 Meter Entfernung. Man sah deutlich ihren Flankierungsschützengraben. Halblinks von der Barriere zog sich ein Laufgraben hin. „Was ist drin?" fragte ich. Der Leutnant wußte nur, daß lauter Tote darin lagen. „Aber vielleicht ist er auch von den Franzosen besetzt." Schnell hatte ich meine Leute eingeteilt, 4 Mann an die Barriere, alles übrige an die Brustwehr: „Der Graben wird unbedingt bis zum letzten Mann gehalten." Zur Deckung meiner linken Flanke beorderte ich 6 meiner Scharfschützen und meinen schneidigsten Unteroffizier. Sie mußten außerhalb des Schützengrabens senkrecht dazu in notdürftig aufgeworfenen Deckungen mit Front gegen den feindlichen Flankierungsgraben liegen. Ich führte sie selbst auf und wies jedem Schützen, von einem zum anderen kriechend, seinen Platz an. Und da kamen auch schon die ersten Grüße. Ich war einmal unvorsichtig aufgekniet, um

besser hinübersehen zu können: wie das prasselte, zischte, surrte und pfiff! Der Dreck spritze in die Augen. Rings um einen schlug es ein; drüben ratterte es mörderisch — also ein Maschinengewehr. Mit der Pfeife im Mund schossen sie. Meine Scharfschützen und ich ließen uns nicht aus der Ruhe bringen, getroffen war keiner. Drüben sah man die Käppis aus dem Schützengraben unvorsichtig herausgucken. Da nahm jeder ein Käppi aufs Korn — Feuer — manches Käppi sah man ein Hupferl in die Höhe machen und dann auf Nimmerwiedersehen verschwinden. Doch das Maschinengewehr ratterte unaufhörlich, namentlich an der Barriere. Herrschaft, nur mehr Deckung, wenn wir hätten! Wie wird der Tag herumgehen! Es war früh 9 Uhr, der sogenannte Graben war angefüllt mit Toten und allen möglichen Ausrüstungsgegenständen; man stand und saß auf den Toten, als wenn's Steine oder Holzklötze wären! Ob dem einen der Kopf zerstochen oder abgerissen, dem anderen der Brustkorb aufgerissen, dem dritten aus dem zerschlissenen Rock die blutigen Knochen herausragten — das kümmerte einen nicht mehr. Und außerhalb des Schützengrabens sah man sie in allen Stellungen. Da saß in einem Granatloch ein blutjunges Bürschchen, ein Franzose, wie wenn er schliefe, das Gewehr im Arm, den Kopf etwas geneigt, aber die Hände hielt er, wie zur Abwehr, vor die Brust, in der ein tiefer Bajonettstich klaffte. Und so lagen sie in ihren verschiedenen Stellungen, fast nur Franzosen, mit von Kolbenschlägen, sogar von Schaufeln zerschlagenen Köpfen, dazu Gewehre, Ausrüstungsgegenstände, Käppis in Unmenge. Die 154er hatten beim Sturm furchtbar gewütet, in Rache für das Artilleriefeuer. Ein Haufen von fünf Leichen lag vorn vor der Barriere; wir mußten ständig auf ihnen herumtreten, sie in den Schlamm hineinquetschen, da wir sie infolge des Artilleriefeuers nicht aus dem Graben schaffen konnten. Auf einmal merke ich mit Schrecken, daß eine von den vermeintlichen Leichen, unter drei anderen liegend, sich zu regen beginnt, ein bärtiger, strammer Franzose die Augen aufschlägt und furchtbar wimmert. Er hatte, scheint's, in tiefer Ohnmacht die ganze Nacht unter den Leichen gelegen. Wir zogen ihn unter größtem Wehklagen heraus. Ich gab ihm zu trinken, weiter konnten wir ihm nicht helfen. Bald lag er wieder in tiefer Ohnmacht. Unsere Gefühle waren allmählich völlig abgestumpft. Ich hatte vom Kompagnieführer auf

Befehl des Bataillons den Auftrag bekommen, mit Freiwilligen in drei Gruppen den feindlichen Graben zu stürmen. „Bis 11 Uhr ist der Graben genommen!“ Einteilung und Anordnung dazu war schnell gemacht, die schneidigsten Leute ausgesucht, das Herz zitterte etwas. Vom Laufgraben aus wollte ich zum Sturm weggehen, gleichzeitig sollte die 10. Kompagnie von der anderen Seite vorgehen. Es galt vor allem festzustellen, ob der Laufgraben vom Gegner frei war, um von ihm aus stürmen zu können. Ich kletterte selbst über die Barriere hinein in den Laufgraben, feindliche Geschosse flitzten, trafen mich aber nicht; der Laufgraben lag voll Leichen; ich ging mit gespanntem Revolver vor, 5, 10, 20 Meter. Da war der Weg versperrt durch ein Hindernis von Stacheldraht; es blieb nichts anderes übrig, als über die danebenliegende Schulterwehr zu klettern; es gelang ungesehen, ich konnte feststellen, daß auch hinter der Schulterwehr kein Gegner war, so daß ich bis hierher mit meiner Sturmkolonne vorgehen und dem feindlichen Graben beinahe in die Flanke kommen konnte. Wären die Franzosen bereits in dem Graben gewesen, so wäre ich freilich futsch gewesen. Ich ging also zurück bis zur Barriere und hieß dort einen um den anderen über sie in den Laufgraben klettern. Das gelang vorzüglich, vom Gegner unbemerkt; ich hatte meine 32 Männle glücklich im Laufgraben parat. „Seitengewehr pflanzt auf!“; „Es wird kein Schuß abgegeben, sondern mit einem Sprung sind wir im feindlichen Schützengraben, wo alles, was drinnen ist, niedergemacht und gefangengenommen wird. Bloß dürfen wir vorher nicht bemerkt werden, also Vorsicht!“ so lautete mein Befehl. Von einem Vorgehen der 10. Kompagnie bemerkte ich allerdings nichts; das war mir bedenklich!! Im Gänsemarsch gingen wir lautlos im Graben vor bis an das verfluchte Drahthindernis, wo man über die Schulterwehr klettern mußte. Das war für 32 Mann nicht so leicht, ohne bemerkt zu werden, als für einen, wo die Franzosen kaum auf 20 Meter lauerten. Ich war voran, kam glücklich hinüber, das Gewehr wurde vom Hintermann nachgereicht, und so ging es bei 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8 gut; da, als der 9. Mann gerade im Hinüberklettern war, der vielleicht den Rücken zu weit nach oben abgekrümmt hatte, begann auf einmal ein knatterndes Maschinengewehrfeuer und Schützenfeuer gerade gegen diese Stelle. Prasselnd schlugen die Geschosse gegen die dünne Erdschicht.

Der 9. kam noch glücklich hinüber, indem er sich einfach in den Graben fallen ließ, und gleichzeitig war auch schon die ganze Front des Grabens mit einem mörderischen Feuer bestrichen. Wir duckten uns so gut wie möglich, ein Vorgehen war ausgeschlossen, und, zum Teufel, was war das, auf einmal pfiff es auch auf unseren Rücken, über uns hinweg. Die Geschosse, die aus unserer hinteren Stellung gegen den französischen Graben abgefeuert wurden, wo die für den von uns besetzten Laufgraben bestimmten Weitergänger der Franzosen einschlugen und man offenbar nicht wußte, daß wir vom Laufgraben aus vorgehen wollten — eine scheußliche Situation, im Kreuzfeuer des eigenen und feindlichen Feuers. Ich ließ sofort melden, daß hinten das Schießen eingestellt werden müsse, da sonst für mich ein Vorgehen ausgeschlossen sei. Doch alsbald trat eine andere Entspannung der Lage ein — drüben bei den Franzosen unten in der Schlucht hörte man nun auf einmal ein Mordsgeschrei: „Allez, allez, en avant!“ und „Hurra!“ — Gleichzeitig eine höllische Schießerei, ohne Zweifel ein französischer Angriff, und ich steckte drin im Laufgraben. Da kam auch schon eine Meldung vom Rest meines Zuges: „Die Franzosen gehen in dichten Scharen gegen den Graben vor.“ „Herr Fähnrich, wir müssen zurück“, schrien mir meine Leute selbst zu. Was blieb anderes übrig als: „Kehrt, marsch, zurück in den Schützengraben und ihn bis zum äußersten verteidigen.“ Im wütendsten Feuer zurück über die Schulterwehr geklettert und durch den Laufgraben über die Barriere in den Schützengraben war eins, ich als letzter. Ein wahres Wunder, daß dabei kein Mann verletzt wurde. Die Franzosen schossen zu aufgeregt, im Schützengraben war's allerhöchste Zeit. Da kamen sie bereits von unten aus der Schlucht und aus der linken Flanke, hinter jedem Strauch, Baum und Erdhügel sprangen sie geduckt vor — jetzt nur Ruhe und Entschlossenheit! Jeder Mann vor mir stand auf seinem Posten, besonders in der Flankendeckung meine 6 Scharfschützen; wie auf der Treibjagd war's. Wo ein Franzose von der einen Deckung in die andere springen wollte, erreichte ihn die sichere deutsche Kugel; ich lag selbst oben bei den Schützen; mit einem französischen Gewehr schoß ich, daß der Lauf glühte. Das Wasser lief an uns hinunter. Die Franzosen waren bald in ihre Stellungen zurückgegangen. Zwei Schritte halblinks tat es einen leisen Aufschrei: „Mich hat's er-

wischt." Der rechte Arm hing ihm schlaff herunter, zerschossen. Einer meiner besten Schützen mußte zurückkriechen! Und während ich ihm nachsah, tut's ein Surren an meinem linken Ohr vorbei, daß ich nichts mehr höre; gleichzeitig fühle ich einen brennenden Schmerz an meinem linken Daumen; ich sah hin, Gott sei Dank, nicht gefährlich! Bloß ein bißchen aufgerissen! Ein Geschoß war auf einen kleinen Stein vor mir aufgeschlagen, der Stein flog mir an den Daumen, das Geschoß als Querschläger am Ohr vorbei. Fast in demselben Moment hatte es den Schützen neben mir erwischt am rechten kleinen Finger; ich verband ihm die Wunde, worauf er ruhig weiterschoß, und noch viele Franzosen hinabgetan hat, bis ihn nachmittags eine Granate zerriß. Mein Unteroffizier Seckinger heulte bei jedem Schuß, der saß, wie ein Indianer, es saß fast jeder; auch ihn traf es nachmittags an derselben Stelle. Ich mußte hinunter in den Schützengraben; die an der Flanke hatten Respekt bekommen; man hörte bereits das Jammern der Verwundeten. Wie ich hinunterkrieche, macht auf einmal einer meiner Leute, als er eben anlegen wollte, einen Sprung in die Höhe und fiel, wie vom Blitz getroffen, wie ein Sack tot zusammen. Schuß in den Kopf. Dampfendes Blut rieselte über die Sohle des Schützengrabens, wo er lag. Bis auf 10 Meter waren die Franzosen teilweise herangekommen, hatten sogar Handgranaten geworfen, aber lebend kam keiner mehr von denen zurück. Der Angriff war zum Stehen gebracht; ich atmete auf. Auf einmal schrie's unten „Urrahh!" Wieder ein wütendes Feuer. Doch was ist das? Da unten sind Feldgraue! Mein Gefreiter schrie mir zu: „Herr Fähnrich, das ist die 10. Kompagnie!" Um Gottes willen, wir schießen auf eigene Leute, die gestürmt haben. „Stopfen, stopfen!" rief ich, was aus dem Hals herausging. Deutsche Disziplin ließ sofort das Feuer verstummen. Wirklich, unten sind Feldgraue, man sah auch die Helme. Ich mit einem Satz aus dem Schützengraben und hinunter zur 10. Kompagnie. Doch kaum war ich draußen, da pfiff und klatschte es um mich herum, daß mir Hören und Sehen verging; in meiner nächsten Nähe sah ich noch, während ich mich platt auf den Boden warf, sechs Kerle hinter Baumstämmen verdeckt, Helme auf; zum Teufel, eine ganz gemeine List! Ein Geschoß fuhr mir an das Eisen meines Stiefelabsatzes; mit einem Ruck schnellte ich in die Höhe, stolperte und fiel zurück in den Schützengraben. Gefreiter Rößle schoß mit zwei Schuß zwei von den Schurken mausetot. Hoffentlich sind auch die anderen vier nicht mehr zurückgekommen, die deutsche Helme und graue Mäntel anhatten, uns zu täuschen. Meine Leute schossen, was aus der Flinte herausging, unten in der Schlucht hörte man Schreien und Tumult. Mit einmal war Ruhe. Kein Franzose zeigte sich mehr. Und auch wir konnten aufschnaufen. Von Pulverdampf geschwärzt, der Schweiß lief uns herunter, meinen Leuten auch infolge des Schreiens und Schimpfens, mit denen sie in echt bayrischen Ausdrücken: „Du Sauhund, du drecketer, komm nur her!" ihr Schießen begleiteten. Mich hielt man allgemein für verwundet. Leutnant Schmidt wollte mich schon ablösen, doch ich blieb bei meinem Zug, fehlte mir ja gar nichts. Auch beruhigte eine Zigarette und ein Stückchen Brot die Nerven. Die Franzosen wollten scheinbar nichts mehr. Verschiedene Verwundete hörte man vor den Gräben gräßlich wimmern. Es war 11 Uhr geworden, wir wußten nicht wie. An Ruhe war freilich nicht zu denken, denn die Rache folgte auf dem Fuß in Gestalt von ganz wahnsinnigem Artilleriefeuer. Das erste Geschoß krepierte einen Meter vor mir in der Flankierstellung. Zu dritt wurden wir halb von der Erde verschüttet; sonst war uns wunderbarerweise nichts passiert. Dann kamen sie, eine nach der anderen, mit furchtbarem Krachen unmittelbar vor und hinter uns und vor dem zweiten Zug, wo sie einen Mann verwundeten, der gleich darauf starb, während es Leutnant Hohmüller, der enderthalb Meter daneben lag, nichts machte. Wir deckten und duckten uns oft, auf Leichen liegend, so gut es ging. Bis ½1 Uhr währte das Feuer, das verhältnismäßig wenig Verluste brachte, aber auf die Nerven ging. Man dankte seinem Gott ein x-tes Mal, als endlich die Geschütze schwiegen. Um 2 Uhr kam der Befehl, den Graben zu nehmen. Ich bat Leutnant Hohmüller, dieses Mal doch wenigstens mit meinem ganzen Zug vorgehen zu dürfen, da der Graben zu stark besetzt sei. Außerdem sagte ich ihm: „Ich gehe unbedingt vor, übernehme jedoch keine Verantwortung, daß auch nur ein Mann zurückkommt." Wir besprachen uns und vereinbarten, daß Hohmüller vorher nochmals mit dem Major sprechen und ihm die Situation, die einen Erfolg so gut wie ausschloß, erklären sollte. Dies geschah; alle Kompagnieführer waren bei der Besprechung, und

als dann ein Generalstäbler dem Major klipp und klar sagte, daß nicht ein Zug, sondern ein ganzes Regiment nötig wäre, dieses Gewirr von Gräben zu nehmen, da kam er endlich von dieser Idee ab. Zugleich stellte sich sein Irrtum heraus; er hatte nämlich den Laufgraben gemeint, den er in den Händen der Franzosen glaubte, durch den wir aber bereits vorgegangen waren. Mein Zug mit mir wäre einfach flöten gegangen. Freilich war's immer noch schwierig, den Laufgraben zu halten; vor diesem nutzlosen Sturmangriff waren wir, Gott sei Dank, bewahrt! Doch das Fürchterlichste kommt erst! Das Bombardement! Genau so, wie wir es gestern beobachtet hatten, bloß daß wir diesmal selbst mitten drin lagen. Um 3 Uhr begann es. Und gleichzeitig überschütteten sie uns vom linken Flügel mit einem rasenden Flankenfeuer. Einen nach dem anderen meiner braven Leute erreichte das Geschick, teils durch Artillerie, teils durch Infanterie! Es war grauenhaft, ich mußte die Leute immer ermuntern, auszuhalten, den Mut nicht zu verlieren, wobei es jede Minute einen selbst erreichen konnte. Ich kroch noch hinauf in die Flankenstellung, die ganz unbedeckt war, und ermunterte die Leute, die da lagen, Unteroffizier Seckinger, Infanteristen Platzr und Plemmer, aufzupassen, damit sie uns nicht plötzlich in der Flanke überfallen, falls wir durch das schreckliche Artilleriefeuer erschüttert würden. Man mußte es ins Ohr schreien, so donnerte es ringsum; ich kroch wieder hinunter in den Schützengraben. Da wirft mich ein furchtbarer Schlag um; man hörte droben, wo die drei gelegen, ein kurzes Röcheln; direkt neben mir zuckte einer noch einmal mit den Beinen, dann Totenstille! Platzr, der droben zwischen Seckinger und Plemmer gelegen hatte, kam totenbleich heruntergekrochen, das Gesicht blutüberströmt. „Seckinger und Plemmer rühren sich nicht mehr", sagte er bloß. Eine Granate drei Mann getroffen! Und so kam einer nach dem anderen daran. Vorn an der Barriere bekam einer einen Schuß durch die Brust; ich gab ihm zu trinken, gleich darauf starb er. Wieder einen anderen traf ein Granatsplitter ins Herz. Er blieb an der Brustwehr sitzen, wie wenn er eingeschlafen wäre; ich habe ihn nachts ein paarmal aufwecken wollen. Einem befahl ich zu schießen, da sich unten Franzosen zeigten. Weinend sagte er: „Herr Fähnrich, ich kann nicht mehr" und hielt mir einen zerfetzten Handstumpen entgegen. Es entrang sich meinen

Lippen: „Lieber, guter Gott, hilf, o hilf!" Aber wir wichen nicht aus dem Graben, es donnerte und ratterte unaufhörlich. Am rechten Flügel entstand eine Panik, der ganze linke Flügel kaputt — „die Franzosen kommen!" hatte irgendein Verwundeter in seiner sinnlosen Aufregung gerufen. Einen Moment waren die Reihen erschüttert, sie drängten nach rechts, nur hinaus aus der fürchterlichen, qualvollen Hölle des Grabens. Ich sprang nach rechts, mein Zug war allein, ohne Anschluß. Da riß ich meinen Revolver aus der Tasche und sprang soweit wie möglich im Graben rechts und trieb alle nach links wieder zurück. Sie gingen von selbst, als sie mich noch am Leben sahen. Wenn in dem Moment die Franzosen angegriffen hätten, wär's vielleicht schlimm gegangen. Die Nerven hatten für einen Augenblick versagt, doch schnell hatten wir uns wieder gefaßt. — Ihr könnt Euch daraus eine kleine Vorstellung machen von der furchtbaren Wucht des Feuers. — Um 9 Uhr hörte ich, daß die Kompagnie rechts von uns zurückgegangen war; bis ½6 Uhr währte das Feuer; danach lagen wir alle mit aufgepeitschten Nerven, gespannt darauf, daß nun der durch das Artilleriefeuer vorbereitete Sturmangriff erfolgen werde. Doch er kam nicht. Sie hätten uns trotz allem auf dem Posten gefunden, obgleich sie das Flankenfeuer auch jetzt noch fortsetzten, noch manchen totschossen und manchen verwundeten. Wie wird man da aber allmählich gefühllos gegen den Tod, kaum daß man sich umdreht, wenn einer zusammenbricht. Am meisten greift einem das Wimmern der Schwerverwundeten ans Herz, wenn man nicht helfen kann. Dreißig Leute hat uns der Nachmittag gekostet, elf Tote, die übrigen meist schwer verwundet, fast alle von meinem Zug. Von einem Zug erhielt ich die erbetene Verstärkung. Noch nie in meinem Leben habe ich den Einbruch der Nacht so herbeigesehnt, wie an diesem 21. Februar; sie brachte uns gar keine Ruhe, geschweige denn Schlaf. Auch das Infanteriefeuer knatterte weiter, aber das schützende, gnädige Dunkel rettete uns vor dem fürchterlichen Artilleriefeuer. Mein Zug wurde vom zweiten abgelöst für die Nacht. Meine Leute durften auf den rechten Flügel der Kompagnie rücken, wo es weniger gefährlich war. Ich blieb zur Einweisung am linken Flügel. Auch kamen die Sanitätssoldaten, die Verwundeten

endlich zu holen. Einige ſtarben auf dem qualvollen, mühſamen Transport durch den engen Graben. Seckinger und Plemmer waren nicht tot, aber fürchterlich verwundet. Seckinger hatte einen Granatſplitter quer durch die Augen bekommen. Beide Augen hatte es herausgeriſſen und eine Verletzung des Gehirns. Und der Arme lebte noch, war ſogar bei Bewußtſein, als ich ihm die Hand zum ewigen Abſchied drückend, ſagte: „Sie waren treu bis zum Tod, ich befehle Sie in Gottes Hände!" „Leben Sie wohl!" antwortete er; er ſtarb erſt vier Stunden ſpäter. Plemmer hatte einen Granatſplitter am Kopf, war ohne Bewußtſein und ſtarb nach einer Viertelſtunde. Das war eine blutige, fürchterliche Arbeit geweſen. An meine eigene geringfügige Verletzung dachte ich gar nicht. — — — Die Nacht ging vorüber, wir ſaßen auf Leichen, es bekümmerte einen nicht; wenn man nur nicht im Schlamm ſitzen mußte!

*

Albin Müller, stud. theol., Lyzeum Bamberg,
geb. 16. Dezember 1892 in Tiefenſtockheim (Unterfranken),
geſt. 28. März 1915 zu Tourcoing im Lazarett.

Comines, 19. Januar 1915.

Bei uns regnet es faſt alle Tage. Ihr macht Euch keinen Begriff, wie dreckig man wird, naß bis auf die Haut. Heute mußten wir uns in einen ſolchen Dreck legen, daß es mich zuerſt gruſelte. Dann aber in Gottes Namen friſch hinein! Und während andere fluchten, dachte ich an die Erzählung von unſerem heiligen Vater Franziskus, wie er zu einem Bruder ſpricht: „Und wenn wir jetzt heimkommen, durchnäßt und ſchmutzig, und klopfen an die Kloſtertür und der Pförtner ſchlägt uns und ſagt: ‚Ihr ſeid Diebe', Bruder, dann ſind wir erſt wahrhaft glückſelig."

*

Lothar Dietz, stud. phil., Leipzig,
geb. 12. Dezember 1889 zu Pegau (Sa.),
gef. 15. April 1915 bei Ypern.

November 1914. Unterſtand im Schützengraben auf Höhe 59; 3 km ſüdöſtlich von Ypern.

Ihr in der Heimat könnt Euch nicht die geringſte Vorſtellung davon machen, was es für uns bedeutet, wenn in der Zeitung ſchlicht und einfach zu leſen iſt: „In Flandern fanden heute wieder nur Artilleriekämpfe ſtatt!" Tauſendmal lieber vorgehen in verwegenem Angriff, koſte es, was es wolle, als das tagelange Ausharren im Granatfeuer, wo man immer nur wartet, ob denn die nicht kommt, die einen verſtümmelt oder zerſchmettert. Rechts von mir ſtöhnt ſeit drei Stunden im Unterſtand ein Unteroffizier, dem eine Granate beide Beine und einen Arm zerſchmetterte. Den ſteilen Abhang des Laufgrabens hinunter iſt er in der Zeltbahn nicht zu transportieren, und der andere Verbindungsgraben nach rückwärts iſt erſoffen. So iſt guter Rat teuer. Wer ſchwer verwundet iſt, geht auf dem Transport aus dieſer Stellung meiſt zugrunde. Der Tag koſtete uns vier Tote, zwei Schwerverletzte und drei Leichtverwundete. Auf 60 m liegen wir den Engländern gegenüber und ſind ſehr auf der Hut, da ſie gar zu gern unſere Höhe wiederhaben möchten. Hier oben haben wir einen halbwegs paſſierbaren Graben, weil wir alles Waſſer nach dem tiefergelegenen engliſchen Graben ableiten. Aber unſere linken Nachbarn, die 143er, müſſen Tag und Nacht zwei elektriſche Pumpen in Betrieb erhalten, ſonſt können ſie ſich vor Näſſe nicht retten.
600 m hinter unſerer Stellung haben wir unſere Bereitſchaftsſtellung. Ein kleines Waldtal, in dem furchtbare Nahkämpfe getobt haben. Baum und Strauch ſind von Granaten zerfetzt, mit Gewehrkugeln geſpickt. Überall liegen in den Waſſerlöchern noch die Leichen, von denen wir ſchon viele begraben haben. Zahlloſe Blindgänger von Granaten jeden Kalibers haben ſich in den Waldboden eingewühlt. Franzöſiſche Ausrüſtungsſtücke ſind in Maſſe zu finden. In den einen Abhang der Schlucht haben wir unſere Unterſtände eingebaut: Erdhöhlen, gedielt, mit Dachpappe überdeckt und kleinen Öfen verſehen, die allerdings zum Erwärmen des Raumes nicht aus-

reichen, wohl aber zum Erwärmen von Speisen, ja auch zum Kochen nützlich sind. Da man sich naturgemäß in solcher Verwüstung der Natur nicht wohlfühlen kann, haben wir ein wenig nachgeholfen. Zunächst einen sauberen Knüppeldamm mit Geländer die Schlucht entlang gebaut, dann aus einem nahen Kiefernwalde, der auch von Granaten geknickt war, die schönsten Baumkronen herangeschleppt und einfach in der Schlucht neu gepflanzt, allerdings ohne Wurzeln. Aber auf einen längeren Aufenthalt als vier Wochen rechnen wir doch hier zunächst nicht, und solange bleiben sie sicher grün. Aus den Gärten der zerschossenen Schlösser, Hollebeeke und Camp haben wir große Rhododendren, Buxbäume, Schneeglöckchen, Primeln geholt und nette Beetchen angepflanzt. Das Bächlein, das den Grund durchfließt, haben wir von allem Unrat gereinigt, geschickte Kameraden haben kleine Dämme gezogen und niedliche Wassermühlen eingebaut, sogenannte Paroleuhren, die mit ihren Umdrehungen die Minuten zählen sollen, die der Krieg noch währt. Ganze Weidenbüsche und Haselnußsträucher mit hübschen Kätzchen und kleine Fichten haben wir mit Wurzeln angepflanzt, so daß aus der traurigen Einöde ein Waldidyll geworden ist. Jeder Unterstand trägt auf einem geschnitzten Brettchen einen Namen, der zur ganzen Stimmung paßt, wie „Villa Waldfrieden", „Das Herz am Rhein", „Adlerhorst" usw. Zum Glück fehlen auch die Vöglein, besonders Drosseln, nicht, die sich nun an das Pfeifen der Geschosse und das Einschlagen der Granaten gewöhnt haben und uns morgens mit ihrem frohen Gezwitscher wecken.

Zwickau, den 13. November 1914.

Eben rücken wieder 900 Mann Ersatz zu 105 ins Feld, mit klingendem Spiel, unter dem Geläute der Glocken. Da rinnen mir die hellen Tränen über die Wangen, daß ich untätig hier sitzen muß, während draußen die Kameraden den tapfersten Kampf kämpfen. Ich wäre todunglücklich, hätte ich nicht die Zuversicht, in einigen Wochen wieder im Felde zu sein. Ich habe schon mit dem Arzt verhandelt, daß er mich felddienstfähig schreibt, sobald es nur irgend geht. Mit der Heilung meiner Wunde ist er zufrieden. Sie eitert jetzt mächtig, aber das ist nur gut, so kommt alle Unreinigkeit weg. Da

klinische Behandlung nicht notwendig ist, bin ich nur revierkrank geschrieben, d. h. ich muß mich täglich auf der Revierstube verbinden lassen.

Ich bin beim Sturm auf das Lausenest Gheluveld, das von 18 000 Mann englischer Kerntruppen befestigt und verteidigt war, verwundet worden, nachdem wir bereits zwei Schützengräben genommen hatten, die mit Drahtverhauen und Flatterminen furchtbar gesichert waren. Von den 17 Offiziersstellvertretern, die mit mir ins Feld gerückt sind, sind fünf tot und sieben verwundet.

*

Wilhelm Wolter, stud. phil., München,
geb. 28. Mai 1895 in Kladow (Meckl.),
gef. 16. April 1915 bei Vouziers.

Bei Vouziers, April 1915.

Draußen knattert die ganze Nacht heftiges Gewehrfeuer; nach unseren Beobachtungen scheint wieder ein Sturm bevorzustehen. Ich habe mich längst mit allen Möglichkeiten abgefunden. Man sagt immer, es müßte für die Jungen leichter sein, in den Tod zu gehen, als für die Älteren, die Väter und anderen. Ich glaube kaum; denn ein solcher wird die Aufgabe seines Lebens, wenn er überhaupt eine Sendung in sich fühlt, doch wenigstens zum größten Teil gelöst haben, und in seinen Werken, gleichviel welcher Art, in seinen Kindern wird man seine Spur immer wiederfinden, wird er weiterleben. Er muß also doch nicht allzu schwer für einen hohen Zweck sterben können. Ich fühle auch eine Aufgabe in mir. Ich glaube, den Menschen etwas zu sagen zu haben, und möchte von den reichen Schätzen, die Gott mir ins Herz gelegt und die mich oft mit tiefem Glück durchzittert haben, den Menschen wiederschenken. Aber ich habe noch keine Zeit zum Ernten gehabt — und wenn man mir keine Zeit zum Ernten läßt? Vergib solche Worte. Es wird nicht so kommen, und wenn auch, es wird Gottes Güte immer einen Ausgleich, ein Vollenden und Erfüllen des Wollens schaffen — und das muß der Trost sein: Schönheit von solcher Höhe ist sicher unsterblich, ein Hauch des Ewigen, der ihn selber ahnen läßt, und nicht vorbei mit dem Tod.

April 1915.

An den Ufern der Oise
Lieg' ich träumerisch im Grase,
meines Rappen schlanke Nase
schmiegt sich weich in meine Hand;
Wogenschäume, Wolkensäume
tragen meine Sehnsuchtsträume
fort in ferne liebe Räume:
Heimat du, am Ostseestrand!

Herz, nicht trauern viel und sinnen,
schnell ist Rast und Ruh' von hinnen;
lausch' der Friedensharfe innen,
die in ew'ger Schönheit schwingt, –
nur nicht klagen viel, nicht zagen,
wird wohl bald ihr Spiel zerschlagen,
eh' ich seine Pracht konnt' sagen,
wenn mir auch das Herz zerspringt ...

Schönheit, die so ewig klingt,
darf wohl selbst kein Tod zerschlagen,
Marter nicht und Grab zernagen,
will ich zu den Sternen tragen,
wo ihr Urquell ewig klingt,
und in neuen Schöpfungstagen
auch mein Wollen sich vollbringt.

*

Ernst Hieber, stud. theol., Tübingen,
geb. 24. Juni 1892 in Stuttgart,
gef. 19. April 1915 im Argonnenwald, südlich Binarville.

14. April 1915.

... Ich bin jetzt bald drei Monate, ein Vierteljahr, wieder im Feld, höre fast jeden Tag die Schießerei der Gewehre und Geschütze, sehe so manchen sterben; man fühlt sich da bald etwas einsam. Es ist mir

manchmal, als werfen mir die Gefallenen vor: Warum ich und nicht du? Warum ich, der ich mein Leben schon so häuslich eingerichtet habe, und nicht du, der du wohl etwas Schönes hinter dir hast, aber noch nichts Bestimmtes vor dir? Ich glaube, solche Gefühle hat jeder, der länger dabei ist.
Bei uns ist es gegenwärtig sehr ruhig, wir richten uns in unserer Stellung ein, als ob wir hier den Frieden erwarten wollten. Den Frieden! Alle Sehnsucht, die einer, der so lange von seinen Lieben weg ist, aufbringen kann, alle Wünsche, die er für sich hegt, und alle Träume, die er in seinem Unterstand von der Zukunft träumt, sind zusammengefaßt in diesem einen linden Wort: Frieden.

*

Paul Rohweder, stud. theol., Kiel,
geb. 18. Dezember 1890 in Zarpen (Holstein),
gef. 23. April 1915 bei Het Sas.

Den 29. Oktober 1914.

Unter einer goldenen Pappel liegt ein toter Kamerad. Auf den Bauernhöfen liegt totes Vieh. Die Fenster zerschossen. Kein Vogel zeigt sich; die ganze Natur hält ängstlich den Atem an. Die Luft ist geschwängert mit Pulverdampf. Die Sonne geht blutigrot unter. Doch kann ich nicht sagen, daß mir schlecht zuwege wäre. Ein Mensch fühlt sich erst dann ganz selbständig und frei, wenn er sich dazu gebracht hat, sein Leben jederzeit missen zu können.
Ich habe schon manchen Schuß getan und vielleicht schon getroffen. Ich kann jetzt nur mit Abscheu an die Schlachtbilder denken, die man so in Büchern sieht. Es spricht daraus ein widerwärtiger Leichtsinn. Man nimmt eine Schlacht nie zu leicht. Wenn man mitten drin steht, von ihrer Wirklichkeit völlig gefaßt ist, so kann man nur mit kaltstarrem, tiefernstem Gemüt davon reden. Wie manche blutjungen und verheirateten Kameraden habe ich schon liegen sehen. Das soll man nicht versüßen und verschönern. – Ich träume so manchesmal von Euch. Dann sehe ich unser Wohnhaus im Mondschein. In der Wohnstube schimmert Licht. Um den Tisch sehe ich Eure lieben

Häupter. Ontjes Lau ist beim Lesen, Mama strickt Strümpfe und Papa disputiert bei der langen Pfeife über den Krieg. Eure Gedanken weiß ich bei mir. Wie wohl mir das tut. Gottes Segen ist Liebe von Hause. Jeden Morgen begrüße ich die liebe Sonne mit diesem Dank, wenn der weiße Tau auf dem Grase liegt.

Wenn nur unser Kampf den rechten Erfolg hat. Wenn er nur zum Segen des Vaterlandes ausläuft und schließlich der Menschheit. Dann wollen wir auch getrost entbehren und leiden. Wie danke ich Gott, daß meine Natur so unverwüstlich ist. Ich fühle mich so stark wie noch nie.

*

Walter Roy, stud. med., Jena,
geb. 1. Juni 1894 in Hamburg,
gef. 24. April 1915 beim Sturm auf die Combreshöhe bei Les Eparges.

Döberitz, den 14. November 1914.

... Ach, wie ist das alles so plötzlich anders geworden. Erst dieser freie, sonnige, wonnevolle Sommer, goldene Freude, freies Leben, Begeisterung für Natur, Poesie, Musik, Licht und Freude, Freundschaft und Liebe, brausende Jugendlust; ach, wie war dieser Sommer so schön, und nun kalter, grausamer, bitterer Ernst, kalter, stürmischer Winter, Tod und Not. Und alles ist plötzlich vorbei. Was ich geliebt und gelebt, ist mir wie ein Traum, sind Stimmungen, süße Erinnerungsstimmungen. Wahrheit ist jetzt nur eines: Krieg! Und das einzige, was noch begeistert und erhebt, ist die Liebe für das deutsche Vaterland und der Wunsch, für Kaiser und Reich zu leiden, zu kämpfen und alles einzusetzen. Alles andere ist zurückgedrängt, ist ein Träumen, wie eine ferne Rosenwolke am Abendhimmel. Wenn ich während des Marsches die Schönheiten der Natur, die herbstlichen Stimmungen sah, so ging es mir wohl wie wehmütig und traurig durch den Sinn: Ich möchte Euch nachträumen, Euch lieben, besingen können, schwärmen und andächtig sein, aber ich habe jetzt keine Zeit für Euch, der Kriegsgedanke, der Gedanke an das große Elend und die Begeisterung für unsere heiligste Pflicht nimmt mich ganz in Anspruch. Lenau,

Goethe, Eichendorff, Schwind und Feuerbach, Beethoven, Wagner, Puccini und Mozart — wie sehne ich mich nach ihnen; doch ich hätte jetzt nicht den wahren Genuß an ihnen, ich könnte doch nicht recht in ihnen aufleben, jetzt — Gedanken stürmen auf mich ein, so viele, so heftig; aber ich kann sie nicht denken, selbst dazu fehlt die Ruhe, die Zeit. — Ich glaube manchmal, ich bin etwas wunderlich geworden. Aber wenn ich nun endlich, endlich rauskäme — es wird wohl im Dezember sein — und ich dürfte mein Leben lassen für unser Deutschtum, für meinen Kaiser, für mein Vaterland! — Ich habe ein Leben gelebt, zwar kurz dann, aber so schön, so golden, so voll Licht und Wärme, daß ich als ein Glücklicher sterben würde, wenn's nur auf mich allein dabei ankäme. Und dieses Leben voll Licht und Sonne danke ich den lieben Menschen, die mich mit ihren Gedanken begleiten und zu denen auch Du gehörst.

Vor dem Sturm am 24. April 1915.

Ihr meine Lieben!

Hoffentlich wird Euch kein treuer Kamerad diesen Brief senden brauchen, denn es ist ein Abschiedsbrief. Solltet Ihr ihn in Händen halten, so wisset denn: ich bin gefallen für meinen Kaiser, für mein Vaterland und für Euch alle. Es gilt jetzt einen schweren Kampf und es ist leuchtender, lockender Frühling. Ich habe Euch nichts weiter zu sagen, denn ich habe keine Geheimnisse gehabt. Und wie ich Euch danke für das, was Ihre alle drei mir im Leben Gutes getan habt, wie ich Euch allen für den Sonnenschein und das Glück danke, in dem ich lebte, wißt Ihr. Freudig, dankbar und glücklich werde ich sterben, wenn es sein muß! Dieses aber soll noch ein Gruß der heiligsten Liebe sein für Euch alle und für alle, die mich liebten. Ich trage diesen letzten Gruß bei mir bis zum letzten Augenblick. Dann sei er durch treue Kameraden Euch gesandt und mein Geist wird bei Euch sein. Der gnädige große Gott behüte und segne Euch und mein deutsches Vaterland! In inniger Liebe

Euer treuer Walter.

*

Alfons Ankenbrand, stud. theol., Freiburg i. B.,
geb. 31. Oktober 1893 in Vöhrenbach (Baden),
gef. 25. April 1915 vor Souchez.

Souchez, den 11. März 1915.

„So leb' denn wohl, wir müssen Abschied nehmen" lautet der Anfangsvers eines Soldatenliedes, das wir oftmals durch die Straßen der Residenzstadt sangen. Mehr denn je sind diese Worte Wahrheit geworden, und Abschied sollen diese Zeilen nehmen von Euch, von allen, die mir nahestehen, von allen, die mir Gutes und von denen, die mir Übles wollten, und von all dem, was mir lieb und wert ist.

Unser Regiment ist nach Souchez, diesem gefährlichen Punkt, versetzt. Unendlich viel Blut floß schon den Berg herunter. Vor acht Tagen stürmten die 142er und nahmen den Franzosen vier Gräben. Diese Gräben zu halten, sind wir hierherbeordert. Es ist etwas Unheimliches um diese Höhenstellung. Früher schon mußten etliche Male das eine oder andere Bataillon von unserem Regiment zur Aushilfe hierher, und jedesmal kam die Kompagnie zurück mit zwanzig, dreißig und mehr Mann Verlusten. Unsere Kompagnie hatte in den Tagen, wo wir hier oben verharren mußten, 22 Tote und 27 Verwundete. Granaten sausen, Kugeln pfeifen, keine Unterstände oder schlechte, Schlamm, Kot, Dreck, Granatlöcher mit Wasser, so daß man darinnen baden könnte.

Schon etliche Male mußte ich diesen Brief unterbrechen. Es kamen Granaten in unsere Nähe geschlagen, große englische 28-cm-Geschosse, und wir mußten in den Keller flüchten. Im Hause nebenan schlug und begrub eine solche Granate vier Mann, die verstümmelt unter den Trümmern hervorgezogen wurden. Ich habe sie gesehen, furchtbar! Jetzt muß sich jeder auf den Tod gefaßt machen, in welcher Form er immer kommen mag. Man hat hier oben zwei Soldatenfriedhöfe anlegen müssen, so viele Verluste hatten wir. Ich sollte Euch das nicht schreiben, tue es aber doch, wenn Ihr womöglich anders denkt über Zeitungsberichten, die nur von Vorteilen reden, aber nichts sagen von dem Blut, das geflossen, von dem Jammergeschrei, das ungehört verhallt. Die Zeitung berichtet auch nichts davon, wie die „Helden" bestattet werden, und spricht doch von Heldengräbern, macht Gedichte darüber und dergleichen. Gewiß, in Lens wohnte ich mancher Leichenparade bei, dort werden die Toten mit Sang und Klang im Massengrab beigesetzt. Hier oben aber ist es ein Jammer, wenn man die Gefallenen über die Schützengräben wirft und liegenläßt, oder die durch Granaten Verschütteten vollends zudeckt mit Schutt.

Ich sehe den Tod und rufe dem Leben. Wenig geleistet hatte ich in meinem kurzen Leben, das doch meist mit Studium angefüllt war.

Gott dem Herrn habe ich meine Seele befohlen, in ihm habe ich sie ganz und fest versiegelt. Frei bin ich, alles zu wagen. Meine Ewigkeit gehört Gott, mein Leben dem Vaterland, mir selbst aber bleibt übrig Freude und Kraft.

Vaterland, Heimat! Wie oft habe ich mich deiner Wälder gefreut, deiner Berge! Nach euren Söhnen verlangt ihr jetzt, und auch ich habe den Ruf vernommen und komme, trete in die Reihen der Kämpfer und bleibe treu bis zum letzten.

„So lebt denn wohl, Ihr Eltern und Geschwister!
Wir reichen uns zum letztenmal die Hand.
Und sehen wir einander niemals wieder,
so hoffen wir auf jenes bess're Land."

Es ist schmerzlich, fern der Heimat sterben zu müssen, ohne daß ein liebendes Auge auf einen blickt. Ein Grab daheim im Kreise der Lieben, ein Grab, zu dem die Liebe kommt und weint und betet, wird wenigen Kriegern vergönnt sein. Doch still. Der Vater im Himmel hat den Schutzengel beauftragt, daß er den Sterbenden des Sterbens Not versüße; dieser beugt sich liebevoll zu ihm nieder und zeigt ihm schon den Kranz, den unverwelklichen, der oben sein Haupt krönen soll.

„Und nun will ich wacker streiten,
sollt' ich auch den Tod erleiden."

*

Johannes Iwer, Dr. phil., Berlin,
geb. 30. Mai 1892 in Berlin,
gef. 28. April 1915 bei Het Sas in Flandern.

Ihr könnt Euch gar keine Vorstellung von den unglaublichen Entbehrungen machen. Mein Gesundheitszustand ist trotzdem — Gott sei

Dank! — recht befriedigend. Wenn ich nachts bei starker Kälte, während der Regen unaufhörlich auf uns arme „Feldgraue“ niederprasselt, scharf die feindlichen Gräben beobachtend hocke, dann hülle ich mich in ein wollenes Tuch und freue mich über meine warmen Unterkleider. Auch meine Stimmung ist trotz allem gut. Freilich, wenn bei endlosen Märschen der Tornister drückt und die schmerzenden Füße den übermüdeten Körper nicht mehr weiterschleppen wollen, dann seufze ich ab und zu, und wenn die Granaten in unheimlicher Nähe platzen, dann zittere ich so ein klein wenig. Aber meine bisherigen Kriegserfahrungen und meine nie versiegende Hoffnung geben mir immer neue Kraft und vor allem das Bewußtsein, was mir bisher geholfen hat und weiter helfen wird. Ihr kennt mich und wißt, daß ich von solchen Dingen nie gern spreche, aber soviel kann ich Euch sagen: auch in den schwersten Stunden war es mir noch nie ein Widerspruch: „Meine Last ist leicht und mein Joch ist sanft“, und in all dem Haß, der mich umgibt, fühle ich immer stärker die Macht der Liebe. Und ich glaube immer mehr an sie, und immer deutlicher wird mir die höchste Aufgabe für mein späteres Leben, mich ganz ins Meer der Liebe zu versenken. Die echte Liebe ist das einzige, was über diese Scheinwelt hinausragt, sie ist das Ewige, und wenn man sie erfaßt, dann ist man über alles sogenannte Furchtbare erhaben.

*

Robert Otto Marcus, cand. med., München,
geb. 9. Juli 1890 in Kamen in Westf.,
gef. 30. April 1915 in den Argonnen.

Mitten in den Argonnen, 27. März 1915.

Unbedingt muß dieser Krieg bald zu Ende sein, zu dem Ergebnis bin ich seit zwei Tagen gekommen, denn vorher hatte ich aus eigener Anschauung noch keine Ahnung vom wirklichen Kriege. Nach den Eindrücken, die ich in den beiden letzten Tagen bekommen habe, müssen eigentlich die Znorer vollständig zurücktreten. Natürlich habe ich auch dort viel Elend gesehen, aber was man dort erblickte, hat man schließlich auch in der Heimat. Typhus, Paratyphus und Ruhr, das war unser

täglich Brot. Blatternfälle waren gemeldet, kamen aber nicht. Und ein Scharlachfall. Vom Kriege habe ich eigentlich in Znor wenig gemerkt. Gewiß, den Donner der Geschütze aus den Argonnen konnte man gut hören. Auch ausgebrannte Dörfer, Schlachtfelder und Massengräber gab es in der Nähe, die teilweise eine deutlichere Sprache redeten als Kanonendonner und Gewehrgeknatter. Aber die zerstörten Dörfer und die Gräber reichen bis in die ersten Tage des Krieges zurück.

Donnerstag vor acht Tagen ließ mich der Chef auf sein Zimmer rufen. „Ich wollte Ihnen nur mitteilen, daß Sie abkommandiert sind, und zwar ins 67. oder 98. Infanterieregiment. Genau weiß ich es selbst nicht, da der Befehl noch nicht heraus ist. Ich habe es unter der Hand erfahren und wollte Sie nur darauf vorbereiten.“ Ein eigenartiges Gefühl kroch mir doch durch den Pelz, als ich so unvermittelt in die Argonnen versetzt wurde, aber das war nur für einen Augenblick. Im nächsten freute ich mich, der einen großen Gefahr glücklich entronnen zu sein: weiter nach hinten zu kommen und Krankentransportzüge begleiten zu müssen. Mittwoch morgen ging's auf dem Bocke eines Lebensmittelwagens, der die kämpfenden Truppen versorgt, in den Wald. Gegen Mittag langte ich an meinem Bestimmungsorte an, der „Mühle vom toten Manne“, der vielbeneideten Wohnung sämtlicher sechs Ärzte des Regiments. Wir liegen auf heißumstrittenem, fast in jedem Bericht erwähntem blutgetränkten Boden: zwischen Binarville und Bagatelle. — Da braucht man nicht mehr die Ohren zu spitzen, um Kanonendonner und Gewehrfeuer zu hören. Die Argonnen sind ein prächtiger Wald, zumal im Sommer denke ich sie mir einzigartig, aber das ewige Geknalle, das Heulen der Granaten über unseren Köpfen und das Pfeifen der Weitgänger rund um uns herum und ihr Einklatschen in die Baumstämme kann einem auf die Dauer die Sommerfrische verleiden. — Die Verwundeten, die aus der Stellung in die Mühle getragen werden oder eigenfüßig herunterkommen: da gibt's leider jeden Tag für uns zu tun, manchmal ein halbes Dutzend, dann wieder nur einen oder zwei. Auch Tote gibt's jeden Tag. — Das, was hier einige hundert Meter von der Mühle vor sich geht, ist eigentlich nicht mit dem Ausdruck „Krieg“ zu bezeichnen, und damit komme ich auf die Begründung meines eingangs ge-

äußerten Wunsches, daß *dieser* Krieg bald ein Ende nehmen möge, nicht dieser Krieg, sondern dieser heimtückische, grausame Massenmeuchelmord. Wäre es ein frischfröhliches Dreinschlagen! Aber da wird mit Minen gearbeitet, die Zentnerladungen Sprengstoff enthalten, mit Handgranaten, mit Waffen aus der grauen Vorzeit: mit siedendem Öl, das unter Druck in die feindlichen Schützengräben gespritzt wird. Ist das noch menschenwürdig, eine solche Kriegführung? Man kann nicht genug den Todesmut der Leute in den Schützengräben bewundern, die buchstäblich in jeder Sekunde dem Tode ins Antlitz sehen, die fünf Tage dauernd ihre Nerven bis zum Zerreißen anstrengen müssen, hier eine feindliche Handgranate, die soeben in ihren Schützengraben gefallen ist, mit rascher Geistesgegenwart ergreifen und sie, bevor sie noch zum Platzen gekommen ist, in den feindlichen Graben zurückwerfen, die dort eine Mine auf sich zukommen sehen und nun den Bruchteil einer Sekunde benutzen müssen, um dem Verderben zu entrinnen.

Argonnerwald, 15. April 1915.

... Gewiß hat mich, lieber Vater, die Einlage — Brief und Zeitungsausschnitt betreffend Urlaubsbewilligung für Kandidaten der Medizin — höchlichst interessiert, und ich habe nicht lange dazu gebraucht, Stellung dazu zu nehmen. Gern würde ich jetzt Examen machen, ohne Frage. Dann hätte ich den Rummel wenigstens hinter mir und einen vorläufigen Abschluß meiner Universitätsstudien gefunden. Aber ich werde es jetzt nicht machen. Mein Hauptgrund ist der mir unerträgliche Gedanke: Nun sitzt du für ein halbes Jahr in München, fern von Krieg und Gefahr, und deine Kameraden stehen draußen im Felde, jede Sekunde bereit, für das Vaterland ihr Leben zu lassen. Gewiß, ich würde arbeiten und sicher mein Ziel erreichen, aber ebenso sicher ist's auch, daß ich mich nach den Entbehrungen des Feldzuges durch Vergnügungen zu entschädigen suchen würde. Das würde ich vor mir selbst entschuldigen können, diese Vergnügungssucht. Und dann auch wieder nicht bei dem ewigen Gedanken: da lassen sich andere für dich die Knochen zuschanden hauen und du gehst auf Vergnügungen aus, hörst Kaffeekonzerte und spazierst in Partenkirchen umher. Als Indolenz braucht Ihr es mir gewiß nicht auszulegen, wenn ich jetzt, wie die

Dinge augenblicklich liegen, nicht ins Examen steige; ich könnte es einfach vor mir selbst nicht verantworten, egoistischen Interessen nachzugehen, selbst wenn sie vom Staate sanktioniert werden. — Gewiß, viel ist hier ja nicht zu tun, aber ich habe doch wenigstens das Bewußtsein, wenn ich mich langweile, so tue ich das fürs Vaterland, und wenn ich nicht hier wäre, so müßte Ersatz geschafft werden für mich. So weiß ich also, daß ich einen kleinen Platz ausfülle in dem großen Räderwerk unseres Armeegetriebes, und darin finde ich Befriedigung bis zum Schluß des Krieges; dann treten meine eigenen Rechte in den Vordergrund, dann verfolge ich meine „egoistischen Ziele", vorher nicht.

*

Walter Horwitz, stud. phil., Heidelberg,
geb. 20. Oktober 1893 in Hamburg,
gest. 1. Mai 1915 im Lazarett zu Roulers (verwundet am 24. April bei Kerselaere).

Bahnhof Poelcappelle, 12. Januar 1915.

Nun endlich finde ich Zeit und Sammlung, Dir zu danken für Deinen tapferen Brief, in dem Du mir die schwere, traurige Nachricht vom Tode unseres lieben Hans sandtest. Eben vor Weihnachten hatte ich es schon von Gotthilf erfahren; wir lagen in Westroosebeke im Quartier. Er kam verstört zu mir herein und raunte mir zu, er habe eine traurige Nachricht von zu Hause empfangen, und dann war es auch schon heraus: „Hans ist gefallen." Wir gingen hinaus, und ich suchte vergebens nach Worten des Trostes; auch nur meine Teilnahme ihm auszudrücken war mir unmöglich; ich fühlte zu deutlich, wieviel er, Du, wir alle da verloren haben. Und so weiß ich Dir auch heute nichts zu sagen, wo ich endlich dazu schreite, Dir wenigstens anzudeuten, wie ich mit Dir um Deinen herrlichen Kameraden trauere. Nur ein Wort kommt mir wieder in den Sinn, das ich vor einiger Zeit auch den Meinigen geschrieben habe, damit sie sich daran halten, wenn der Herr auch mich abberufen sollte: es muß und soll hinweghelfen über Not und Tod unserer Lieben: „Der Tod ist verschlungen in den Sieg! Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg?" Als Brahms sein

himmlisches „Deutsches Requiem" dichtete, um sich über den Tod seiner geliebten Mutter zu trösten, machte er dies Bibelwort zum Höhepunkt, weil es ihm alle Kräfte enthielt, die über das Unvermeidliche hinweghalfen. So habe ich es den Meinigen zugerufen, so sende ich es auch Dir heute, liebe Freundin, obwohl ich weiß, daß Dein tapferes deutsches Herz in sich selbst Kraft genug besessen hat, über den schweren Verlust hinwegzukommen. Und doch wird es Dir wohltun, wenn Du siehst, daß die Menschen, welche Deinem gefallenen Helden nahegestanden haben, Deinen Schmerz teilen und verstehen. Liebe Freundin, wir sehen ja fast täglich dem Tod ins Auge, da wird die Seele im Angesicht der Ewigkeit ganz stille, unsere Besten sind bereit, den Weg zu gehen, den unser geliebter Hans vorangegangen ist als ein leuchtendes Beispiel; von ganzem Herzen sind wir bereit, weil wir reif geworden sind für die große Ernte und den Schnitter würdig und freiwillig empfangen wollen, wenn seine Sense nach uns ausholt.

•

Fritz Philipps, Student der Landwirtschaft, Jena,
geb. 21. November 1889,
gef. 2. Mai 1915 bei Ciezkowice in Galizien.

1. Oktober 1914.

Abschiedsbrief; nur zu öffnen, wenn ich fallen sollte.
Ich ziehe gern und aus innerstem Herzen freiwillig in den Krieg, von dem ich für Deutschland einen günstigen, siegreichen Ausgang nicht bezweifle. Ich wünsche, daß nicht eher die Waffen niedergelegt werden, als bis wir einen völligen Weltsieg errungen haben. Daß ich den Krieg als Krieg hasse, brauche ich kaum zu sagen, aber gerade deshalb will ich kämpfen und teilnehmen an der großen Sache und gern sterben, wenn ich mit dazu beitragen kann, den Weltkrieg in Weltfrieden zu wandeln ... Meine Leiche, auch wenn möglich, bitte nicht überführen, laßt mich dort begraben sein, wo ich gekämpft habe und gefallen bin. Legt keine Trauerkleider an, legt niemand Zwang auf, sondern freut Euch, daß auch Ihr auf dem Altar des Vaterlandes habt opfern dürfen.

24. November 1914.

Gestern nachmittag hatte ich einige sehr schwere Stunden. Ich war als Beobachter nach vorn geschickt mit einem famosen, entschlossenen Freiwilligen zusammen. Daß ich noch lebe, völlig unversehrt, ist ein Wunder. Wir marschierten die Chaussee nach Ypern herauf bis zum Nordausgang von Gheluwe. Die Chaussee steht nachmittags in der Dämmerung fortgesetzt unter sehr starkem feindlichen Feuer. Mehrere Granaten schweren und leichten Kalibers sausten vor uns und hinter uns in den Dreck. Mit einem Male geht's s... schi... krach! und höchstens sechs Meter vor uns geht eine Granate nieder. Einen Moment denke ich: jetzt ist's aus. Aber der ganze Regen von Sprengstücken ging über uns fort. Wir standen zwischen Aufschlag und Wirkung. S... schi... krach! die zweite Granate, direkt hinter uns. Wir sahen uns an mit roten Köpfen: „ein Wunder", und dann marschierten wir stracks, ohne nach rechts und links zu sehen, mit zusammengebissenen Zähnen stumm zur Beobachtungsstelle. Sämtliche Bäume der Chaussee völlig von Kugeln zerfetzt, links und rechts tote Pferde und Menschen, die Häuser an der Straße: Trümmer. Tief im Keller der Beobachtungsstelle lagen einige Offiziere und Unteroffiziere vom ... Regiment. Ich bat um ihr Scherenfernrohr, und in aller Hast stellte es mir ein Unteroffizier im Dachgiebel, der völlig zerschossen war, auf und verschwand so schnell wie er gekommen. Die Offiziere riefen mir von unten noch zu: „Ja nicht bewegen, der Feind kann die Stelle erkennen, er hat heute schon mehrere Volltreffer hindurchgejagt." Das war sehr verheißend, aber was half's. — Ich konnte gut beobachten. Plötzlich ging's los: s... schi... krach!... s... schi... krach! und ein Granatenregen überschüttet das Haus. Meinem tapferen Freiwilligen saust ein Ziegel aufs Gehirn, aber ohne Verwundung. Die Offiziere unten schreien: „Kommen Sie herunter, kommen Sie herunter!" Einen Moment kommt mich eine Schwäche an: „Was meinen Sie, bleiben wir?" Er: „Ja." Ich: „Gut." Einen Moment kniff ich nochmal die Augen zu, und dann ein Ruck, und mit völliger Ruhe beobachtete ich weiter. Eine Stunde darauf brachte ich eine gute Meldung zur Batterie. Man wird hier draußen, man mag wollen oder nicht, ein anderer Mensch... Jedesmal kam mir in der Gefahr der Gedanke: „Ob Mutter wohl jetzt betet?"

8. Dezember 1914.

Bekommt bitte keinen Schreck! Heute früh um ½10 Uhr ereilte mich in der Feuerstellung die Nachricht, daß ich zum Kaiser-Franz-Garde-Grenadier-Regiment Nr. 2 kommandiert bin. — Also ich bin jetzt Infanterist geworden. Heute früh, umsaust von Kugeln, zog ich mit meinen wenigen Lumpen herunter und meldete mich beim Regimentskommandeur, der mir sehr gefiel ... Die Infanterie hat keine Offiziere mehr, alles tot. Schon Reserveoffiziere, und zwar Leutnants, sind Kompagnieführer. Ich bin sehr froh und stolz, daß ich diese verlorenen Posten mit ausfüllen darf. Ich werde versuchen, auch als Infanterist mein Äußerstes zu tun, um dem Vaterlande zu nützen. Behaltet guten Mut! Ich hab' ihn auch. Und wenn geblasen wird: „Kartoffelsupp', Kartoffelsupp'", dann werde ich stürmen wies Donnerwetter. Ich gehöre zum Füsilierbataillon, das beim Sturm am 11. November 1914 seine sämtlichen Offiziere hier bei Ypern verloren hat. Jetzt müssen wir Artilleristen in die Bresche springen. Ich tu's gern. Ich will es nicht besser haben als andere. Ich möchte wohl gerne wie jeder gesund als Sieger nach Hause kommen, aber ich bitte nicht darum. Ich bin bereit, mein Leben wie jeder meiner Mitkämpfer hinzugeben. Nur einen Wunsch habe ich, und zwar Mutters wegen, daß man mich findet und Euch sichere Nachricht über meinen Tod zukommen lassen kann, damit Ihr ruhig sein könnt; nur darum bitte ich ...

*

Ludwig Franz Meyer, stud. iur., Freiburg i. B.,
geb. 9. Dezember 1894 zu Gnesen,
gef. 3. Mai 1915 in Sochajew.

Krolowa Wola, Februar 1915.

Meiner Mutter!

Nicht uns, die fechten, stürmen, siegen, fallen,
schlägt dieser Krieg am blutigsten die Wunden,
er gab uns manche frohen, frischen Stunden.
Die Mütter trifft die schwere Zeit vor allen.

Denn ist's hier draußen auch ein hartes Leben,
wir lernten schnell, uns daran zu gewöhnen,
sie aber sind beständig bei den Söhnen
mit ihren Sorgen, unter stetem Beben.

Wir lernten, uns an trocknem Brot zu weiden,
uns scheint's ein Leben, wie es Fürsten führen,
sie mag den vollen Teller nicht berühren:
„Wird auch mein Sohn nicht heute Hunger leiden?"

„Wo mag mein Sohn sich heut' wohl niederstrecken?
Wird er wohl frieren?" So gehn ihre Sorgen.
Und schlaflos findet sie der frühe Morgen.
Und frierend liegt sie unter warmen Decken.

Uns macht der Kampfeslärm nicht mehr beklommen,
die Kugeln schrecken uns nicht mehr, die schnellen,
die nächtlich schrecklich in den Traum ihr gellen:
Es hat ihr jede ihren Sohn genommen.

Es wird dereinst der Friede schnell vertreiben
bei uns des Krieges Ungemach und Wunden,
ihr aber blieb ein Zeichen dieser Stunden,
denn graues Haar wird immer graues bleiben.

Ich glaub', wenn wir der Mutter einst begegnen,
wir werden auf die Knie sinken müssen,
in Demut ihre grauen Strähnen küssen:
„O Mutter, sieh! Mir half Dein treues Segnen.

Laß Deine Hände küssen, Deine weißen,
o süße Mutter, laß mich dies Dir sagen:
Auch Du hast diesen schweren Krieg geschlagen;
so laß mich Dich die größte Heldin heißen."

*

Ludwig Finke, stud. iur., Freiburg i. B.,
geb. 20. Juli 1893 in Münster i. W.,
gef. 9. Mai 1915 vor Nieuport.

19. Dezember 1914.

Warmer Seewind streicht leise rauschend durch die blattlosen Kronen der schlanken Bäume und schlägt einem fast den Atem in die Lungen zurück. Wie lange marschieren wir schon in die stille Mondnacht? Reiter auf der Landstraße. Ein Trupp vertriebener Bewohner zieht fast lautlos vorbei. Kinder wimmern leise, die Erwachsenen schleichen hohlwangig, weißhaarig, mit abgestumpften Gesichtern. Wir nähern uns der Schlachtfront. Zerbrochene Wagen, Munitionskarren. Hie und da ein toter Gaul. Der streckt die Beine weit von sich und der Hals wühlt sich in den sumpfigen Wiesengraben am Weg. Dann die toten Krieger.

Fern loht ein brennendes Gehöft. An einem zerschossenen Gebäude ein weitausholender Erdaufwurf, fern in der Ebene verschwimmend. Jetzt sind wir da. Eine halbe Stunde, und die Deckung ist instand gesetzt. Alles ruht vom Marsche. Nur der jeweilige Posten späht, das Gewehr im Arm, scharf in das falbe Flimmern und Leuchten über der Ebene. Aber nichts regt sich. Das tote Vieh auf der Weide ist ja still wie die ausgestorbenen Gehöfte. Eine ruhige Nacht im Schützengraben.

Ein Morgen mit leuchtenden Farben ist über dem fernen Waldstrich aufgegangen. Dunkle Regenwolken, denen die Sonne die Ränder purpurn und golden säumt, jagen im Morgenwind. Und in die kalten, steifen Glieder kriecht langsam die Wärme des kommenden Tages. Ich recke und strecke mich ein wenig, aber ein auf meine Helmspitze wohlgezielter Schuß, der mir den Sand ins Gesicht wirft, mahnt mich, sitzenzubleiben.

Derweil beginnt der Chor der Artillerie auf beiden Seiten. Lauter und lauter kracht's, dazwischen das Summen und Pfeifen in der Luft. Da, ein Krachen und Splittern in den Ziegeln des Hauses, 10 Meter von unserer Stellung. Das war der erste Gruß. Und dann das langsame Suchen der feindlichen Artillerie nach uns, dieses sichere, ruhige Sich-näherfressen der Granaten, das die Nerven aufreizt, daß sie zittern

wollen wie Edelpferde, die plötzlich nahebei den scharfen Knall der Peitsche hören. Aber ruhig bleiben, ruhig! Laß die Steine und die Erde nur auf den Zeltvorhang rollen, die Schrapnellkugeln oben auf die Deckung trommeln und drüben in den Dachziegelnestern rumoren! Ich luge vorsichtig hinaus. Die Luft ist stickig von Gasen, weiße Wölkchen in der Luft und der scharfe Einschlag der Granaten dazwischen. Horch, die war nicht weit, die Erde der Deckung bröckelt und die Splitter sausen. Man gewöhnt sich bald an das Ganze und steckt sich eine Pfeife an. Die schmeckt noch – ergo alles gut. Laß sausen, was sausen mag. Schon werden die Einschläge seltener, das Duell ist vorüber.

Abend. Durch den Wald rauscht der Regensturm, klatschen die schweren Tropfen. Wir hasten durch das Stammwerk. Die Offiziere treiben. Warum wohl? Plötzlich stockt die Kolonne. Leises Raunen vorne: Wasser. Es kam plötzlich. Aus dem Boden quoll es. Die See bricht wieder ins Land. Knietief geht es durch das Wasser, dann bis zum Leib, dann wieder bis zum Knie. Der Mantel wird schwer. Einer hat die Stiefel verloren. Weiter! Regenböen verdüstern das Abendgold. Da strauchelt einer und stürzt in die Wasserfläche. Flüche, leises Lachen, die Komik der ernsten Augenblicke. Kameraden helfen. Dann geht's durch knietiefen Ackerschlamm. Die Beine wollen steckenbleiben; aber raus müssen sie doch, so sehr sie fürs Dableiben zu sein scheinen. Hinter uns schließt sich der Schlamm wieder. Und die Wasserfläche kräuselt sich im Wind. Der pestige Hauch des Seewasserschlammes klemmt die Lungen.

In einem Stall mit durchlöchertem Dach, durch das der Mond fahl und silbrig scheint, einige Stunden Rast. Man liegt, ob neben Pferden oder Menschen, das weiß man nicht. Auch nicht, wie lange man liegt. Die Füße haben längst das Gefühl verloren. Wie wir weiterziehen, steht der Mond am Himmel, Kanonendonner dröhnt durch die Nacht. Keiner weiß, geht es wieder gegen den Feind, geht es zurück? Man marschiert nur. Allmählich wird der Lärm immer schwächer. Und wie die Sonne aufgeht, dröhnt's nur aus weiter Ferne.

Roulers, 26. Dezember 1914.

Mit dem Heiligen Abend gingen zwei furchtbare Tage zu Ende. Achtundvierzig Stunden hatten wir da des Schrecklichen hinter uns.

Ich habe manche Minute, die Hände um das Gewehr gefaltet, ein Gebet zu den Sternen hinaufgeschickt. Daß wir heimkommen würden, glaubte keiner mehr. Aber gefürchtet habe ich mich nicht. Ich dachte nur: Gott lenke, wie es gut ist! Und dann das Gefühl: Könnte man nur selber etwas tun!

Ich wurde am 23. zum Essenholen kommandiert. Wie ich wiederkam, hatte ein Volltreffer meine Deckung zerschlagen. Mein Sitzkamerad Henn, bis an die Hüfte im Regenwasser, war tot; der Schädel durch, und ein Splitter im Rücken. Er saß noch wie eine Viertelstunde vorher, als ich ihn verließ, das Gewehr im Arm. Mein lieber Nachbar, Freund F....., hatte zwei schwere Verletzungen. Im ganzen an Toten 8 und Verwundeten 37 Mann (von 85) verloren!

Da ich durch diesen Volltreffer deckungslos war, tat ich mit dem Feldwebel, meinem Unteroffizier und vier Mann das einzig mögliche: schanzen. Raus aus dem Graben und Bohlen zusammengeschleppt. Das Gewehrfeuer regte keinen von uns mehr auf; denn daran gewöhnt man sich. So arbeiteten wir im Mondschein wie die Pferde; Schaufel an Schaufel, Bohlen dazwischen. Und dabei doch die Gewißheit: Ein Volltreffer auf die Deckung, und alles ist umsonst. Aber es ist wenigstens Arbeit, und Mut erfordert sie auch. Dann werden noch die Drahtverhaue fertiggemacht, die die Pioniere liegenließen. Nun noch Flinte schußfertig und den Toten die Marke abgenommen. So bricht der Bescherungsmorgen an.

Den ganzen 24. lagen wir in der Deckung. Der Feldwebelzugführer lag neben mir. Wir rauchten andauernd und zählten die Schüsse. Der Feldwebel war in Südwest, hat seit dem 8. August alles mitgefochten, ist beim Todessturm auf Dixmuiden dabeigewesen und im Granathagel an der Yser. Aber das achtundvierzigstündige, mit kurzer Nachtruhe unausgesetzte Granatfeuer in den Schützengräben mit Volltreffern sei bis jetzt nicht dagewesen. Als ich die Meldung vom Tode unseres Kompagniechefs über die Strecke, auf der alles tot und verwundet war, weiterbeförderte, erhielt ich einen leichten Splitter auf den Helm. Mein Gewehr ist zertrümmert. Ich holte das Gewehr eines toten Kameraden.

Dann kam die sternklare, heilige Nacht. Das Schreien der Verwundeten, das Pfeifen der Gewehrkugeln, das Platzen der Granaten —

eine furchtbare Weihnachtsmusik. Endlich, um 2 Uhr, kam die Ablösung. Die Leute waren noch nicht vorn gewesen und regten sich über das furchtbare Gewehrfeuer auf, so daß alles in Unordnung kam. Gott sei Dank, daß die Schurken da nicht gestürmt haben. Wir trabten über die gefrorene Wiese. In dem zerschossenen Dorf traf ich meinen stellvertretenden Kompagniechef, den der Tod seines Vorgängers ganz aus dem Häuschen gebracht. Wir sammelten ein paar Mann, und ich führte sie als einziger Wegkundiger aus dem Gefechtsfeld.

Mit welchem Wonnegefühl ich am Weihnachtsmorgen nach stark siebenstündigem Marsch in die diamantglitzernde Winterlandschaft mit der goldroten Sonne schaute, beschreibe ich nicht. Das Leben ist doch herrlich schön. Und Weihnachtserinnerungen! Ich habe Feierstunden gehabt seit dem entsetzlichen Christabend. Wir feiern konzentriert. O du fröhliche, o du selige! und es schneit draußen! Jetzt wird Grog geholt und auf Dein Wohl getrunken — und morgen geht's wieder vor.

Wilskerke bei Middelkerke, 22. Februar 1915.

Lieber Kamerad! Ich sitz' am Hochaltar einer schönen, großen Dorfkirche. Auf dem Chorstuhl liegen die Reste meines Abendessens. Als Schreibpult dient der Altar, zu dessen Füßen ich in meiner Decke auf Stroh liege und traumlos schlafe, wie wir wegmüden Soldaten schlafen — so lang wir können. Die Kompagnie liegt in der Kirche F...., die Bilder und Schnitzfiguren, sie schauen so seltsam traurig auf einen herunter!... Ich dulde in meiner Ecke hier oben keinen rohen Soldatenscherz — müssen wir die Kirche benutzen, so kann das anständig geschehen! Ich habe all die herumliegenden wertvollen Sachen, die man mich von Jugend auf als heilige hat verehren gelehrt, in stiller Feierabendstunde gefaltet und geordnet, verwahrt und dem Bataillonschef ans Herz gelegt. Wir wollen keine Vandalen sein ...

Das Sonnenlicht fällt in warmen, samtartigen Farbtönen durch die gemalten Fenster. Der Soldat kann sich nicht satt daran sehen. Das Dorf ist klein, im Bereich der schweren feindlichen Artillerie, weshalb abends kein Licht brennen darf. Die Hälfte aller Bewohner sitzt als signalverdächtig alle Abend von 6 Uhr ab im Wachtlokal interniert. Auf der Wiese hinter der Kirche liegt ein blindgegangenes Geschoß,

eingezäunt wie ein bissiger Hund. Ein Ungetüm von faszinierender Unheimlichkeit. Man muß immer wieder hinsehen! So ein Kloben! Sonst ist's so friedlich hier! Im Garten des zerschossenen Pfarrhauses blühen Schneeglöckchen. Ich lege Dir welche in den Brief. Vögel singen, der Pflug geht durch die Wiese, Hühner sind in den Ställen. Die Küche steht zwischen den Kreuzen des Friedhofes, die Musketiere liegen auf den Rasenhügeln und singen ihre Lieder — eine eigene Mischung von Lebenslust und Todesahnen!...

Kamerad, ich freue mich in letzter Zeit so unbändig aufs Heimkommen. Ob ich's wohl erleb' und heil erleb'? Lange dauern wird's ja wohl — aber einmal! Wenn nur bis dahin nicht allzuviel anders geworden ist daheim und die Kameraden alle noch die alten sind! Sonst komm i gewiß nimmer!

In der Kirche wird's dämmerig. Und ich bin immer müde, so müde! Wer schläft, hat kein Heimweh. Gelt? Betet weiter, daß alles gut bleibe!

Ostende, 19. März 1915.

Durch die einfach vornehmen Säulenvorgänge des großen Palasthotels am Strande fegt der eisscharfe Seewind wirbelnd weiße Massen von Schneeflocken. Über der Rennbahn braust's und quirlt's, grau in grau, durch die Säulen pfeift's und klingt's — ein Wintersturm geht über die große Dünenstadt, kurz und herb, nicht lang andauernd, schwermütig, wie die Flocken bei uns in den Bergen fallen. Und, wie wir vom Bade heraus wieder in den großen Säulengang treten, lacht die Sonne wieder über den weißen Dächlein der Badekarren, die da auf der Rennbahnwiese aufgefahren stehen — eine ganze tote Stadt von weißen Dächlein, die dem lustigen, sorglosen Leben von ehedem wieder entgegenharren. Da ist auch ein solcher herber, scharfer Wintersturm drüber hinweggegangen.

In den Anlagen vor der Hauptpost blühen die Gänseblümchen, sprießen leise frühlingsahnende Grünblättchen an den Gesträuchen, webt die Sonne um bemoostes Gezweig leichtschimmernde Strahlenbüschel, singen die Vöglein über unseren Häuptern. Ein duftendes Frühlingsweben in der lauen Luft. Und auf dem Teich ziehen die Schwäne ihre ruhige Bahn, recken den weißen Hals und schauen den Kindern zu,

die am Ufer spielen unter der Aufsicht eines freundlich blickenden Mütterleins von sechzig Jahren. Die Sonne scheint warm auf den Platz, und die Alte lauscht dem hellen Kinderlachen und schaut den Schwänen zu. Würde man nicht die Zeit vergessen und all das Winterleid? Aber schon hallt von fernher der Donner der Geschütze in den stillen Park, und weiße Wölkchen am blauen Lenzhimmel beweisen, daß sie wieder hinter einem Flieger her sind. — Schrapnell um Schrapnell zieht seine Bahn mit dem scharfen, bösartigen Zischen...

An den Boulevard von Iseghem stößt die einzige Stelle der „Digue", die auch der Nichtoffizier betreten und sich dabei am Blick auf den weiten Kanal laben kann. Die schlanken, weißen Leuchttürme ragen blendend in das Himmelsblau. Die Hafenmole liegt still und verlassen, ebenso wie die ganze Strandfläche bis Blankenberge und Zeebrügge. Man hat heute einen weiten, klaren Blick. Die Flut hat eingesetzt, Welle auf Welle rollt an den Sand, schäumt und verebbt, jagt sich und tollt wie ein spielendes Kind. Stahlblau, dann wieder seltsam warmbraun, dann schimmernd im Sonnenlichte, dann weiß gekräuselt liegt die weite Fläche vor unseren Augen. Und fern am Horizonte verschwindet der zartschimmernde Saum der Dünenbrandung im samtigen Lila des Mittagsdunstes...

Wir wandern heim. Die Hotelbauten am Strande sind meist geschlossen. Das Badeleben ist tot. Und doch ist Ostende nicht die Totenstadt wie seine reiche Rivalin, Westende-Bains; zwar sind es meist Soldaten, feldgraue Fronttruppen, „blauer Landsturm", Matrosen in ihrer kleidsamen Uniform, die die Straßen dicht beleben, die die Läden beschauen, auf den Boulevards flanieren, die Restaurants und Cafés füllen, die allem rasch ein kleines Mäntelchen anheimelnd lockenden Deutschtums überwerfen. Aber schau, dort auf dem Platze, wo die Regimentsmusik spielt, da promeniert durch die Kursaalanlagen auch die elegante Dame von Welt, mit dem seltsam herrischen, stolzkühlen Blick, die Großmutter mit der niedlich kleinen Enkelin — oh, was die für hübsche blonde Ringellöckchen hat! — und manche von den Modepuppengestalten, die mit ihren Stöckelschühchen, durchbrochenen (fast kaum wahrnehmbaren) Strümpfen, dem kecken Hut und dem kostbaren Pelz aus irgendeiner Modeschau zu kommen scheint. Ihr Zierhündchen muß sie wegen der deutschen „Barbarenvorschriften" an

der Leine führen. Daher ihr feindseliger Blick, mit dem sie den derben Infanteristen mustert, der ihr so aufmunternd mit der Zunge zuschnalzt, wie wenn er daheim auf dem Tanzboden wäre ...

Reservestellung Westende-Dorf, 21. April 1915.

Viel Spaß machen mir meine Ausflüge in die Dünen; bewaffnet mit einem Spazierstock, schiebe ich los, immer hübsch freiweg, bis ich an der Düne bin, denn auf der Wiese gibt's Schrapnelle. Erst geht's durch die alten Stellungen; zerschossene Gewehre, leere belgische Tornister hinter jeder Erdwelle, aus der die Kerle vor unseren Seebataillonen ausgerissen sind. Hie und da ein einsames Grab im Heidekraut und Dünengestrüpp mit dem Seebataillonhelm verziert oder mit der verschossenen Matrosenmütze auf dem verwitterten Holzkreuz. Ab und zu ein Bauernhaus inmitten des fruchtbaren Ackerchens, das Haus zerschossen, ausgeräumt, Kleiderfetzen, Tellerscherben, Unrat in den Stuben und die Keller noch voll Kartoffeln. Die Schränke aufgerissen, Bildchen, Photographien treibt der Wind umher, ein altes flämisches Gebetbuch mit Riesendruck ist alles, was noch heil ist. Den Küchenherd hat eine Granate direkt auf den Kopf gestellt, die Pumpe ist verbeult und der Wind schmeißt die Ziegelscherben vom Dach in die Stube hinein ...
Dann kommen wir zu dem großen, einsamen Haus am Steinweg in der Düne. Das ist die „Villa Scolaire“. Mächtig muß das Ringen an diesem Platze gewesen sein, von der französischen wie deutschen Seite. Granatlöcher und Eisenspuren, Gewehre, Blindgänger und Zünder, Helme und Käppis, Tornister und Lederzeug. Aber auch Gräber, viele Gräber; die Mariner schmücken sie nach ihrem Geschmack mit Attrappen von Ausbläsern und Blindgängern, Blumen und Glasstücken, Arabesken von Schrapnellkugeln dazwischen oder Tuchstücke und Zierat. „Villa Scolaire“ steht überm Torweg an der Straße von Westende-Bains, und die Reste von Glastafeln zeigen noch die Namen von Stiftern und Gönnern, die sich um das Entstehen verdient gemacht haben. Ich halte es für eine Schulgründung, etwa eine Ferienkolonie, oder eine Art Schule, wie sie die Klöster haben. Eine Turnhalle findet sich noch, in der ein zerschossenes Plakat Titlis, Engelberg und Stanserhorn darstellt. Daneben ein großer, heller

Raum, eine Menge mittelgroßer Drahtbetten kunterbunt im Schutt durcheinander — ich halte es für einen Kinderschlafsaal. Von der französischen Seite sind ein paar mächtige Breschen in die Mauer geschossen, Rhabarber wächst in den Trümmern ...
Von „Villa Scolaire“ wandern wir in die Dünen ... Der feine Sand weht über die Hügel, deren schöne Linien sich wie Alpenschneeberge am blauen Himmel zeichnen. Zuweilen ein Busch Dünenkätzchen mit gelben Blüten — sonst nur der feine, weiße, weiche Sand. Es ist wie eine Wanderung durch die Mulden eines der großen Berner Gletscher, auf und ab, der Sand singt im Wehen und das Meer rauscht ...
Nahebei wandert man über die Sandhalde zur Küste hinab. Da rollen die Schaumkrönchen auf der stahlblauen Flut zu unseren Füßen her, weit spannt sich der wolkenlose Frühjahrshimmel über dem weiten Wasser. Es rauscht und plätschert, der wandernde Sand singt und sirrt, die Sonne liegt in Mittagsglut über der Düne, wo es so schön still und einsam ist. Und der Sturmvogel schießt über die weißen, leise welligen Kuppen herauf und stößt dann hinaus in die ferne See. Wer da mit könnte!

Middelkerke, 28. April 1915.

Wir haben hier drei Monate des üblichen Stellungskrieges hinter uns. Tage der Ruhe und des behaglichen Landlebens in den Reservestellungen, Tage des furchtbarsten Granatfeuers vorne, oder gefahrvolle Stunden eines Feuerüberfalles seitens feindlicher, marokkanischer Infanterie, die glänzend schießt und mich, solange ich noch als Gefechtsordonnanz unterwegs war, oft böse befunkt hat. Revolverkanonen, Minen, Gewehrgranaten, alles haben wir zur Genüge gehabt. Und manchen frischfröhlichen Kameraden deckt heute der weiße, weiche Sand der Düne. Ich habe das Meer gesehen, wenn der Sturm darüber ging und der Nebel wogte; wenn die Goldsonne darauf lag, hab' ich von der Düne aus drüber hingesehen, und wenn das flammende Abendrot im Westen aufkam. Manche famose Streife habe ich „außerdienstlich“ durch die weiten einsamen Dünenberge gemacht, trotz feindlicher Schrapnells und Flieger und Kanonenboote. Und wenn der Sturmvogel auf die See hinausstieß, dann hab' ich oft gewünscht, ich könnte mitfliegen, der Sonne, dem Vergessen zu. Sind nicht die weißen großen

Berge daheim schöner als selbst die sonnigste Düneneinsamkeit? Können mir die blühenden Buschkätzchen, die Blumen in den Gärten der zerschossenen Häuserruinen den Blütenfrieden daheim ersetzen? Und wenn mir abends die Post in den Graben die Briefe bringt, und ich stehe und lese beim Gluten des Lenzabends... die innigen Worte..., dann hat man halt doch Sehnsucht nach dem Frieden, nach daheim, und den fernen Stunden seligen Glücks – ach, was liegt alles schon dazwischen und was wird noch kommen? – Aber, wenn dann wieder die Gewehrkugeln um die Deckung pfeifen und das erste düstere Grollen die Grüße der sichertreffenden (wohl beinahe unübertrefflichen) französischen Kanonen ankündet, dann faßt die hartgewordene Hand krampfhaft nur das Gewehr. Werden sie heute endlich kommen? Das Harren macht nervös, ein Angriff wäre Erlösung. Und doch weiß jeder, daß nur wenige in den vorderen Stellungen ihn überleben können. Es ist eine seltsame Sache, so eine Abendstimmung auf dem blutigen, zerstampften Feld vor Lombartzyde, groß und schön und zugleich doch wieder so wehmütig und traurig... Etwa neunzig Mann haben wir in den „belanglosen" Stellungskämpfen in den paar Wochen verloren. Wofür? Für nichts. An mir selbst ist's ein paarmal nahe genug vorbeigegangen. Es ist kein frohes Gefühl, die Reste der Kompagnien zu sehen. Von denen, die Weihnachten mit mir nach Bixschote rückten, bin ich bald allein übrig. –

„Haltet die Ohren steif, jetzt kommt die Reihe an euch", pflegte mein armer Offizierstellvertreter und Papa Zugführer zu sagen, als ihm die Granate den Rücken aufgerissen hatte und ich bei ihm im Unterstand saß, bis die Sanitäter ihn wegtrugen. Ob er recht hat? Das Schwerste kommt ja erst noch... Heute haben wir das erstemal nicht abgelöst. Wir waren zwar mehrmals alarmiert und sind zweimal hier in M. von Kanonenbooten stark beschossen worden... Trotzdem rückten wir heute zum ordnungsmäßigen Termin nicht nach vorne. Ruhe? Ich glaube nicht daran! Zur Verfügung des Generaloberkommandos? Ich glaube, wir kommen vielleicht nach Ypern, Dixmuiden oder Drie Graachten! Wer weiß? Unverschämt gesund ist man, und futtert, sauft und raucht wie in den besten Tagen. – Du bist wieder unfrisch, arbeitsmüde! Schlimm, armer Kerl! Du kannst nit! Das Herz ist nicht schuld daran. [Der Adressat war herzkrank.]

Und doch wieder das „Herz". Verstehst mich? Dir fehlt die Lebensfreude. Die hättest Du hier draußen gelernt, wenn man Dir das Leben hätte nehmen wollen; dann hättest Du gesehen, wie schön es doch ist. Aber auch das konntest Du ja nicht. Armer, armer Kerl! Sind wir Soldaten doch noch glücklicher als Du?

*

Werner Liebert, stud. iur., Leipzig,
geb. 14. Juni 1892 in Dresden,
gef. am 10. Mai 1915 bei Givenchy.

4. Dezember 1914, vormittags.

Meine lieben, lieben Eltern!

Euer Brief vom 26. brachte mir die traurige Gewißheit, daß mein lieber Bruder den Heldentod für Deutschlands Sieg erlitten hat. Heute früh kam die Post. Mein Schmerz ist unsäglich. Ich bin ganz untröstlich. Vorläufig kann ich es mir noch gar nicht vorstellen, daß ich Hans nicht wiedersehen, seine Stimme nicht mehr hören soll. Der Gedanke, daß der liebe, arme Kerl, der so hoffnungsfreudig auszog, die Heimat und Euch Lieben, nach denen er sich gewiß ebenso gesehnt hat wie ich es tue, nicht wiedersehen soll, ist mir entsetzlich! An Euch und Euren Kummer kann ich nicht ohne Tränen denken. Nur eins kann mich ein wenig trösten. Seitdem ich weiß, daß mein Bruder nicht mehr ist, ist in mir eine wunderbare Wandlung vor sich gegangen. Ich glaube auf einmal an ein ewiges Leben und an ein Wiedersehen im Jenseits. Diese Begriffe waren bis jetzt für mich leere Worte. Seit vorgestern sind sie ein Gegenstand festen Glaubens für mich geworden. Denn es kann ja gar nicht sein, daß man von einem lieben Menschen für immer durch den Tod getrennt werden soll. Was hätte denn alle Liebe und Zuneigung, die doch die schönsten Blüten im Menschenleben sind, für einen Zweck, wenn sie so jäh für immer zerrissen werden sollte? Freilich ist dies nur ein schwacher Trost bei dem Gedanken, daß der arme Kerl um sein ganzes Lebensglück gekommen ist. Wie schön das Leben ist, erkennt man ja erst hier draußen, wo es auf dem Spiele steht.

Ernst Günter Schallert, stud. phil., Berlin,
geb. 12. November 1892 in Berlin,
gef. 24. Mai 1915 bei Jaroslau.

Sechy bei Douai, 10. Januar 1915.

Meine lieben Eltern!

Gestern schrieb ich Euch, daß es Helmut etwas besser gehe. Heute habt Ihr nur noch zwei Söhne! Ich war heute wieder in Douai, im Lazarett, Station I. Der erste Blick galt seinem Bett: es war leer und frisch bezogen. Ich bekam einen großen Schreck und sah mich nach der Schwester um; sie war nicht anwesend. Da fragte ich einen Kameraden, der dort liegt, nach Helmut. „Ja, der wird wohl hier auf einem Friedhof liegen; wo, weiß ich aber nicht." So erfuhr ich's. — — — Wir müssen alle unsere Pflicht fürs Vaterland tun. Und wir wollen gern und freudig opfern. Wir hier draußen schätzen den Verlust des Lebens nicht hoch ein — wir sehen ja täglich, wie unsere Kameraden den gleichen Weg mutig gehen. Ihr, liebe Eltern, verliert mehr, denn Ihr habt Euch zwanzig Jahre um uns gesorgt. Doch Ihr habt uns ja damals schon freudig dahingegeben, als wir ausrückten. Dem Vaterland gilt unser Streben. Nur wenn wir alles daransetzen, unsere ganze, letzte Kraft, nur dann können wir Sieger sein. Liebe Eltern, so trauert nicht um diesen Sohn, denket der Worte aus dem Evangelium Johannis: „Niemand hat größere Liebe, denn daß er sein Leben lasse für seine Freunde" und an das andere Johanniswort: „Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben!"

Plavona an der Biala, Galizien, den 27. April 1915.

Als ich Euch beim Abschied lachend zurief, es ginge in die Karpathen, hatte ich keine Ahnung davon, daß ich tatsächlich so bald an den Ausläufern dieses Gebirges stehen würde. Sonntag, den 18. April, hieß es plötzlich: Am Nachmittag werden die Kompagnien verladen. Niemand wußte, wohin, ob nach Osten oder nach Westen. Wir fuhren durch ganz Deutschland. Als wir nach Kassel kamen, glaubten wir sicher sein zu können, daß es nach Osten ging. Wie freuten sich die Leute, noch einmal nach Deutschland zu kommen, und wie begeistert grüßte uns die Bevölkerung! Auch während der Fahrt erfuhren wir

nicht, wohin es ging. Alle paar Stunden wechselten die Zug- und Lokomotivführer. So kamen wir endlich nach Posen. Nun meinten wir, direkt im Osten eingesetzt zu werden. Da wendet sich der Zug und fährt über Lissa südlich nach Breslau-Beuthen. Am Mittwoch früh waren wir in Österreich, alles winkte uns stürmisch zu. „Hoch Deutschland! Hoch Kaiser Wilhelm!" Am Mittag wurden wir ausgeladen in Hotwina Brzesco. Wir waren in Galizien.

Der Tag war heiß, das Wetter ist schön und warm wie bei uns im Mai oder Juni. Wir marschierten ins Gebirge hinein. Es ist ein Bergland wie unsere deutschen Mittelgebirge. Kiefern, Tannenwälder mit Laubwald gemischt, sehr fruchtbare Felder auf den Hängen. Aber die Bewohner, die Häuser! Lauter Holzblockhäuser, in denen Mensch und Vieh mit Läusen und Flöhen zusammenwohnen. Von der eigentlichen Bevölkerung heben sich durch einen etwas größeren Grad von Menschlichkeit die Juden ab, die hier noch in ihrer Tracht und mit langen Bärten herumlaufen. Im übrigen nehmen sie unseren Soldaten, die kommen, um sie vor den Russen zu schützen, das Geld ab, solange die noch was haben.

Vom 22. abends bis zum 26. früh lagen wir in Ruhe. Wir Offiziere lagen mit einigen österreichischen Herren zusammen und verlebten eine sehr angenehme Zeit. Die Truppen biwakierten. Der Krieg hat herrliche Augenblicke. Auf dem Marsch genoß ich die ganzen Freuden des Wandervogels. Hoch über die Berge marschierten wir, im Tale floß mit reißender Strömung der Dunajec der Weichsel zu, in der Ferne blinkten über den bewaldeten Höhen die Schneeberge der Hohen Tatra. Abends im Biwak freute ich mich an unseren Truppen: sie hatten sich große Feuer angezündet und lagen darum und sangen. Dazu schien der Mond. Ein österreichischer Arzt, der auch Abstinent ist, ein Offizier unseres Bataillons und ich pflegten schöne Abendspaziergänge zu machen, während die übrigen Herren sich dem Bacchus widmeten. Da so famoser Sonnenschein war und ein lustiges Bächlein durch die Gegend floß, benutzte ich die Gelegenheit zu Luft- und Wasserbädern, bei denen mir der Doktor Gesellschaft leistete. Ich habe mich recht mit ihm eingelebt, und es wurde mir am Montag schwer, mich von ihm zu trennen.

Wir sind hier natürlich nicht zum Spaß, sondern um die Russen aus

Galizien rauszuschmeißen. Leicht wird das nicht sein, der Berge und Flüsse wegen. Doch in all unseren Kerls steckt eine unbändige Freude. Wir haben alle die Absicht, sie zum Laufen zu bringen und dann Schluß zu machen. Heute rücken wir in die Stellung vor. Dann wird der Befehl kommen zum Sturm, und dann stürmen wir eben. Ich habe mir einen Karabiner verschafft und gehe damit vor. Sollte ich nicht heimkehren, so denkt an die Worte, die Pfarrer Rodatz sprach: „Sollte ich beim Einzug fehlen, trauert nicht.“ Sondern freut Euch, daß Ihr zwei Söhne geben durftet für das Vaterland! Dann deutelt aber auch nicht an meinen Briefen herum. Ich habe keinerlei Todesahnung, bin vollkommen lustig und hoffe noch zu leben, um für meine Ideale zu wirken. Doch hänge ich am Leben nicht. Mein Leben war so schön, daß es auch ruhig jetzt schon abgeschlossen werden kann.

*

Herbert Weißer, stud. arch., Technische Hochschule Charlottenburg,
geb. 6. März 1894 in Lissa,
gef. 25. Mai 1915 vor Ypern.

5. Mobilmachungstag.

Kannst Du Dir denken, daß ich jetzt manchmal den Gedanken nicht mehr zurückdrängen kann, daß ich draußen im Felde bleibe? Dann komme einmal ganz nahe zu mir heran: ich lege meine Hand auf Deinen Lockenkopf und rede zu Dir. Da ist mir's, als ob eine von Gott kommende Kraft von mir ausginge und alle die Wünsche, die ich Dir hege, müßten in Erfüllung gehen. Komm, laß Dir mal ganz tief in die Augen sehen! Sieh, da innen bei Dir brennt's – nicht für mich – ist auch nicht nötig, wirklich nicht. Dies Feuer da drinnen muß zu einer steten, hellen Flamme werden, und die Flamme, die soll Deinen Kindern mal so hell den Weg zeigen, den wir beide uns erkämpft haben. Weißt Du, am Wannsee, oben an der Waldecke, hat's angefangen. Da sahen wir beide über ruhiges Wasser hin; das war sinnbildlich: solche Ruhe haben wir in unserem Innern auch geschaffen, Du weißt, in welchem Punkte. Wahrhaftig sollen wir sein, d. h. wir sollen nichts

als schädlich oder unnütz verwerfen und austilgen wollen. Natürlich dürfen wir sein, d. h. wir brauchen uns nicht bei den Wünschen begnügen, sondern sollen sie fruchtbar zu Taten nach außen gestalten. Der Schönheit bedürfen wir, d. h. diese Taten sollen edel und schön werden im Sinne des griechischen Kalon k'agathon; dazu sollen wir ethische und ästhetische Schönheit auffangen in uns, soviel wir aus dem unendlichen, unerschöpflichen Quell des Lebens, der Kunst und der Natur zu schöpfen vermögen. Wir sollen unsere Vorratskammern, d. h. unser Aufnahmevermögen für diese Kräfte, stetig weiter ausbauen, damit wir immer mehr aufbewahren können. Und sollen dann mit vollen Händen an andere Menschen austeilen. — — — Weißt Du, daß ich dem deutschen Volke ein echter, deutscher Baumeister werden wollte, daß ich rücksichtslos gegen alle Lüge bezüglich der Konstruktion, aber auch bezüglich unserer deutschen bodenständigen Eigenart kämpfen wollte? Daß ich mithelfen wollte, wieder eine deutsche Baukunst zu schaffen, wie wir sie zur Zeit der Ottonen und in der märkischen Backsteinkunst am potenziertesten gehabt haben? Weißt Du, daß ich meinem deutschen Vaterlande ein paar Jungens und Mädels schenken wollte, die sich ihre Eigenkräfte nicht mit unfruchtbaren Kämpfen gegen sich selbst vergeuden müßten, wie ich und auch Du, oder im Kampfe gegen überkommene, in der Zeit liegende lügenhafte Vorurteile?

... Ich streiche Dir ganz sachte übers Haar, so sachte, wie es ein Mann einem lieben Mädchen tun kann, und ich bitte Dich, vergiß dies alles nicht, und denke Dein ganzes Leben an das, was wir beide miteinander durchgemacht haben, und gestalte es fruchtbar ... Ganz, ganz warm wünsche ich Dir, daß Du's kannst, wie Du es Dir am sonnigsten ausmalst: Daß Du einmal einen Jungen bekommst mit blauen, ins Ferne schauenden, aber fest aufs Ziel gerichteten Augen, der groß und schlank wird mit einer hohen Stirn und fein geschnittenen Nasenflügeln. Weißt Du wohl, woher er das alles bekommt? Und dann, weißt Du, ist es ja nicht ausgeschlossen, daß ein Architekt daraus wird. Du wirst ihm dann erzählen von dem, was in den deutschen Domen steht, und mußt ihm alles zeigen, was wirklich deutsche Baumeister geschaffen haben. Wie sich in der deutschen Baukunst der Sinn für das Monumentale und doch Einfache, für Aufrichtigkeit, Logik und Kraft ausprägt, und das Ausstrahlen nach allen Seiten hier auf

Erden und die Zusammenfassung aller dieser Strahlen nach dem lichten Himmel empor im Schwung der Ideale. Und dann zeige ihm, daß auch das ganze Innenleben im Menschen schön und sonnig sein kann, wenn man nicht seine eigenen Kräfte unterbindet, statt sie zu vervollkommnen und zu veredeln. — Siehe, an das alles muß ich jetzt denken, ehe ich hinausziehe. Und ich weiß, daß ich dem Vaterlande viel mehr leisten könnte, wie ich es jetzt angefangen habe, und später produzieren könnte von dem, was ich in der Jugend in mir aufgenommen habe. Aber daran darf man jetzt nicht denken; wir müssen das verteidigen, was Jahrtausende hindurch geleistete deutsche Kulturarbeit mit Schweiß, Mühe und Blut aufgebaut hat. Aber man möchte doch nicht so spurlos vom Erdboden dahingehen, und Du bist doch der Mensch, der während unserer Berufsvorbereitungen und sonst im Leben mir am nächsten gekommen ist, in den ich auch von meinem Wesen wohl am meisten hineingelegt habe, wenn auch vielleicht nicht derjenige, den ich am allerliebsten gehabt habe, das weißt Du ja. Deshalb mußt Du nun, wenn ich draußen bleibe, mein Leben mit fortführen, an ein Jenseits können wir doch nicht mehr glauben, aber ein Fortleben in unseren Werken, die ja hauptsächlich in unseren Freunden aufgestapelt sind..., vielleicht findest Du einen Lebensgefährten, der Dir dabei hilft.

Am 6. Mobilmachungstage.

Die Gedanken lassen mir keine Ruhe, ich muß und muß immer zu Dir. Du mußt deshalb ja nicht denken, daß ich hier mit schlotternden Knien in Angst vor den Kugeln der Franzosen oder Russen sitze. Im Gegenteil, ich hab' gar keine Angst vor den Kugeln, sondern eine sich weit über alle Angst erhebende tiefe Bitterkeit und Traurigkeit darüber, daß die Menschen soviel junge, noch latente Kraft in ihrem Keim ersticken — bloß weil sie sich nicht über ihre kleinlichen Fehler, Neid und Mißgunst, erheben können. Das ist die gerechte Strafe dafür, daß sie diese Schwächen nicht in sich bekämpft haben. Es gibt auch solche, die sie bekämpft haben, die so Kleinliches nicht kennen, die den anderen helfen könnten und so gerne möchten, die Fehler zu überwinden; die werden mitvernichtet...
Was ich gestern schrieb, ist nicht bloß vorübergehende Stimmung, sondern der größte Ernst, den ich aufbringen kann. Das ist doch klar, daß ich den Wunsch habe, mich selbst einmal in meinen Kindern wiederzusehen. Aber viel mehr ist mir natürlich darum zu tun, daß all die inneren Kämpfe, die ich durchgemacht habe, nicht unausgenutzt bleiben. Ich habe genug erfahren, um meine Kinder nach vielen Richtungen hin sicher und zielbewußt leiten zu können, daß sie zu freien und aufrichtigen Menschen mit geraden unbeugsamen Nacken hätten werden können. Das gilt u. a. auch von der Weltanschauung, die ich mir allmählich, ganz allmählich errungen habe, die nun zu einem untrennbaren Bestandteil meines Wesens geworden ist, wenn ich auch noch soviel an ihr werde arbeiten müssen und feilen. Du weißt alles, hast selbst mir bei dem allen geholfen, und je mehr Du darüber nachdenken wirst, desto klarer und brauchbarer wird es in Dir werden. Oder glaubst Du, daß etwas Dir Wesensfremdes darin liegen kann? Ich glaube nicht. Wenn es doch der Fall sein sollte, mußt Du es natürlich ausschalten und zusehen, wie Du es in für Dich annehmbare Form bringen kannst, an Deinen Kindern oder anderen Menschen, über die Du Dir Einfluß erringen kannst. Wenn ich wenigstens weiß, daß Du das willst und daß Du es gern tun wirst, und daß Du an mich nicht als einen spielerischen, träumerischen und nichts Großes in sich bergenden Menschen denkst, sondern an einen Menschen, dessen Lebenswerk fortzusetzen sich lohnt, dann kann ich viel ruhiger hinausziehen.
... Ich will Dir gar nicht erzählen, was ich hier auf der Welt schaffen möchte. Teils weißt Du es schon. Nur vergiß mich nicht, dann findet sich alles von selbst. Sieh mal, ich fühle mich O. und K. gegenüber zu genau demselben Dienst verpflichtet, wenn ich heil nach Hause kommen und sie draußen bleiben sollten. Und es ist für mich ein feiner, fröhlicher Dienst, bei dem ich einen Funken von der Macht in mir fühle, die das Weltall schuf und erhält. „Einer für alle, alle für einen, oder Werden, Vergehen und daraus neues Werden", so heißt es in der ganzen Natur, und dieser Spruch hat sich auch in der Menschengeschichte als das Wirksamste und Förderndste erwiesen.
Dann lebe ich nicht nur mein Leben, sondern anderer Leben mit, was ich natürlich auch tun kann zu Lebzeiten der anderen und auch tue. Und dann denk' auch mal daran, daß ich eine Mutter ohne Gatten hier zurücklasse. Ich habe auch mit ihr jetzt viel über all das geredet und ich möchte am liebsten, daß Du mit ihr Freundschaft schließest um meinetwillen. Meine Mutter hat mich selbst erzogen und zwanzig

Jahre lang beobachtet und außerdem gemäß ihrem Alter auch Erfahrungen und kann Dir in vielen Punkten raten und kann sich an Dir freuen, wie ich mich an Dir freue. Du kannst ihr vielleicht auch ein bißchen helfen, wenn mir was Schlimmes begegnet. Das geht natürlich nicht alles durch Briefwechsel allein: Da müßtest Du schon einmal auf eine ganze Zeit herkommen. Und Du kannst sicher sein, daß Du meiner Mutter eine Freude damit machst. Sie ahnt es jetzt schon, daß wir beide einander viel gewesen sind und wird Dir deshalb schon freundlich entgegenkommen. Und wenn Du mich gern gehabt hast, so kannst Du auch meine Mutter gern haben, denn wenn ich auch wohl vieles an mir selbst errungen habe, so hat doch alles seinen Ursprung in meiner Mutter, wenigstens alles Ideale, was in mir lebt.

27. September 1914.

Diese Sehnsucht nach Produktivität, nachdem ich zwanzig Jahre lang rezeptiv gewesen bin, macht es mir so schwer, daran zu denken, daß mir mein Leben nicht mehr selbst gehört. Das, was ich jetzt im Kriege tun werde, kann ich nicht als Produktivität rechnen. Dazu braucht es nämlich keinen Herbert Weißer, das kann jeder andere ebenso gut, die meisten besser vielleicht. Andererseits kann man natürlich auch nicht ansehen, wie deutsches Volkstum und jahrhundertlange deutsche Arbeit von anderen Nationen vernichtet werden soll. Der einzige Blitzableiter ist glühender Haß und Verachtung gegen die wenigen Menschen (wenn man den Ausdruck dort überhaupt noch anbringen kann), die den Krieg angezettelt haben. Da sind nun die gut daran, die auf feindlicher Seite das ganze Volk hierfür verantwortlich machen können und glauben, sie hätten die Übeltäter vor der Mündung ihres Gewehres. Ich kann den Haß nicht auf den einzelnen Franzosen richten, im Gegenteil, es tut mir um jedes junge Leben leid, das durch mich abgeschnitten wird. Ich habe auch keine rücksichtslose Freude an unseren Siegen, aber weißt Du, woran ich eine ganze helle, rückhaltlose Freude habe? An der deutschen Eigenart, wie sie sich jetzt in strahlendem Glanze zu zeigen Gelegenheit hat: an dem tadellosen Funktionieren des Riesenapparates, zu dem jeder einzelne beitragen kann und beiträgt, an der Disziplin unserer Truppen der feindlichen Bevölkerung gegenüber, an der eifrigen Tätigkeit jedes einzelnen fürs Ganze, an dem ganz festen,

unbeirrten Sinn für Gerechtigkeit wie er sich bei jeder Gelegenheit auf deutscher Seite zeigt. Nicht in der Führung des Schwertes liegt die größte Stärke unseres edlen Volkes, sondern in dem hohen Verantwortlichkeitsgefühl für die gute Verwendung seiner Gaben, in seinem inneren Werte als Kulturvolk. Niederreißen, zerstören im Kriege können andere Völker auch, aber aufbauen, das können wir wirklich am besten, das weiß ich aber sicher erst seit Anfang des Krieges. Deshalb beunruhigt mich der für uns positive oder negative Ausgang des Krieges nicht so sehr.

7. März 1915.

... Du hast mir kurz nach dem Zusammentreffen auf dem Hauptbahnhof M. eine Karte geschrieben, auf der Du mir meine „pessimistische Ansicht über den Krieg" zu nehmen suchtest. Am Schlusse schriebst Du, daß Du meine gedrückte Stimmung vielleicht ganz mißdeutet hättest. Und wirklich — ich will den Versuch machen, Dir wenigstens einiges zu sagen: 1870 zogen die Soldaten ins Feld und sagten sich: „Wenn wir nicht in die Heimat zurückkommen, so kommen wir in den Himmel." (Ich muß mich kurz ausdrücken.) Diese Ansicht haben jetzt nicht sehr viele. Aber sehr viele machen sich überhaupt nicht Gedanken über diese Frage. Andere tun's, und bei denen kommt's darauf an, was sie sich für eine Religion erlebt haben, nach der es ihnen leichter oder schwerer fällt, das junge Leben hinzugeben. Mancher kann den Anspruch auf ein Fortleben nach dem Tode aufgeben — ich bin zu jung dazu und glaubte es mir durch mein Schaffen auf Erden, besonders durch meine Einwirkung auf die jüngste Generation sichern zu können, bei der ich alle an mir gemachten Erfahrungen in Werte umsetzen zu können hoffte. Manche Leute sagen: „Ich bin verheiratet, Vater von fünf Kindern, und deshalb bringe ich dem Vaterlande ein besonders großes Opfer." Ich würde in ihrer Lage sagen: „Gott sei Dank, daß ich eine Frau habe, die mich geliebt und die ich geliebt habe, und noch besser, daß ich fünf Kinder habe, die sich in meinem Sinne weiterentwickeln und meine Existenz rechtfertigen werden. Wenn das nicht wäre, wäre ich nur rezeptiv gewesen, hätte höchstens auf meine und die vorige Generation gewirkt und auch das erstere noch sehr unvollkommen." Das war das, was mich persönlich drückte. Aber dann

das Objektive. Unser Volk war auf dem besten Wege (wie ich glaube), sich von innen heraus selbst zu regenerieren; die Kräfte, von denen die Regenerationen auszugehen schienen, waren noch sehr gering. Nun kommt der Krieg, reißt alles aus seinem Werde- und Entwicklungsprozeß heraus und nimmt uns gerade die besten Kräfte, die heranwachsende fortschrittlich gesinnte Jugend! Und dann konnte ich auch ahnen, was ich hier vollkommen bestätigt fand: daß die Vorstellung, die wir durch Geschichtsunterricht, Erzählung unserer Eltern und aus Büchern vom Krieg in uns haben, durchaus eine falsche oder nicht erschöpfende, also schiefe ist. „Heldentaten", das ist das Wesentlichste und Häufigste, was der Krieg erzeugt. Ist es wirklich so? Und wieviel leistet bei den Heldentaten die augenblickliche instinktive Erregung, vielleicht Blutgier und ungerechter Haß, der von der Politik eines Volkes auf jeden einzelnen Angehörigen desselben verallgemeinert und ihn dafür büßen läßt. Aber ganz stille, nicht anerkannte Heldentaten werden geleistet. (Im Frieden wirklich so viel weniger??) Und Trunksucht, Verrohung, in ästhetischer und ethischer Hinsicht, geistige und körperliche Faulheit. Wann hört man von dem allen in den Kriegsberichten und von der oberflächlichen Auffassung von Sittlichkeit und Ehe, wo bleibt das alles? Das ging mir damals alles durch den Kopf. Es war auch keine untätige Unlust, die ich damals in mir hatte, sondern eine ernste Traurigkeit, die zum unvermeidlich festen Handeln ebenso entschlossen war als die Begeisterung der anderen (Besseren!?).

6. April 1915.

Gestern war ich im Schützengraben. Dort habe ich nun einmal den eigentlichen Krieg sehen können. Alles spielt sich auf einem ganz schmalen (freilich endlos langen) Streifen Land ab, der einem viel, viel zu eng für seine Riesenbedeutung vorkommt. Und dieser Streifen Land trägt auch grünes Gras, bunte Blumen, Bäume und freundliche kleine Häuschen. Der Boden schwingt sanft auf und ab, Hecken ziehen sich durch die grünen Wiesen und auch Bäche. Aber weißt Du, was noch auf den Wiesen ist? Da liegen die Marburger Jäger: Studenten und Professoren, die Hoffnung und die Vorwärtskraft des deutschen Volkes. Einer neben dem anderen über die Wiesen hingestreckt. Ja, da war so ein junger, frischer Kerl, der war ganz vorn, vielleicht der

vorderste beim Sturm. Alles um sich vergessend, ist er losgestürmt im Kugelregen. „Noch ein Sprung und dann bin ich im feindlichen Graben" — aber den Gedanken hat er nicht mehr zu Ende denken können, drei Meter vor dem Graben ist er zusammengesunken, hat's vielleicht noch gesehen, daß alles vergebens war, daß der Sturm erfolglos war, hat vielleicht noch einen Tag gelebt und ist langsam verhungert, weil ihm zwischen den Gräben keiner helfen konnte.

Ob ich froh bin, fragst Du? Ich kann das mit gutem Gewissen nicht bejahen. Aber ich glaube, daß ich nach drei bis fünf Jahren die Größe dieser Zeit erkennen und mich an ihr freuen werde. Meine Phantasie ist überlastet, beinahe wie die eines Kindes, dem die Amme Schauermärchen erzählt. Das hindert mich natürlich nicht im geringsten, hier meine Pflicht zu tun, sogar mit einer gewissen Freudigkeit. Wenn ich hier, wie gestern abend während eines Angriffs unsererseits, dicht hinter dem Schützengraben im Artillerie- und Infanteriefeuer Leitung flicke, mit zwei anderen allein, ohne Verbindung mit unserer Truppe, ohne zu wissen, wie das Gefecht stand und ob einen nicht jeden Augenblick die Franzosen abschneiden. Ohne Waffen! Und im Kugelregen auf Bäume klettern, statt sich an der Erde Deckung suchen, da spürt man's doch, daß man jung ist und man lacht sich eins ins Fäustchen, dünkt sich beinahe unverwundbar. Das sind schöne Augenblicke, die hab' ich neuerdings hier recht häufig. Du liest ja in den Zeitungen von unserem Vorgehn hier. Wir sind gerade in der tollsten Ecke, die ersten, die das faule Liegen in der Stellung durchbrochen haben. Aber dann sieht man wieder die langen, langen Verwundetenzüge, sieht die Leichen auf den Schlachtfeldern, sieht, wie der Krieg seelisch und moralisch auf die Menschen wirkt, sieht brennende Dörfer und was alles. Da habt Ihr's zu Hause leichter, froh zu bleiben.

Flandern, im Mai 1915.

[Auf die Nachricht vom Tode eines Kameraden.]

Liebe Mutter! — Damit rechnet doch jeder, der ins Feld zieht, daß er einsam draußen sterben muß. Das ist doch nicht so furchtbar Schlimmes! Das Sterben ist nichts Schlimmes mehr, wenn es erst an einen herantritt. Das macht einem erst das Sterben schwer, wenn man weiß, daß die Angehörigen sich ganz nutzlos mit ihrer

eigenen Phantasie quälen und sich die schrecklichsten Situationen ausmalen; von denen die, die ihnen als die schrecklichste erscheint, tatsächlich die schönste, wenn auch die letzte Stunde unseres Lebens sein kann. Was ist denn da Schlimmes dabei, wenn man ganz einsam auf dem Felde liegt und weiß, es geht zu Ende? Gar nichts Schlimmes. Da kann man so ruhig und friedlich sein, wie man seit seiner Kindheit niemals mehr gewesen ist. Wenn man an das Sterben eines Sohnes denkt, so soll man es ruhig und ohne quälende Bilder tun, wie der Sohn selbst es auch tun wird. Wenn man das nicht tut, so gießt man ihm in die letzte Stunde seines Lebens einen bitteren Tropfen.

*

Arthur Graf von der Groeben, Dr. phil., Freiburg i. B.
geb. 26. April 1882 in Frankfurt a. d. Oder,
gef. 26. Mai 1915 bei Jaroslau in Galizien.

Schloß Boncourt bei Douai, den 19. März 1915.

Ich wohne hier in einem vom Besitzer „Château" genannten Gebäude. Es ist ein passabler Rokokobau von 1765. Ein gut angelegter, für französische Verhältnisse mit schönen Bäumen besetzter Park liegt vor meinen Augen, wenn ich aus dem Fenster sehe. Man findet dort noch ganz interessante Dinge. Ein steinerner Obelisk soll die Stelle bezeichnen, wo einst der Galgen stand: die Barone Bequet de Mégille sollen den Blutbann besessen haben. Anscheinend war es ihnen angenehm, dieses schätzbare Recht auch stets vor Augen zu haben. Denn bei ihren Spaziergängen im Park konnte ihnen der Anblick des Galgens nicht entgehen. Nicht weit davon zeugt eine Rokoko-Diana von den — anscheinend nicht anspruchsvollen — Kunstbedürfnissen des Gründers. Vielleicht steht sie auch mit dem Galgen in ursächlicher Verbindung: im vorrevolutionären Frankreich waren die Jagdgesetze etwas drakonisch. Wer ein Kaninchen des Seigneurs schoß, riskierte vielleicht den Hals. Und Kaninchen sind noch heute in großer Anzahl im Park zu sehen. Auch sein kleines Trianon hat der Baron Bequet angelegt, in Gestalt eines künstlich verfallenen Gartenhäuschens. Ich kann mir denken, daß

um 1780 hier ein Leben geherrscht hat wie bei Mr. Brotteaux des Islettes in Anatole Frances „Les Dieux ont soif". Spätere Generationen haben sich am Äußern des Hauses durch geschmacklose Anbauten schwer versündigt. Überhaupt hat man hier überall den Eindruck, daß der gute Geschmack in Frankreich, zum mindesten in der Provinz, etwas absolut Vergangenes ist. Alte Gebäude, alte Möbel, alter „bric à brac" ist oft schön, hübsch, anmutig — alles Neue scheußlich.

Sadowa (Galizien), 25. April 1915.

Lieber Vater!

... Auf den Zusammenstoß mit dem Feinde freue ich mich, das darf ich Dir ohne Übertreibung wirklich sagen. Und es übertrifft meine kühnsten Erwartungen, daß ich eine Truppe führen darf. — Gott gebe, daß ich es zum Nutzen unseres Vaterlandes tun werde. Ich hoffe, Euch wiederzusehen mit dem freudigen Gefühl, endlich einmal mich nützlich erwiesen zu haben; sollte ich Euch, Dich und Mutter, nicht wiedersehen können, so hoffe ich, daß Ihr meiner denken dürft als eines Mitgliedes unserer Familie, das wenigstens zuletzt ihren Traditionen gefolgt ist. Ich bin in meinem ganzen Leben nie so glücklich gewesen wie jetzt, und ich danke Dir, lieber Vater, und ich danke es auch Mutter, daß ich vor allem an Eurem Beispiel gelernt habe, daß Eure Erziehung mich doch letzten Endes dazu befähigt hat, ein preußischer Soldat und Offizier zu werden. Ich bitte Dich, falls es mir nicht mehr möglich ist, alle Verwandten zu grüßen.

Galizien, den 8. Mai 1915.

Es war ein wundervolles Bild, das ich am 1. Mai abends vor mir hatte. Die Sonne ging hinter den wundervoll aufleuchtenden weißroten Gipfeln der Tatra unter, und ich glaubte nicht, einen Wald so mit Gold und Farben durchflossen gesehen zu haben wie der, in dem ich eben an einem mit Veilchen, Butterblumen und Gänseblümchen bestandenen Hange saß. Aber es war vielleicht nur die Idee, die alles verklärte: ganz unwahrscheinlich ist es nicht, daß dies mein letzter Abend überhaupt ist. Denn ganz allein saß ich nicht, wir waren zu fünfen, und einer, der Bataillonskommandeur, diktierte

gerade die mich persönlich nahe angehenden Worte: „Also Punkt 10 Uhr morgens nach der genau festzustellenden Zeit stürmt die 8. Kompagnie die Höhe 382 und dann 376 usw. Die Höhe 382 mit Zugangswegen und den Hindernissen ist Ihnen zur Genüge bekannt?" Das war sie allerdings, denn seit einer Reihe von Tagen wechselte die 8. Kompagnie, deren Führer ich bin, mit einer anderen in der Besetzung eines erst russischen, dann österreichischen Schützengrabenstreifens ab, der 80 Meter vor der Höhe 382 endete, auf der sich hintereinander drei russische Gräben hinzogen. Die ganze Nacht verbrachte ich wachend, denn die Russen, durch das anhaltende Einschießen unserer Artillerie nervös gemacht, schossen derart auf meinen Graben, daß ich fast einen russischen Sturm in der Nacht befürchtete — oder auch erhoffte. Denn Glück hätten sie damit nicht gehabt. Am Morgen Punkt 6 Uhr begann ein Höllenkonzert. Die deutsche und österreichische Artillerie hatte sich an den vorhergehenden Tagen genau eingeschossen, und jetzt rasten mit dem jedem Geschoß eigentümlichen Geräusch — Heulen, Singen, Pfeifen, Brummen, ohrenbetäubendem Krachen — Schrapnells und Granaten in die russische Stellung. Die unbeschreiblich widerwärtig aussehenden grauschwarzen Einschläge der Granaten, weiße deutsche Schrapnellwolken, weiß-rote österreichische Sprenggeschoßwolken verhüllten den Russengraben, aus dem unaufhörlich das Rollen des Gewehrfeuers und das einförmige Ticken der Maschinengewehre tönte. Eine unendlich lange Viertelstunde lag ich von 9.45 bis 10 Uhr an einer der Sturmluken meines Grabens, die Uhr in der Hand, die Führerpfeife im Munde. Ab und zu fragte leise in ungewohnter Vertraulichkeit ein Grenadier: „Noch nicht bald, Herr Graf?" „Nein, noch fünf — noch zwei — noch anderthalb Minuten." — Dann drei gellende Pfiffe — und ich weiß nur noch von einem rasenden Vorwärts, Hurragebrüll, wildem Angstschreien der völlig zerschmetterten Russen — ich heule geradezu meine Befehle. — Endlich sitze ich im Walde — schreibe, ja schreibe die korrekte Meldung an Herrn Hauptmann v. B., Führer der 2. Kompagnie, 4. G.R.z.F.: „Habe die Höhe 382 soeben genommen, geringe Verluste, gehe weiter vor. Graf Groeben, Leutnant und Kompagnieführer."

Weiter — plötzlich kurz vor der Höhe 376 im Walde ein Schlag, ich

stürze nach vorn, ebenso der Zugführer des Zuges, bei dem ich bin, dicke Bäume knicken wie Rohre, der scheußliche schwarzgraue Staub zweier einschlagender Granaten verhüllt alles — unsere eigene oder die österreichische Artillerie weiß nicht, daß wir schon so weit vor sind und wir sind im eigenen Feuer. Gott sei Dank hat uns nur der Luftdruck umgeworfen, das Seitengewehr auf meinem Karabiner oben ist zerschossen und ich habe einen kleinen Holzsplitter im Gesicht — einen Mann mit einer weiteren Meldung zurückgejagt — weiter! Höhe 376 ist genommen. Wer ist noch bei mir — Soldaten vom Regiment Augusta, ein versprengter Leutnant einer anderen Kompagnie, der mit drei Mann dieser noch voraus ist — ich brülle: „Alles hört auf mein Kommando — halbrechts auf der offenen Lichtung Schützenvisier 1200/1100, Schützenfeuer!" Zu weit! „Visier 1000/1100, lebhafter feuern! Lebhafter!!" — Meine Stimme überschlägt sich — ich pfeife, versuche weiter zu brüllen — schießen, weiterstürmen — alles verliert sich wieder im Gedächtnis. Maschinengewehre kommen, der Leutnant, der sie führt, ersucht mich, ihn zu decken, da wir von beiden Seiten in die allerdings total zerrissene Russenfront geraten sind. — Er jagt noch ein paar scharfe Grüße in die wild zurückflutenden graugrünen Massen, dann sammeln wir uns allmählich nach der von uns längst überschrittenen vordersten Grenze, die unserem Vordringen eigentlich gesetzt war. Mein erstes Gefühl war nicht Siegesfreude, sondern Furcht vor „Anpfiff". Aber trotzdem — 600 Gefangene, drei Maschinengewehre usw. — Bekomme im Augenblick Befehl, Höhe 357 und nordwärts davon zu stürmen. Also Schluß. Vielleicht Abschied!

*

Fritz Meese, cand. med., Berlin,
geb. 11. September 1891 in Koblenz,
gef. 26. Mai 1915 bei der Lorettohöhe.

November 1914.

... Seit acht Tagen im Schützengraben, einer Ruine, in der bei Regenwetter das Wasser rauscht und alles von Lehm und Dreck starrt und die auch Schutz gegen das furchtbare Granatfeuer gewähren soll.

Kleine Menschenarbeit gegen gewaltige Kräfte. Noch lebe ich — unverwundet, Tornister und Kleider von Kugeln zerfetzt. Die Stimmung ist nicht gut, aber mein Humor ist noch da. Bittet um gut Wetter und Essen für mich. Hunger und Regen sind die schlimmsten Feinde. Ihr ahnt ja nicht, was es heißt, tagelang, wochenlang im Schützengraben liegen, im feindlichen Feuer leben. Nie wieder kann ich im Café bei einer Siegesnachricht gedankenlos Hurra schreien. Oh, die armen Patrioten! — Ich stehe nun schon fünf Stunden Wache und werde wohl die Nacht aufbleiben, zumal Schlafen im Stehen oder Halbsitzen auf nassem Lehmboden ein höchst zweifelhafter Genuß ist. Der Brief entsteht natürlich so: Fünf Worte, dann ein minutenlanger Blick auf den Feind — ab und zu die „Kanone“ hoch und ein Schuß. Kinder, Ihr habt keine Ahnung, wie gut wir es in Berlin hatten. Offen und ehrlich, wenn ich jemals einen Anflug von Moralität betreffend meine ganze Lebensführung verspürte, jetzt ist jeder Gedanke daran geschwunden. Ich bin überzeugt, daß man, heil zurückgekehrt, doch ein anderer Kerl geworden ist in jeder Beziehung. Man wird sicher rücksichtsvoller seinen Mitmenschen gegenüber werden, gerade in deren Ausnutzung zum persönlichen Genuß. Das macht schon die Gewohnheit der hier im Kriege so notwendigen Kameradschaft. — Das Leben gilt hier einen Dreck, man hat kein Empfinden, was es heißt, Leben riskieren. Bin ich doch heute durch heftiges Gewehrfeuer gegangen, eine halbe Stunde weit, nur um mich zu waschen und weil ich Aussicht hatte, ein bis zwei Zigaretten zu bekommen. „Und trifft es uns morgen, so laßt uns noch heut' genießen die Neige der köstlichen Zeit!“ . . .

Dezember 1914.

. . . Heute noch ein paar schöne Stunden im Quartier, Kaffeestunde. Ein paar Kameraden bekamen große Pakete. Es wurde gesungen: Heimatlieder. Man wird hier im Krieg zum Kind. Eben noch im schrecklichsten Feuer, ist man im nächsten Augenblick harmlos froh — Glückliches Wesen so ein Mensch, der es versteht, die Stimmung im Augenblick zu erfassen, unbekümmert um die nächste Minute. Man lernt es. Draußen grollt feindlicher Donner und drin ist's wie zu Hause — fast. Kinder, wie lernt man die Heimat lieben — wenn man

ertragen lernt, was sonst niemand begreift. Niemals kann man erzählen, was an Kleinigkeiten den einzelnen bedrängt, niemals aber auch, was hier uns modelt und tiefe Eindrücke in den Charakter meißelt. Wer vom Kriegsschauplatz übertriebene Berichte nach Haus senden kann — der hat nichts erlebt hier draußen. Tatsachen schildern! Aber niemals kann man es so, wie es ist — die nächste Minute mildert, Gott sei Dank! Man müßte schreiben im Moment des Erlebens. Gottlob kann man das nicht; so wird nie jemand erfahren, wie verzweifelt man oft ist und wie die gesunkene Stimmung aus einem Gemisch von Pflicht und Tatendrang und Ehrgeiz zu neuer Kraft anwächst. So muß es bleiben! . . .

Mein lieber Freund Ernst ist vermißt. Da steht's nun so kurz und so klar, und doch hat's mir die Kehle zusammengeschnürt, als ich es las. Armer lieber Kerl! Vermißt — das ist ein traurig-hartes Wort für den, der es weiß, was es heißt. Da steigen alte Bilder auf. Ich liege vor Dixmuiden am 21. Oktober abends. Wir sind zurückgeworfen, keiner wußte, wie. Da liegt noch vor uns das Gehöft und rechts davon die Straße, bis zu der wir siegesfroh wie auf dem Exerzierplatz gekommen waren. Vor ging's, Schritt vor Schritt, aufrecht, zu stolz, sich bei dem dauernden Pfeifen zu bücken. Dann lagen wir plötzlich in erster Linie — und das Maschinengewehr. Neben mir fiel unser Unteroffizier. Rechts bekam J. den Armschuß und mir selbst schlug's durchs Kochgeschirr. So lagen wir hinter der Hecke, sollten feuern und sahen keinen Feind. Dann: „Sprung auf, marsch, marsch, ins Gehöft!“ Da pfiff und sang es in den Zweigen ein ehernes Lied, die Bude brannte und hinter der stehengebliebenen Mauer standen Jäger und 201er, während im Maschinengewehrfeuer Stein auf Stein abbröckelte. Ich verband den armen N., dann R. mit dem Temporalisschuß, der nur mit Mühe zu komprimieren war. (Er läuft heute in Berlin rum und weiß wohl kaum, daß ich ihm das Leben gerettet habe durch den Verband.) Weiter vor, da löste sich die Ordnung, keine Führung mehr da, und reihenweise fielen die Kameraden. Und immer wieder vor, damals dachte noch keiner daran, daß wir mal nicht siegen konnten, bis dann plötzlich, tack, tack, das eigene Maschinengewehrfeuer im Rücken, alles zusammenbrach. — Zurück — wie bitter,

zähneknirschend. Und dann, vom letzten Strohschober aus, hörten wir den Kameraden jammern, schwergetroffen im dichten Feuer liegend. Da krochen zwei Kameraden und ich raus, ungeachtet des Feuers, und konnten ihn doch nicht holen. Dann ein Stück zurück und uns eingebuddelt, wo wir standen, immer den Nachstoß der Feinde erwartend. Und zwischen uns und dem Feind, im Feuer beider, lagen unsere Verwundeten. Wochen später — wir waren inzwischen wieder vorgekommen — auf Patrouille, da sah ich sie und mußte über sie fortkriechen; Reihen von Toten.

*

Fritz Franke, stud. med., Berlin,
geb. 31. Dezember 1892 in München,
gef. 29. Mai 1915 bei Kelmy an der Dubissa.

Louve, 5. November 1914.

Gestern noch wußten wir nicht, ob überhaupt jemand von uns durchkäme. Ihr könnt Euch ja gar nicht ausmalen, wie so ein Schlachtfeld aussieht, man kann's nicht beschreiben, und schon heut', wo es erst einen Tag hinter uns liegt, schon heut' will ich's selbst kaum glauben, daß soviel viehische Barbarei und unsägliches Elend möglich ist. Schritt für Schritt muß erstritten werden, alle hundert Meter ein neuer Schützengraben, und überall Tote, reihenweise! Alle Bäume zerschossen, die ganze Erde metertief zerwühlt von schwersten Geschossen, und dann wieder Tierleichen und zerschossene Häuser und Kirchen, nichts, nichts auch nur annähernd noch brauchbar! Und jede Truppe, die zur Unterstützung vorgeht, muß kilometerweit durch dieses Chaos hindurch, durch Leichenstank und durch das riesige Massengrab.
So sind wir auch Dienstag um 3 Uhr im Mondschein dahingezogen in stummer Kolonne gegen die Front und dann in den Schützengraben als Reserve, 200 bis 300 Meter vor den Engländern dicht hinter unserer Infanterie. Da liegt man nun den ganzen Tag anderthalb bis zwei Meter unter der Erde, im engen Graben geduckt, auf dünner Strohschicht und ununterbrochen den Tag und große Teile der Nacht

ein betäubender Lärm; die ganze Erde zittert und bebt! Alle nur erdenklichen Töne, Pfeifen, Fauchen, Klingen, Krachen, Rollen ... dicht über einem schlagen die Dinger ein und zerbersten, und surrend fahren die Sprengstücke umher, und das einzige, was man sich fragt, ist: warum trifft es dich eigentlich nicht? Handbreit oft schlagen die Dinger neben uns ein und man schaut zu. Bald wird man so abgestumpft, daß man höchstens noch eine Verbeugung macht, wenn so ein ganz großes Schiffsgeschütz gar zu dicht herleuchtet und sein graugrüner Dampf gar zu arg stinkt. Aber sonst liegt man bald da und denkt an alles andere. Und dann zieht man wieder die Felddienstordnung hervor oder einen alten Brief von daheim, und auf einmal ist man eingeschlafen in all dem Lärm.
Und dann plötzlich kommt der Befehl: „Zurück zu den Pferden! Ihr seid abgelöst." Da läuft man viele Kilometer, sitzt auf und ist wieder lustiger Kavallerist: heidi, dahin in Nacht und Nebel, in Trab und Galopp!
Man lebt von einer Stunde zur andern; bereitet man sich z. B. etwas zum Essen — man weiß nie, ob man's in einer Stunde nicht zurücklassen muß; legt man sich schlafen, so ist's immer „alarmbereit"; und geht's dahin, so hat man seinem Vordermann nachzureiten oder weiß höchstens die Bestimmung für einen halben Tag voraus. Aber viel Gutes ist doch auch dabei. Oft tost man bei herrlichem Wetter durch prachtvolle Gegenden. Und vor allem lernt man Menschen kennen! Hier lebt alles ungebunden und frei, jeder lebt ganz das, was er ist! Da kommt viel Schönes und auch manch Häßliches zum Vorschein, aber in allem steckt viel Wahrheit und besonders Kraft, bis zur Raserei gesteigerte Kraft!

Gorze, 26. März 1915.

... Es wird eine große Aufgabe sein für unser gesamtes Volk — und gerade für unsere Parlamentsparteien! — nach dem Frieden das praktisch zu verwerten, was wir innerlich durchlebt haben — es wird nur zum Teil gelingen.

*

Georg Stiller, Handelshochschule Berlin,
geb. 20. September 1895,
gef. 29. Mai 1915 vor der Combreshöhe.

Sonntag, 16. Mai 1915.

Heut' sitz ich auf Combres in der schlechtesten Stellung. Sonntag — anderswo ist Ruhe und Frieden, nur hier geht das Morden weiter, fortwährend die schweren Granaten und Schrapnells und Gewehrfeuer. Die Natur ist im schönsten Frühlingskleid, die Sonne licht vom blauen Himmelszelt — aber durch die blühende, grünende Natur fliegen Granaten, zerschmettern all die Bäume und frischen Sträucher, reißen tiefe Löcher in den Erdboden und zerreißen junge, blühende Menschenleben. Ich habe heute meine Sonntagsandacht gehalten, was ich sonst im Frieden sehr selten getan habe; hier lernt man wieder beten und sich an seinen lieben Herrgott klammern. Hier merkt man erst, welch große Stütze in Gefahr und Not ein guter, inniger Glaube ist und wie ein Kirchenlied oder Psalm einen tröstet und beruhigen kann. Sollte mir der liebe Gott das Leben schenken, daß er mich wieder glücklich aus dem Kampfe herausführt, so werde ich immerdar sein treuer und inniger Jünger sein. Es ist ein merkwürdiges Ding um das menschliche Herz. — Ist die Gefahr am nächsten, so ist Gott am größten — sage ich mit Umschreibung. — Solange es dem Menschen gut geht, denkt er nicht daran, Gott zu bitten, ihm seine Taten und Wege zu leiten, ist er jedoch in Gefahr, so erinnert er sich plötzlich, daß er ja noch eine Stütze hat, an die er sich klammern kann. Ich will mich durchaus nicht besser machen als ich bin, aber mir ist es auch so gegangen. Seit ich von der Schule weg bin, hatte ich mir eine eigene Religion zurechtgelegt, so wie es mir paßte, ohne mein Gewissen, mein innerstes Denken zu fragen. — Erst die Gefahr bringt mich meinem Gott wieder näher. — Ich glaube, so wie mir wird es auch noch vielen anderen gegangen sein, die vorher gedankenlos Gott und ihre Religion vergessen hatten und die nun durch Not und Tod ihren Glauben wiedergefunden haben. Und das wird nicht der kleinste Gewinn aus dem ungeheuren Weltkrieg sein, der uns so vieles Teures entreißen, aber auch manches Gute bringen wird. Es wird nach dem Kriege eine Vertiefung der Religion, ein innigeres und einfältigeres Verstehen und Fühlen eintreten.

Adolf Witte, stud. phil., Berlin,
geb. 2. Juli 1890 in Berlin,
gef. 13. Juni 1915 bei Chalupki (Galizien).

Lewarde, 6. Januar 1915.

Um Mitternacht ging's los. „Alles raus, Tornister dalassen! Antreten!" Wir klettern raus. „Über die Chaussee im Laufschritt!" Also rechts von der vertrackten Granatenchaussee, da gilt's den Graben zu nehmen, den die Franzosen während der Abwesenheit der Besatzung besetzt hatten. Hier mußte ein Durchbruch vereitelt, die Rothosen in ihr Loch zurückgedrängt werden.

7. Januar 1915, 5 Uhr.

Rechts von der Chaussee (Menin-Ypern). Sammeln. „In Reihen gesetzt, rechts um — marsch! Geräusch vermeiden! Verbindung aufrechterhalten!" Es geht los in tiefdunkler, kalter Nacht. Wohin? Orientierung futsch. Ich stapfe wacker meinem Vordermann durch alle Löcher und allen Matsch nach. „Halt, Seitengewehr pflanzt auf!" Leise wird es von Mann zu Mann weitergesagt; dann zurück vom Flügel: „Befehl angekommen!" „Links um! Fühlung nehmen!" Soweit ich rechts und links etwas erkennen kann, starrt von jedem Gewehr der Stahl empor. „Mit Tuchfühlung langsam vorgehen!" Na, denke ich, da soll wohl möglichst von drüben keine Kugel durchkommen; aber der Soldat fügt sich. Halb aufrecht, halb geduckt, leise bewegt sich die Reihe etwas vor. „Halt — hinlegen!" Flüsternd geht es durch die Reihen. Alles liegt dicht beieinander. Hinter uns kommt Reserve. Einige Verschiebungen werden vorgenommen. Links und rechts setzt man neue Gruppen an. „Ja, was sollen wir eigentlich?" wage ich meinen Nachbar zu fragen. „Weiß ich's?" sagte der eine, der andere schläft. Na, ich lege mich auch zurecht, so gut es geht; es hatte an dem Tage zufällig nicht geregnet und wir lagen auf einer einigermaßen trockenen Stelle. „Es wird mit Tuchfühlung vorgegangen. Weitersagen!" „Es wird mit Tuchfühlung vorgegangen. Weitersagen!" — „Befehl angekommen!" „Befehl angekommen!" — Alles im Flüsterton. „Wenn man bloß wüßte, was man machen soll, Nachbar, wenn man ran an den Feind ist? In den Graben

hopsen und frei um sich schlagen, oder stehenbleiben und reinballern, oder —?" „Wenn Leuchtkugeln aufsteigen, alles stilliegen!" — „Wenn Leuchtkugeln aufsteigen, alles stilliegen!" — „Befehl angekommen!" — „Auf, auf, auf!" Gedeckt schleicht die Reihe weiter. „Rechts Anschluß nicht verlieren!" „Links Feld geben!" „Rechts ran!!" „Verfluchte Drängelei!" „Schnauze halten!" „Hinlegen!" „... Hinlegen, hinlegen!" — Sicher zwei Stunden haben wir da auf nackter Erde gelegen. Fröstelnd habe ich mir immer wieder die Mantelschlippen um die Knie gewickelt. Neben mir schläft natürlich wieder einer ... „Du!" ... Die erste Leuchtkugel von drüben. Kopf runter! Einige Esel müssen natürlich prall hochgucken nach dem vertrackten Biest. — Sie verlischt langsam. Drüben bleibt alles ruhig. Sind wir noch so weit ab, daß sie uns nicht gesehen haben, oder sind wir gedeckt? ... Pscht! ... Eine andere neue — wieder alles dunkel. Ich wage, so gut es geht, Freiübungen auf der Erde zu machen, um nicht steif zu werden. Strample mit den Beinen usw. „He, wenn die Pioniere Handgranaten werfen, alles auf und los!" „Heda, Mensch schlaf nicht, weitersagen: Wenn die Pioniere Handgranaten werfen ... So ..." Also: „Wenn die Pioniere Handgranaten werfen ..." Wüßte man bloß, wie weit es noch ist! Alles so ruhig und doch können wir nicht weit ab sein, da man doch nicht Hunderte von Metern vorstürmen kann ... Pscht! ... Wieder eine Leuchtkugel. Ich schiele auch hin. Sieht immer sehr hübsch aus, solch Ding beleuchtet weite Strecken taghell. Also müssen wir doch wohl noch weit ab sein, sonst müßten die Rothosen uns doch bemerken und dann schießen sie doch immer ... Wieder geht das Gedränge und Geschiebe und Geschimpfe los. So gut es geht, wird die Richtung beibehalten. Stopp, ein Graben schräg vor uns. Der linke Flügel ist schon rüber, einer nach dem andern hopst nach. Unsere Mitte ist kaum drüben .. Ping, ping! Die ersten Schüsse von drüben. Alles dunkel. „Auf!" Pscht! ... Wieder eine Leuchtkugel. Da geht die Hölle drüben los. Ganze Salven krachen und wie Hagelkörner schwirrt's in der Luft umher. Alles rennt los. Pscht. Leuchtkugel. In langen Reihen rechts vor mir die vorstürmenden Kameraden. Der linke Flügel ist durch den Graben etwas aufgehalten worden. Ich laufe einige Schritte ... Leuchtkugel. Mußt dich hinlegen, da und da liegen sie auch schon auf

dem Bauch und kriechen vor ... Ich auch ... Rechts hurra, hurra! Ich auf ... Hurra! Leuchtkugel. Hin und kriechen ... Ssst! ... Krrrch! Granaten mitten in die Reihen hinein. Verflucht nochmal! Ssst! ... Krrrrch! Sie kommen schon näher. Alles egal, weiterkriechen! Das feindliche Feuer rast. Alles ist dunkel. Kein Hurra, nur Geknall ist zu hören. Ich bleibe liegen. Ssst! Ssst! ... Die Kugeln kommen dichter und niedriger. Was tun? Pscht! ... Leuchtkugel .. Ich drücke mich fest an die Erde und schaue umher. In meiner Nähe lagen mehrere und rühren sich nicht. Da windet sich einer stöhnend. Ja, nun? Soll ich den Sturm fortsetzen? Ich habe keine Ahnung, nach welcher Richtung. Die Kugeln kommen von mehreren Seiten. Kein Befehl zu hören. Kein lebender Kamerad war in der Nähe. Dreißig bis fünfzig Meter vor den feindlichen Gewehrläufen. Ich wähle den besseren Teil der Tapferkeit, die Vorsicht, und bleibe vorläufig mal ruhig liegen. Einmal muß den Herren Gegnern der Finger lahm werden vom Losdrücken. Sehen tun sie doch nichts. Während dieser Zeit pfeift es unangenehm um mich herum. Psscht! Deibel, so'n Aas, dicht vor meiner Nase in den Dreck. Ich platte mich nach Möglichkeit noch weiter ab, fühle nach meinem Spaten; er ist weg. Na, einigermaßen sicher scheine ich zu liegen. Vielleicht liege ich hinter einer wenn auch noch so winzigen Bodenwelle oder so dicht am Gegner, daß er darüber wegschießt. Man denke, ein Freiwilliger, zwölf Wochen ausgebildet; gewohnt, nichts ohne Befehl zu tun, liegt zwischen Toten und Verwundeten, dreißig Meter vor dem Feinde. Freiwillige sind hier — „Hornochsen, dämliche". Was tut so einer? Er sucht sich natürlich, so gut es geht, aus der Patsche zu ziehen. Das war mein Gedankengang, und schon betäubte ich die moralische Aufwallung, die mich zum Bleiben und Aufstehen, Suchen nach Vorgesetzten bewegen wollte. Abgeschlagen! Das war doch gegen die Ehre. Ich, Preuße, die Hand am Gewehr ... Nur ein Augenblick; die Vorsicht siegt wieder. Es ging hin und her. Habe ich mich auch recht besonnen? ... Ja ... man hätte mir sagen sollen, was los war. Keine Entfernung, Nacht, kein Befehl, da ein Stürmen bei Leuchtkugeln, die anderen werfen sich hin ... Na ... jetzt war nichts mehr zu machen. Ein Rätsel war's mir allerdings, wo mein Kamerad geblieben war. Vom Sammeln habe ich nichts gehört ... Ich weiß

nicht, wie lange ich da so still gelegen habe. Allmählich schien das Feuer nachzulassen. Langsam, ganz langsam schiebe ich mich seitwärts, so ungefähr nach der Richtung des Grabens, den wir beim Vorspringen übersprungen hatten. Von da würde sich wohl weiterkommen lassen, wenigstens ist da notdürftige Deckung. Eigentümlich, jetzt habe ich eine gewisse Angst, getroffen zu werden. Es ist doch eine scheußliche Sache, auszukneifen. Ich komme beim Graben an, wälze mich rauf auf die Deckung und plumpse so lang wie ich bin in den mit Wasser gefüllten Graben, über mehrere hinweg, die schon vor mir drin saßen. Leicht- und Schwerverwundete lagen und saßen drin herum, Unverletzte ebenfalls. Da war ich ja in die richtige Gegend gekommen. Kein Unteroffizier, kein Mensch weiß, was los ist. Die Kugeln pfeifen von rechts und links in die Deckung. Jeder macht sich so klein wie möglich. Die Verwundeten stöhnen, man solle sie nicht dalassen. Da fragt einer, ob wir noch einmal ran müssen, hier, wo's am nächsten nach der Chaussee geht, wo der Graben hinführt. Etwas wohler wird mir erst, als ich mit einem anderen Kameraden einen verwundeten Unteroffizier quer über das von Kugeln und Granaten der Franzosen bestrichene Feld transportiere. Ich rede mir ein, wenigstens etwas getan zu haben; der vorige Verwundete, den ich wegzuschaffen versuchte, war mir in den Armen erschossen worden ... Am nächsten Morgen sammeln sich so langsam im Quartier die Überlebenden. Der Hauptmann ist verwundet; es fehlen der Feldwebel und ? Mann. Ich glaube, dreißig von unserer Kompagnie, daneben Verwundete. Abgeschlagen! Soll's noch mal vorkommen? Zwei Tage später wurde der Graben genommen, nachdem Artillerie, Minenwerfer usw. genügend vorbereitet hatten.

11. Juni 1915, Lasky in Galizien.

Vormittags Besichtigung der Stellung. Schlafen, essen, schreiben. Diese Nacht gehen die 11. und 12. Kompagnie über die Sklo, graben sich ein und greifen morgen früh 10 Uhr an.
Ich habe wieder einmal einen Tag trüber Ahnungen. Ich kann mir nicht vorstellen, daß die Sache klappen wird. Immer wieder kommt dieser Zustand. Ist das nun bloß der Selbsterhaltungstrieb? Eigentlich ist ja Angst weiter nichts als die Voraussicht nahenden Unheils,

dem man durch Vorsicht kaum zu entgehen hofft. Ich sehe meine gesunden Glieder, höre das Krachen der Schrapnells, das Surren der Sprengstücke und komme unwillkürlich zu der Vorstellung, daß auch mich solch Ding zerreißen kann. Ich habe die Verwundungen gesehen, die solche Geschosse beibringen können. Eisen gegen Menschenfleisch! Der Angst nebenher läuft das süß-gruselige Todesahnen, das man nicht glauben möchte, dem man aber nicht entgehen kann. Am besten kommt man über die Gefühle hinweg, wenn man sich ausschreibt, so wie ich jetzt. Da wird einem sachte besser. Das Sezieren der trüben Gefühle löst sie scheinbar auf; mir wird schon besser. und ich hoffe, daß ich sie ganz los werde. Ich will doch noch leben! Wenn's nicht allzu vermessen klingt.

*

Ulrich Timm, stud. theol., Rostock,
geb. 19. Juni 1897 in Pritzier (Meckl.),
gef. 20. Juni 1915 bei Zurawno in Galizien.

23. Oktober 1914.

125 Mann unseres Bataillons, das ist der achte Teil, sind bereits dahin, und einem jeden von uns kann es gerade so gehen. Oh, über alles geliebte Eltern! In der letzten Nacht, als ich während des heftigen Nachtgefechtes, das draußen tobte, nicht Schlaf finden konnte, da eilten meine Gedanken zu Euch in die Heimat. Wer weiß, es kann sein, daß ich Euch alle nicht wiedersehe. Da will ich Euch doch noch aus tiefstem Herzen danken für alle Eure Liebe und Treue, die Ihr während meines Lebens an mich gewendet habt. Es kommt mir immer mehr zum Bewußtsein, eine wie herrliche Jugend ich in meinem Elternhause verleben durfte, daß ich so liebe Eltern habe wie sonst keiner mehr.

Flandern, Ende Oktober 1914.

Die Gewehrkugel kam rechts von vorn, ging erst durchs rechte, dann durchs linke Bein und schließlich noch durch meine Rocktasche, angefüllt mit fünfzig Feldpostkarten, meinem Neuen Testament, Eurem

letzten Brief, meinem Soldbuch und sonst allerlei kleinen Büchern. Durch alle diese Sachen ging die Kugel noch durch; sie muß eine ziemliche Wucht gehabt haben. Die Wunden schmerzten nur in den ersten Stunden nach der Verwundung ziemlich stark; nachher und jetzt äußerst wenig. Am 23. Oktober hatten wir den ganzen Tag zur Deckung der Artillerie gelegen bei dem Dorfe Merkem unweit Dixmuiden. Abends gegen 7 Uhr kam von der vor uns liegenden Infanterie Bitte um Verstärkung, da sie einen Sturm auf die feindlichen Stellungen unternehmen wollte. Wir schnell in Schützenlinie ausgeschwärmt, Bajonett aufgepflanzt, Laufschritt marsch, marsch, zum Sturm hurra, hurra! — Das war ein völlig verfehltes Unternehmen, denn erstens lagen noch unsere eigenen Truppen vor uns, die andauernd nicht nur von vorn, sondern auch von hinten von ihren eigenen Kameraden Feuer erhielten. Nicht wenige fielen in diesen Tagen von deutschen Kugeln. Zweitens waren wir noch zwei bis drei Kilometer von der feindlichen Stellung entfernt, als wir zu stürmen anfingen, so daß wir nachher müde waren, als es eigentlich losging. Nachdem wir durch Dickicht und weite Rübenfelder dahingestürmt waren, einen breiten, tiefen Graben nicht ohne Lebensgefahr durchquert hatten — dazu sausten die Kugeln um die Ohren — galt es, eine weite freie Anhöhe zu nehmen. Ich war bereit, dem ersten besten Englishman mein Bajonett in den Leib zu rennen, als ich plötzlich, von einer furchtbaren Wucht erfaßt, auf den Erdboden geschleudert wurde. Einen Augenblick meiner Sinne nicht mehr mächtig, komme ich doch nach wenigen Sekunden wieder zum Bewußtsein. Nanu, was ist denn passiert? Aha, du hast eine abgekriegt, und zwar kommt's aus den Hosen. Gleich mal auf, ob du noch stehen kannst. Vorzüglich, es geht, es kann nicht so schlimm geworden sein. Aber schnell wieder runter, sonst kriegste noch eine ab. So; was nun? Aha, zehn Meter vor mir eine Strohmiete! Da mal erst hineinkriechen. Nicht so ganz einfach. Dort finden sich noch eine ganze Anzahl ein, verwundete und noch heile Jäger. „He, Kamerad, bind' mir mal einen Lappen um meine Beine. So, danke schön". Nun aber erst ein bißchen stöhnen, die Sache tut doch bannig weh. — „He, Schliemann, auch verwundet?" „Ja, kann nicht sehen auf einem Auge, will zum Verbandplatz." „Dann besorge meinen Kameraden und mir mal Hilfe, wir können nicht gehen." — Die Unverletzten stürmen weiter vor. Es wird ruhiger um uns. Ich sehe nach der Uhr; es geht auf 8 Uhr. Ob wohl noch Hilfe kommt? Nein, bis nächsten Morgen vergebliches Warten. Als es hell wird, sehen wir in Entfernung von einigen hundert Metern Krankenträger Verwundete auffammeln. Wir schreien. „Kommen gleich zu euch." Aber sie kommen nicht wieder. Bis Abend vergebliches Warten, furchtbar! Einer, der noch etwas gehen kann, will sich aufmachen. Als er kaum hundert Meter fort ist, sehe ich ihn fallen. Die verd... Franktireurs! Wieder eine lange bange Nacht. Um Mitternacht wache ich plötzlich auf aus leichtem Schlaf. Was ist denn nun los? Wir liegen mitten im Gewehr- und Granatfeuer. „Kameraden, näher an die Miete. Richte keiner sich auf." Ein Getöse um uns, schrecklich, ich werde es mein Lebtag nicht vergessen. Es ist grauenhaft, wenn so eine Granate über einem platzt. Und dann die Angst, die Strohmiete würde in Brand geschossen werden. So wie in der Nacht habe ich noch nie gebetet. Und es ging vorüber.

Auch das nächste Gefecht um 4 Uhr. Am nächsten Tag wunderschönes Wetter. Aber schon der zweite Tag und dazu zwischen der englischen und deutschen Linie. Wir sind in der höchsten Gefahr! Also es ist Sonntagmorgen; seit Freitag abend lagen wir. Mein Nebenmann hatte in der Nacht noch einen Granatsplitter zu seinem Bauchschuß dazubekommen. Die anderen waren auch schwer verwundet. Nun wollte ich versuchen, ob ich stehen könne — und siehe, es ging. Na, denn auf gut Glück los! Und ich kam glücklich bis an den Graben, der vollbesät war mit Leichen. Drüben sah ich in geringerer Entfernung Deutsche in den Schützengräben. „Nicht schießen, bin verwundet, Hilfe!" Und sie kamen und brachten mich zum Verbandplatz, holten dann die anderen auch. Ich dankte Gott für meine Errettung. Ich habe also von Freitag abend bis Sonntag morgen da draußen gelegen.

*

Hans Martens, stud. rer. techn., Charlottenburg,
geb. 23. September 1892,
gef. 14. Juli 1915 bei Rudnicki an der Szlota Lipa.

4. Februar 1915.

Lange wird's ja nun nicht mehr dauern, dann bin ich wieder draußen — Gott sei Dank! Es ist doch schöner im dreckigsten Graben, man sieht dort all das Elend nicht so; und wenn ich mir eines wünsche, so ist es, daß mir endlich einmal im Kampf lebendige Tat beschieden sein möge! Denn wenn man im Graben steht und sich nicht regen darf, wenn die Minen und Granaten kommen, so ist das wohl Kampf, aber keine lebendige Tat, sondern das grauenhafte Gegenteil davon. Das ist überhaupt das Scheußliche in dem jetzigen Krieg — alles wird maschinenmäßig, man könnte den Krieg eine Industrie gewerbsmäßigen Menschenschlachtens nennen — man tut mit in Begeisterung für das zu erringende Ziel und mit Verachtung und Abscheu vor den Mitteln, zu denen man zu greifen gezwungen ist, um dies Ziel zu erreichen. Die kürzlich beiderseits eingeführten Minenwerfer sind das Abscheulichste. Sie werden lautlos abgeworfen und schlagen oft dreißig Mann zugleich kaputt. — Man steht im Graben — jede Sekunde kann solch Ding krepieren — nur den einzigen Trost hat man, wenn man die Wirkung unserer Minen sieht, die so schrecklich ist, daß die Fetzen bis in die eigene Deckung herüberfliegen —, wir sind den Herren Franzosen auch hier in der soliden Ausführung über. — Nur wenige Glückliche haben hier draußen Gelegenheit zu wirklich lebendiger Tat, und ich bin traurig, bisher nicht zu diesen gehört zu haben.

Döberitz, 12. Mai 1915.

... Morgen ist Himmelfahrt! Da denke ich, liegen Sie am Wiesenbach, lassen sich die Maienluft um die Stirn wehen, gucken in den blauen Frühlingshimmel — und Ranunkel und Schaumkraut haben nichts Besseres zu tun, als den bunten Rahmen zu diesem anmutigen Bilde abzugeben.
Bautz, da lieg' ich daneben im Grase, und nun müssen Sie sich's schon gefallen lassen, daß ich Ihnen ein Stündchen in gottseliger Faulheit Gesellschaft leiste. Zwar, wenn Sie trotz Sonnenschein, Buchenlaub

und Wiesenblumen gar noch fröhliche Unterhaltung wünschen, so werden Sie schon selbst dafür sorgen müssen, denn in dem Kerl da neben Ihnen sieht es verzweifelt bunt und unordentlich aus — lustig blinkende Launen, bröcklige, spinnwebüberzogene Hoffnungen, umfrohe, harte Vorsätze, wehmütige Erinnerungen und stolz umherfliegende Träume — das alles liegt wirr durcheinander in der Rumpelkammer der Seele; und da die arme Seele besagten Menschen nur über dies eine rumplige Kämmerlein verfügt, so ist's mit Seelenfrieden, Zuversicht und wie dergleichen Dinge heißen, schlimm bestellt.
Vielleicht haben Sie schon mal vor der Parktür eines schönen Schlosses gestanden, und da die Tür offen war, sind Sie harmlos eingetreten und haben sich so recht an den schattigen Alleen, den bunten Blumenbeeten und den schimmernden Marmorfiguren gefreut; — und da trat dann plötzlich ein sehr würdevoll aussehender Portier herzu und sagte mit finsterer Miene: „Für Sie ist hier kein Eingang, machen's, daß Sie weiterkommen!" Und bums schlägt er das Tor zu, stellt sich noch recht breitbeinig davor, damit Sie möglichst wenig von der verbotenen Herrlichkeit sehen — und Sie gingen verstimmt weiter, während aus dem Garten die Stimmen fröhlicher Menschen Ihnen nachklangen.
So ähnlich geht's mir dieses Jahr mit dem Frühling. In anderen Jahren machte ich um diese Zeit stets eine Reise, und die schönsten Stunden waren die, wo ich, gerade wie Sie jetzt, irgendwo auf einer Wiese liegen konnte und mich des schönen Lebens in Erinnerung, Gegenwart und Hoffnung freute. — Und dieses Jahr? Ich bin durch die Buchenwälder der Stadt gegangen, ich habe mich ins grüne Gras gelegt und der Himmel war so blau als nur irgend in einem Jahr — aber ich konnte mich nicht daran freuen, fremd war mir alles und immer kamen die ernsten Gedanken und trieben mich weg.
Als ich auszog in den Krieg, da sagte ich so einfach: „Ich hab' mit allem abgeschlossen, ich hoffe nicht, daß ich zurückkomme; mein künftiges Leben betrachte ich als Urlaub vom Tode, und komme ich doch zurück — nun, so will ich ein neues, schöneres Leben beginnen. — Ja, damals dachte ich, entweder bist du in wenigen Wochen nicht mehr oder der Krieg ist vorbei, und nun? Urlaub vom Tode — den kann man nehmen auf Tage, auf Wochen — aber ein ganzes Jahr oder länger? Ein Jahr lang gleichgültig durch die Welt gehen, an keinem Schönen

sich freuen, an keinem Schlimmen sich grämen, alle Bande lösen und keine neuen knüpfen und immer nur an das eine denken: Krieg und wieder Krieg! —
Mein Gott, das kann man ja gar nicht — das hält ja kein Mensch aus — ich hab' doch noch warmes Blut in den Adern und die Sonne scheint doch noch so hell; und ich mache mich auf und wandere in den Frühling hinaus.

„Der Mai ist gekommen,
die Bäume schlagen aus —
— Wer weiß, wo in der Ferne
das Glück mir noch blüht!" —

Aber von den Bergen kommt uns alsbald das Echo zurück — anders klingen die Töne im Widerhall, aus den dunklen Tannen schallt es hervor:

„Gestern noch auf stolzen Rossen
— — — — — — — "

Und da gehe ich dann wieder zurück und lese verdrossen im Buch: „Exerzierreglement für Maschinengewehr-Kompagnien."

Rudnicki, 13. Juli 1915 [am Vorabend seines Todes].

Ich habe mir heut' einen molligen Unterstand bauen lassen und endlich ist Stroh gekommen; da lieg ich nun drin, denke über mein Schicksal nach und warte, wie alle, mit Ungeduld darauf, daß es weitergeht. Freilich, kugelsicher bin ich hier, denn ich liege beim Stabe, etwa einen Kilometer hinter den Gräben, und nur wenn ich zur Revision vorgehe in Stellung — nachts bei Regen durch Kornfelder —, dann schwirren einem ein paar verirrte Kugeln um die Ohren. — Zufallstreffer, wenn man eine abbekommt — wenn schon! Nein, das ist nicht ehrlich — so denke ich gar nicht — ich mag nicht getroffen werden, wenigstens nicht so per Zufall, und ich bücke mich auch immer hübsch, wenn solch ein Segen vorübersaust; ja, im Gefecht, da denkt man wohl nicht daran, da sind die Nerven mit anderem überlastet genug, da tut man seine Pflicht, ob's trifft oder nicht; aber hier: wenn ich so einsam meinen Posten abgehe, da überkommt's mich doch: Nein, du willst, du darfst nicht sterben! Du hast noch ein junges Leben vor dir, du wolltest erst beginnen und solltest schon aufhören müssen? Stark und gesund hat mich das Soldatenleben gemacht — ein wenig derber, ein wenig härter

als früher, aber darum fühl' ich nun um so mehr sich alle Lebenskräfte regen; was gilt's nicht alles in der Welt zu erringen, vollbringen und genießen.
„Ich fühle Mut, mich in die Welt zu wagen, mit Stürmen mich herumzuschlagen und in des Schiffbruchs Knirschen nicht zu zagen!"
Und dieses Kraft- und Glücksgefühl, es sollte nun nichtig werden? Ich haben mein Leben bisher nur auf der Schulbank gesessen und gutes und dummes Zeug gelernt; immer wieder gelernt; nichts geleistet, nichts geschaffen, und es sollte nun vorbei sein? Sollen die Kameraden recht haben, die mich aufforderten: „So genieße doch die paar Wochen noch, die dir der Zufall gab, genieße das Leben in allen seinen Oberflächlichkeiten, wenn dir der nahe Tod die Tiefen versagt."
— Nein, ich fühl's, ich werde noch was zu tun und zu sagen haben im Leben; es wird Friede werden und ein neues Leben sein auch für mich, mit jungen, frischen Kräften, unverbrauchten Sinnen, mit Hindernissen und Kämpfen und Sorgen. —
Ist das nun schlecht, ist das unpatriotisch, wenn ich so denke? Darf der Soldat keinen Lebenswillen haben? Mag sein — ich kann nicht anders —, die Lust, zu leben, und der Mut, zu leben, werden täglich größer, ich kenne das große Leben noch zu wenig, um es achtlos von mir schenken zu können — aber Todesverachtung, Heldentum, ich gestehe es mit Scham — das könnte bei mir nur im Rausche der überspannten, betäubten Sinne, in der höchsten Erregung eines Gefechtes kommen, sonst — ach, ich dachte es mir so leicht, auf das Leben zu verzichten, und ich sprach im Anfang so leichtfertig davon — und nun: „O Königin, das Leben ist doch schön!"

*

Friedrich Hesse, stud. theol., Greifswald,
geb. 25. März 1887 in Verden,
gest. 17. Juni 1915 im Feldlazarett La Malmaison.

Meine liebe Mutter! Ich gehe wieder zur Front. Gotthelf mit seinen Beinschüssen ist wieder im Feuer. Herr Pischel macht ein gefährliche und entbehrungsvolle Fahrt, um seinem Vaterlande zu dienen, da

müßte ich mich ja schämen, wenn ich schon aufhören wollte, weil es mir schwerfällt. Ich danke Dir für Deinen lieben Brief, er hat mir gezeigt, was ich zu tun habe. Die gestrige Karfreitagspredigt hat auch geholfen. Was hat Christus nicht alles leiden müssen! Wir sind ja nicht zum Vergnügen auf der Welt, sondern um unsere Pflicht zu erfüllen bis zum äußersten. Also an der Front ist mein Platz und wenn es mir noch so schwerfällt. Falle ich dort, was macht das? Morgen läuten die Glocken das Auferstehungsfest ein — welch eine Hoffnung! Sterben müssen wir alle einmal, und einen Tod, der ehrenvoller wäre als der auf dem Schlachtfelde in treuer Pflichterfüllung gibt es nicht. Gott wird mich schützen; ich vertraue auf meinen Konfirmationsspruch. Er wird das gute Werk, das er in mir angefangen hat, auch vollführen. Falle ich also, dann hat er es bereits vollführt und es war sein Wille so. Dem kann kein Mensch entgehen. Du hast soviel schon für mich gebetet, der Herr wird Dich auch erhören, und wenn nicht, dann hat er seine besonderen Absichten damit. Verlassen wird er Dich sicherlich nicht. Der Herr legt wohl eine Last auf, aber er hilft auch. Wirf also alle Deine Sorgen auf ihn, er wird alles herrlich hinausführen.

*

Artur Meeß, Dipl.-Ing., Charlottenburg,
geb. 28. März 1889, Kaiserslautern,
gef. 24. Juli 1915 bei Nieuport.

18. Oktober 1914.

Euer Schweigen in den letzten Tagen sowie das Ausbleiben von Nachrichten von Walter machten mich bang. Heute hörte ich, daß das 23. Infanterieregiment fast vollständig aufgerieben sei; gerade wollte ich mich hinsetzen, um Euch auf das Allerschlimmste gefaßt zu machen, da fand ich den Eilbrief mit Deiner Schrift, liebe Else — und wußte genug. In dem Moment empfand ich so recht, wie mir der treue liebe Kerl ans Herz gewachsen. Ach, wie gern hätte ich ihm nochmals die Hand gedrückt! Doppelt lieb sind mir jetzt die Stunden, die ich mit ihm in Berlin zusammen war. Aber trauern, Herrgott, ja, es ist ein Riß im Herzen, aber jetzt, wo unser teures Vaterland

in Not, mehr als vor hundert Jahren, ist da nicht jeder Tropfen Blut geheiligt, ist unser geliebter Walter nicht den schönsten, herrlichsten Tod gestorben, den man sich denken kann? Herrgott, wie ich ihn beneide, wie stolz ich auf ihn bin, wie ich mich danach sehne — verzeiht mir —, auch fürs heißgeliebte Vaterland, für Kaiser und König bluten zu dürfen! Ihm ist das Glück zuteil geworden, sein letzter Gedanke war bei uns, und so wollen wir ihn im Herzen weitertragen als unseren Stolz, unseren Helden. Euch aber rufe ich zu: Kopf hoch, blickt um Euch, das Heiligste gilt es, dafür ist das Beste als Opfer gerade gut genug; den Stolz im Antlitz, die Trauer im Herzen! Und eines wollen wir hoffen, das haben Walter und ich in Berlin uns beim Abschied gesagt: „Siegen, ja nur siegen!"

*

Walter Gottwald, stud. theol., Berlin,
geb. 23. Juli 1892 in Sommerfeld, Bz. Frankfurt a. d. O.,
gef. 25. Juli 1915 bei Woyslawice.

1. Dezember 1914.

Das letzte Bedeutsame, was wir erlebten, war der Sturm auf Dixmuiden. Es ging damals durch unsere Reihen das Gerücht, daß wir wegen unserer Verluste aus der Gefechtslinie zurückgenommen werden sollten. Doch wir irrten uns damit gründlich. Noch am selben Abend ging's 9 Uhr los und es folgte ein Marsch bei strömendem Regen durch elende Straßen die Nacht hindurch bis 9 Uhr morgens. Zwölf Stunden hintereinander! Doch ich erlebe das Angenehme, daß ich alle Strapazen nicht nur überwinde, sondern daß sie mein körperliches Befinden auch stets bessern. Ich schlief glatt dreizehn Stunden hintereinander und erwachte wie neugeboren. Ebenso geht es mir seelisch und geistig, trotzdem das an und für sich im Kriege nicht so selbstverständlich ist. Aber ich erlebe auch hier das Erfreuliche, daß alle geistigen und geistlichen Güter, die ich mir unter D. Schlatters Leitung als Student erarbeitete, glänzend standhalten; daß wir durch unseren Glauben Leben haben, ewiges Leben, gerade dann, wenn uns im Dienste der Liebe zum Vaterlande die Granaten zerfetzen. Das macht mich unglaublich glück-

lich und fröhlich. Und das ist mir so wichtig, weil wir hier keine Stunde sicher sind vor dem Feuer der ausgezeichneten feindlichen Artillerie. Und gerade im Donner der Artillerie redet Gott so eine fürchterlich ernste Sprache von der absoluten Nichtigkeit des Menschen, der nur in sich selbst den Halt seiner Persönlichkeit sucht. Man muß ihn nur heraushören. Wenn ich ja nicht in meiner Weltanschauung etwas hätte, das mich in jeder Sekunde hinaushebt über mich selbst, ich wüßte wahrlich nicht, wo ich meinen Mut hernehmen sollte. Wie freue ich mich, Pfarrer zu werden, wo ich weiß, daß hinter mir nicht leere Katheder-theorien, sondern „die" Realitäten alles Seins und Lebens stehen. Und wenn ich mein Leben lang einfacher Dorfpfarrer auf einem weltabgelegenen Neste sein müßte, es würde meiner Arbeits- und Glaubensfreudigkeit auch nicht einen Heller abtun. Denn das ist auch etwas, was mir immer als so wunderbar vorkommt: je einfacher und schwieriger die äußeren Verhältnisse für mich als Soldaten hier werden, um so mehr tritt das Ewige im Zeitlichen einem entgegen, und da ist es einem, als ob einer aus einer anderen Welt hinter einem hergeht, um in der bängsten Todesstunde bei einem zu sein. Was will man mehr? Ich habe die Bibel als Student wissenschaftlich erforscht; jetzt liefert der Gang der Weltgeschichte einen praktischen Kommentar dazu, so wie er nicht besser geschrieben werden kann. Und vor allem: was sie von Verheißung redet, das leuchtet einem immer mehr als goldenes Licht der Ewigkeit auf, wie mir das früher niemand klarmachen konnte. Das ist auch so ein unendlicher Gewinn mitten in der Erfahrung des gräßlichsten Todes.

*

Kurt Peterson, stud. phil., Berlin,
geb. 2. Februar 1894 zu Magdeburg,
gef. 3. August 1915 bei Cykow in Russisch-Polen.

25. Oktober 1914 bei Dixmuiden.

Es ist Sonntag. Eine herrliche Sonne ist uns beschieden. Wie freue ich mich, sie wieder begrüßen zu können nach all den Schrecknissen. Ich glaubte nicht mehr, sie wiederzusehen. Fürchterlich waren die Tage, die

hinter uns liegen. Dixmuiden hat uns eine Feuertaufe gebracht, die wohl kaum einer aktiven Truppe vorbehalten ist: von 180 Mann 110 unverwundet; die 9. und 10. Kompagnie miteinander verschmolzen. Mehrere Hauptleute tot und verwundet, ein Major schwer verwundet, der andere vermißt; der Oberst verwundet. Entsetzlich hat unser Regiment gelitten. Lobende Anerkennung von der Division. Was erlebt man nicht in einem solchen Sturm! Man reift um Jahre. Der Tod saust; Maschinengewehrhagel und Kugelhagel, jeden Augenblick glaubt man getroffen zu werden. Man ist dessen sicher. Vollkommen klar funktioniert das Gedächtnis; man sieht und empfindet klar. Man gedenkt der Eltern. Ein Notschrei ist im Menschen, Gedanken mit Trotz und schließlichem Ingrimm: Weg mit dem Krieg, der scheußlichsten Mißgeburt der Menschenlaster! Menschen schlachten sich in Massen ab, ohne sich zu kennen, zu hassen, zu lieben. Fluch den wenigen, die, ohne in die Schrecknisse des Krieges hineinzumüssen, ihn heraufbeschwören! Vernichtung ihnen allen. Denn es sind Bestien, Raubtiere. — Wie kost man mit der Sonne nach solcher Schlachtennacht! Mit wie anderen Augen sieht man die Natur an. Wie wird man Mensch, liebender, fühlender Mensch nach solchen seelischen Schmerzen und Kämpfen. Es gehen einem die Augen auf für die Aufgaben und die Bedeutung des Menschen für die Kultur. Krieg dem Kriege! Mit allen Mitteln gegen ihn ankämpfen! Das wird meine eifrigste Aufgabe sein, falls der gütige Weltenlenker mir ein frohes, gesundes Wiederkehren vergönnt. Man wird ein anderer Mensch. Meinen Eltern werde ich als Neugeborener geschenkt, gereifter, einsichtiger; und insofern mögen diese Schrecknisse ihre Berechtigung haben: eine abgrundtiefe, verwerfliche Ausgeburt der Hölle, aber ein entsetzlicher, gründlicher Erzieher der Menschenseele. Großer Gott! Meine geliebten Eltern! Bleibt gesund und betet für mich! Ich schwindle vor dem Glücksgefühl, daß uns ein Wiedersehen beschieden sein mag. — Und was schafft diese Hoffnungsstimmung? Die Sonne, die liebe Sonne am Sonntag, dem 25. Oktober. Milde wärmend und Segen ergießend in die verzweifelten Menschenherzen, liegt sie über der Erde. — Der Donner der Geschütze klingt nicht mehr so schrecklich. Wie die Nacht dem Lichte weicht, so siegreich wird das schmutzige Gewürm des Krieges dem Sonnenlichte der Kultur weichen müssen.

27. Oktober 1914.

In der Nacht zum 25. im Schützengraben vom Regen überrascht. Ich weiß nicht, die wievielte Nacht schon hier draußen im Freien in der Kälte und Nässe ohne genügende Verpflegung; und so ist's bis heute geblieben. In derselben Nacht Aufbruch aus dem Schützengraben, gegen 2 Uhr. Ich der 2. Kompagnie zugeteilt. Wo meine Kompagnie ist, ich weiß es nicht. Sturmangriff auf Dixmuiden. Furchtbar! Eine Wiederholung des ersten Angriffes. Wieder gescheitert an dem furchtbaren Maschinengewehrfeuer. Das angefangene Hurrah verstummte. Wie Blei lag alles am Boden, und um uns herum heulte und zischte der Tod. In solcher Nacht kann man zum Greise werden. Sonderbarerweise blieb in mir alles ruhig. Ich kann meinen Zustand nicht schildern, der durchaus einfach war. Klar und hell war mein Kopf, nur der Gedanke an die gnadenreiche Mutter herrschte vor und konzentrierte Schmerz und höchste Qual. Im übrigen alles kalt und ruhig, nicht ergeben, aber sicher wartend auf den Tod. O fürchterliche Minuten! Man fürchtet den Tod und könnte in solchen Stunden den Tod herbeisehnen aus Entsetzen vor dieser Art des Todes. — Zwei Sturmangriffe mitgemacht; möchte keiner mehr folgen! Nichts sehnlicher als dieser Wunsch neben dem, gesund nach Hause zu kommen. Wohin ist aller Mut geschwunden? Wir haben genug vom Kriegführen. Nicht feige braucht man zu sein, aber das Menschliche empört sich gegen diese Unkultur, dieses grauenhafte Schlachten. Weg, weg mit diesem Krieg! So schnell wie möglich zu Ende! — Ganz dicht lagen wir vor der Linie der französischen Schützengräben. Ich hörte die französischen Befehle und über uns raste der Tod. Mit mehreren Kameraden gelang es mir, mich wegzustehlen, kriechend und springend unter fortwährend verfolgendem Gewehrfeuer in einigermaßen sicheres Gebiet zu gelangen. Wir kamen zu einer Maschinengewehrabteilung, bei der ich mich noch heute als bedeckender Infanterist befinde. Von meiner Kompagnie ist nichts zu hören; sie soll zehn Kilometer entfernt stehen. Wann sehe ich sie wieder? Hoffentlich recht bald.

Heute abend soll wieder ein Sturm unternommen werden. Ob er gelingen oder aber scheitern wird, weiß niemand. Ich mache mir keine Gedanken, daß ich unter diesem Gesichtspunkt mich freue, nicht zu

meiner Truppe zu gehören und dieses fürchterliche Sterben mitzumachen. Gemein! Der Schweinehund im Menschen ist zu stark. Mach' ein Ende, o Herr, du gütiger Weltenlenker, mit diesen Schrecken. Gib uns recht, recht bald den Frieden. Gönne uns lieber eine freudige Rückkehr und Zeit, die entsetzlichen Lehren, die wir hier empfangen haben, im Leben segensvoll zu betätigen; denn erzogen sind wir wohl alle. — Geliebte Eltern! — Ich denke nicht, daß Ihr über Euern Sohn zu klagen haben werdet. Gott stärke und segne und tröste Euch und erhalte Euch mir zu einem liebevollen, segensreichen Zusammenleben. Ade!

29. Oktober 1914.

Man glaubt, nie wieder das Lachen erlernen zu können, nachdem man derartiges durchgemacht hat. Schwermut, tiefe Schwermut. — Ich weiß es, nichts in meinem ganzen Leben kann das Glücksgefühl aufwiegen, das ich empfinden werde beim gesunden Wiedersehen mit meinen lieben Eltern. Was sie mir waren, an was ich es ihnen gegenüber habe fehlen lassen, das wird mir jetzt so bitter klar. Meine Eltern! Ihr sollt einen anderen Sohn wiederbekommen! —

Die letzten drei Verwundeten vom ersten Sturm lagen noch draußen. Immer nur einer konnte geholt werden. Der Feind achtet nicht auf die hilfebringenden Bemühungen. Er verdoppelt das Feuer. Beim zweiten Gang verließen mich die Träger, um sich verspätet und angstvoll einzufinden. Zwei Verwundete lagen noch da. „Einen kann ich nur nehmen. Wer will noch warten?" „Nimm ihn", sagte der jüngere wie selbstverständlich und deutete auf seinen schwerverwundeten älteren Kameraden, einen Landsturmmann und Familienvater. „Aber nicht wahr, Kamerad, du läßt mich nicht im Stich?" Impulsiv reichte ich ihm die Hand. Damit war ich gebunden. Nichts sollte mich zum dritten Male in das Feuer treiben, hatte ich mir gelobt. Aber die Seelengröße des Verwundeten mußte diesen Vorsatz umwerfen. Ich bin Gott sei Dank kein Lump und Wortbrüchiger geworden. Der Leutnant wollte mich nicht gehen lassen. Am Abend ließ er es zu. Er lief die ganze Kompagnie ab, bis er endlich Freiwillige fand. Der Verwundete wurde auf Zeltbahnen hereingebracht. „Ich freute mich so den ganzen Tag auf euer Wiederkommen", so grüßte er uns. Könnte man doch allen so helfen!

Peter Frenzel, stud. iur., Berlin,
geb. 11. Mai 1892 in Rössel (Ostpr.),
gef. 13. August 1915 bei Luniew.

Als wir von Kielce aus auf dem Wege zur Front waren, da kam es mir vor, als ob mit der Bahn die Welt aufhörte und weit vor mir der Krieg lag, aber bis dorthin alles leer. – Immer wieder dasselbe Bild. Schlichte Holzkreuze an den Wegen und zerschossene, noch immer schwelende Wohnstätten. Ganz merkwürdig wiederkehrend der tragische Akzent dabei: Nur der einsam ragende Schornstein mit dem Herd, wie ein trauriger, verlassener Gesell, der auf die heimkehrenden Lieben wartet. Und jeden Abend noch ein zweites, das sich wiederholt: die abziehenden Russen stecken Dörfer und besonders Brücken in Brand. Und nach Sonenuntergang leuchtet an drei, vier Stellen der Himmel auf und merkwürdige Wolkengebilde huschen am Himmel entlang. So sah ich neulich eine Jungfrau aus dem Rauche aufsteigen, die bittend die Arme hebt zur sinkenden Sonne. Ein andermal sah ich ein Stück aus einem altfranzösischen Gobelin, ein fliehendes Ehepaar mit einem jauchzenden Kind. Merkwürdig, alles Gefühl schläft hier draußen, nur meine Phantasie lebt und ist wilder als je zuvor, und die Sehnsucht nach der Heimat, nach Frieden, nach ruhiger, stiller Arbeit und reifem Lebensgenuß wachsen andauernd.

*

Walter Lange, stud. phil., Berlin,
geb. 5. Januar 1895 in Charlottenburg,
gest. 13. August 1915 im Feldlazarett von Zaglemboki (verwundet am 11. August bei Orrechow Nowy).

Den 18. Juni 1915.
Für das schöne Blatt aus Deinem Kunstkalender danke ich Dir herzlich. Dabei fällt mir mein Traum ein, den ich in der letzten Nacht hatte. Ich war zu Hause, alles war wie früher, wir waren alle so froh – selbst mein Kunstkalender zeigte noch dasselbe Blatt wie am letzten Tage. Da ging ich hin und riß neugierig all die Blätter ab,

die ich durch den Krieg versäumt hatte, eine Beschäftigung, der ich mich gern und lange hingab. Dann gab's Kaffee und Kuchen. – Ich träume jetzt überhaupt so seltsames Zeug zusammen. Neulich war ich mit Christel Strohmann, wie im Frieden so oft, beim Kaffee zusammen. Wir waren in einem ganz merkwürdigen Raum, der nur klein, aber ganz modern eingerichtet war. Keine Tapeten, sondern Stoff, mit ein paar Leisten benagelt, mit wenigen kleinen Bildern behängt, bedeckte die Wand. Nach beiden Seiten waren die Türen offen, oder vielmehr nur Öffnungen vorhanden. Ich erzähle das alles so genau, weil sich mir jede Einzelheit merkwürdig fest einprägt. Da saß ich nun mit Christel, wir plauderten. Ich konnte immer ein sonderbares Gefühl nicht loswerden, wußte aber nicht, was es eigentlich war. Endlich entrang sich mir die Frage: „Wie ist das eigentlich, du bist doch schon lange gefallen?" „Ja", sagte er lächelnd, „du doch auch. Alle, die du hier siehst, sind Gefallene, und der Mann, der eben mit seiner Frau vorbeikam, war der liebe Gott mit seiner Frau." – Was sagst Du zu solch merkwürdigen Träumen? – Vielleicht Vorbedeutung? –

*

Johannes Schumann, stud. med., Freiburg i. B.,
geb. 4. Mai 1895 in Nietleben (Saalekreis),
gef. 24. August 1915 bei Ischteghem.

Den 1. August 1915.
Wir haben draußen vor der Türe im Walde gesessen und der Musik, die zur Einweihung des Kasinos spielte, zugehört. Es erinnerte mich so sehr an die Abende, die ich mit Wandervögeln und Wikingern im Walde zugebracht habe, bei Klampfenspiel und Feuerschein. Doch die einst mit im Kreise lagen, wo sind sie?

Auch viele am Ziele,
zu den Toten entboten.

Ich kann mich noch lebhaft eines Abends im Wasgau erinnern. Nach einer wunderbaren Kammwanderung hatten wir in einer alten, halb-

verfallenen Burg haltgemacht. Wir schlugen ein Zelt auf, brannten ein großes Feuer an. Der Mond lugte zwischen den verfallenen Fenstern durch und goß sein Licht über die weite elsässische Ebene, auf die wir von unserem Felsensitze herabsahen. In den Fenstern saßen wir. Lange hatten wir gesessen, nur Lotzes Zupfgeige ließ ab und zu einen kräftigen Akkord hören. Da trat Ricke ans Feuer und sprach den Anfang von Faust: „Die Sonne tönt nach alter Weise — im Brudersphären-Wettgesang“ bis zu dem Bekenntnis Fausts zur Erde in der Osternacht. Er sprach wundervoll, und lange wirkten die Verse nach, bis Schulze ans Feuer trat und das Kampflied sang: „Ich habe Lust, in weitem Feld — zu streiten mit dem Feind.“ Perdelwitz und ich saßen oben am Turm und schauten hinunter ins Tal. Perdelwitz ist jetzt wieder in den Vogesen und hält die Wacht fürs Elsässer Land. Schulze liegt mit schwerer Wunde im Lazarett, Ricke liegt in Polen begraben und Lotzes Grab steht bei Nieuport. Und ich gehöre zu der Yser-Wacht im flachen Flandern.

*

Eduard Bruhn, stud. theol., Kiel,
geb. 18. Oktober 1890 in Schlamersdorf,
gef. 17. September 1915 in Rußland.

17. September 1915.

Liebe Eltern!

Schwerverwundet liege ich auf dem Schlachtfeld. Ob ich durchkomme, steht in Gottes Hand. Sonst weinet nicht, ich gehe selig heim. Euch alle grüße ich noch einmal herzlich. Möchte Gott Euch bald Frieden schenken und mir eine selige Heimfahrt geben. Jesus hilft mir. So stirbt sich's leicht.

In herzlicher Liebe Eduard.

*

Hans Zellmer, stud. arch., Techn. Hochschule Charlottenburg,
geb. 16. April 1893 in Berlin,
gef. 25. September 1915 in der Champagneschlacht.

Wünsdorf, 4. März 1915.

Nun ist's soweit gekommen, daß ich wieder ins Feld rücken muß. Diesen Augenblick empfangt Ihr vielleicht die telegraphische Nachricht. Wie werdet Ihr sie ertragen? Ach, ich weiß es genau! Ich weiß, wie Euer Herz an mir hängt, welche Hoffnungen Ihr auf mich setzt, wie Ihr bereit seid, für mein Bestes alles zu opfern. Und nun könnt Ihr ganz und gar nicht verstehen, daß auch ich imstande sei, mein Bestes zu opfern, Euch zu lieb; denn was ich dem Vaterlande tue, das tue ich Euch. Liebe Eltern, nichts kann jetzt mein Herz beschweren als Ihr zu Hause. Eure allzu große Traurigkeit und Verzagtheit lähmt meine Lebenslust. Es heißt:

„Wir kämpfen, daß ihr ruhig schlaft“ —
Und doch, ich mein', ich kenne eure Nächte;
da ist wohl keine Stunde, die vergeht,
in der nicht sorgend jemand unsrer dächte!

Indessen wir, vom Kampfgetümmel müd',
wie tot in traumlos festem Schlummer liegen,
seh' ich durch euren leichterschreckten Schlaf
wie Geier sorgende Gedanken fliegen.

Ihr dürft nicht bangen! Denn wir sind der Arm.
Der Arm wird matt, wenn ihr, das Herz, versagt.
Ihr müßt es fühlen lernen, daß die Kraft
aus eurem Blut in unseren Pulsen jagt.

Nur wenn ihr sorglos seid und voll Vertrau'n,
bleibt uns die Kraft im fürchterlichen Krieg.
Nur wenn ihr glaubend zu den Sternen schaut,
wird uns der Sieg!

Diese Worte sind im Felde entstanden. Liebe Eltern, behaltet sie; mir sind sie aus der Seele geschrieben.

Fort Hirson, 8. März 1915.

Wir liegen hier in großen, gewölbten Räumen, die den Lagerräumen unter den Stadtbahnbogen sehr ähnlich sehen. Auf dem steinernen Fußboden ist Stroh ausgebreitet. Ein Kamin befindet sich im Raum, aber kein Brennstoff. Durch vier kleine Fensterscheiben fällt das kümmerliche Licht herein; die übrigen Scheiben sind durch Holzbretter ersetzt. Mir geht es den Umständen nach gut. Doch muß ich jetzt oft mit Wehmut an die erste Ausfahrt mit den Kameraden im Oktober denken: damals trieb Begeisterung uns alle dem Feinde entgegen; die Besten zogen hinaus. Heute sehe ich lauter Muß-Soldaten. Und die Verwundeten erst, die zum zweiten Male hinausgehen, die fühlen sich als alte Mannschaften, bramarbasieren tun sie, daß es einen ekelt. Vielleicht bin ich noch zu fremd hier, da ich ja erst kurz vor der Abfahrt der Kompagnie zugeteilt wurde. Die Besseren ziehen sich auch zunächst zurück; gerade sie lernt man erst mit der Zeit kennen, während das Häßliche sofort auffällt. Ich kann mir nicht helfen: ich bin diesmal mehr Zuschauer als vor einem halben Jahre. Aber meine Pflicht tue ich deshalb doch. Und ich liebe mein Vaterland.

Champagne, bei Somme Py, 16. April 1915.

Kein Stimmlein noch schallt von allen
in frühester Morgenstund'.
Wie still ist's noch in den Hallen
durch den weiten Waldesgrund.

Ich stehe hoch überm Tale
stille vor großer Lust,
und schau nach dem ersten Strahle,
kühl schauernd in tiefster Brust.

Wie sieht da zu dieser Stunde
so anders das Land herauf,
nichts hör' ich da in der Runde
als fern der Ströme Lauf.

Und ehe sich alle erhoben,
des Tages Freuden und Weh,
will ich, Herrgott, dich loben
hier einsam in stiller Höh'.

Nun rauschen schon stärker die Wälder,
Morgenlicht funkelt herauf,
die Lerche singt über den Feldern —
schöne Erde, nun wache auf!

(Eichendorff.)

In solcher Andacht, Ihr lieben Eltern, stehe ich hier vorm Unterstand an meinem Geburtstagsmorgen, indes die anderen ruhen von unserer unterirdischen nächtlichen Arbeit. Still und feierlich steht jenseits des Tales der dunkle Wald, ins Licht der strahlend emporsteigenden Sonne getaucht. Darüber der blaue Himmelsdom und in allen Weiten und Höhen das Jubilieren der Vögel. Hin und wieder fällt ein Schuß, sonst weltfremde Einsamkeit.

Vom sonnenbestrahlten Berge wandern meine Gedanken weit fort zu Euch. Jetzt seid Ihr erwacht und denkt gewiß zur Stunde an mich. Wenn Ihr bald ins Zimmer tretet, Euch an den sauber gedeckten Tisch zu setzen, so bin ich bei Euch und danke Euch für all Eure Liebe. Ihr segnet mich. Ich gebe Euch die Hand und verspreche Euch Treue und Dankbarkeit all mein Leben lang. — Nachmittag. Habe ausgeschlafen, wie es alle Tage geht. Den Tag über schlafen wir in den Unterständen hinterm Graben, nachts arbeiten wir. Die letzten Nächte haben wir in unterirdischen Minengängen gebuddelt. Ein unbequemes Arbeiten in den meterhohen, schmalen Gängen, die Nacht für Nacht um ein bis zwei Meter gegen den feindlichen Graben vorgetragen werden. Mit hölzernen Rahmen wird der Kalkboden ausgesteift. Die ausgeschlagenen Gesteinsbrocken werden in Sandsäcke gefüllt und von Hand zu Hand gereicht, um schließlich auf der Deckung und im Graben nach Art von Mauern aufgeschichtet zu werden, was mit großer Vorsicht geschehen muß; denn unaufhörlich läßt der Feind Leuchtkugeln um Leuchtkugeln emporsteigen, die das ganze Gelände mit der Helligkeit des Vollmondes übergießen. So begrüßte ich diesesmal im Stollen mit der Picke in der Hand beim Kerzenlicht meinen Ge-

burtstag. Ein denkwürdiger Augenblick für mich. Beim Morgengrauen müssen wir die Arbeit abbrechen und kehren durch den Laufgraben in unsere Bereitschaftsstellung zurück. Heute lockte mich der wundervolle Morgen, noch nach einer Quelle zu gehen, die etwa eine halbe Stunde von unseren Unterständen entfernt liegt, um Wasser für mich und meine Kameraden zu holen. Da noch der leichte Frühnebel im Tale lag, bot dieser Gang keine Gefahr. So wanderte ich durch den herrlichen Morgen und empfand in tiefster Seele, was Eichendorff in seinen Versen singt. Und das war meine Geburtstagsfeier.

Die Sonne verglüht am Horizonte. Die Vöglein singen ihr Abendlied über den stillen Gräbern der Gefallenen. Bald werden sie einschlummern und dann wölbt sich der unergründliche Sternenhimmel über uns, wenn wir stumm an unser Werk gehen mit dem Willen zum Kampfe und der Sehnsucht, der übergroßen, nach Euch Lieben in der Heimat.

Bei Somme Py, 3. Juni 1915.

Gestern auf der Fahrt nach Vouziers habe ich den Lenz in all seiner lachenden Schönheit gesehen. Durch Wiesen und Kornfelder, an schattigen Berghängen und kühlen Bächen und Flüssen entlang führte uns die Bahn. Arbeitsame Menschen belebten die Flur und aus blühenden Gärten guckten süße Kindergesichtchen. Wenn ich dann an jene alte Kirche in Vouziers denke, die mit ihrer krausen Ornamentik so ganz wie ein altes deutsches Kunstwerk der Renaissance mich anmutete, reich an Phantasie und sorgloser Ursprünglichkeit — eine Lust zum geliebten Studium erwachte da in mir. Heute noch ist mein Herz voll von den gestrigen Erlebnissen — dumme Gedanken, die ich heute abend schon bändigen werde, wenn wir in den vordersten Graben gehen. Noch eine Überraschung wartete meiner, als ich gestern abend zurückgekehrt war: Dein Bild, liebe, treue Mutter. Gefreut habe ich mich wie ein Kind, obgleich das Bild scheußlich ist. Meine Phantasie stellt mir rasch Deine wahren Züge dar, so wie ich sie liebe, viel freundlicher, anmutiger. Ich werde das Bild als ein Kleinod aufbewahren, bis Du mir ein besseres schickst. — Sowohl das Geld wie eine große Zahl Päckchen habe ich erhalten. Ihr schickt zuviel! Es paßt sich nicht, daß

ich in so ernster Zeit, wo das Schwarzbrot großen Wert hat, solch schwelgerisches Leben führe. Vor meinen weniger bedachten Kameraden wurmt mich das, selbst wenn ich ihnen abgebe.

*

Gotthold v. Rohden, stud. theol., Marburg,
geb. 4. Februar 1895 in Bielefeld,
gef. 26. September 1915 in der Champagne.

Beaurains vor Arras, am zweiten Weihnachtstag 1914.

... Den Weihnachtsabend waren wir gespannter auf dem Posten, weil die Franzosen wohl einen Angriff versuchen konnten. Der Halbmond strahlte in voller Helle — ein recht ungünstiges Wetter zum Patrouillengehen. Sechs Kriegsfreiwillige vertrauten sich meiner Führung an und nach Einbruch der Dunkelheit krochen wir los; der Feind ist kaum 400 Meter entfernt. Eine natürliche Böschung führte auf den Feind zu, so daß wir in ihrem Schatten bis ziemlich dicht herankamen. Während Ihr fröhlich unter dem leuchtenden Weihnachtsbaum saßet und die Kinder gespannt auf das Abnehmen des schneeweißen Leinens von den Geschenktischen warteten, während dann einer des anderen Herrlichkeiten gebührend bewunderte und Ihr vielleicht später gemütlich und traulich beisammensaßet und Euch einfach über das Beisammensein freutet, da kroch ich Schritt für Schritt, immer mit voller Nervenkraft auf jedes Geräusch oder dunkles Etwas gespannt achtend, auf den vor mir liegenden feindlichen Graben los. Nun war ich so weit, daß ich nur noch einen „Sprung“ zu machen gedachte. Doch endlich waren die Franzleute vor uns aufmerksam geworden. Die ersten scharfen Schüsse hallten durch die schweigende „stille Nacht“. Wir vier Leutchen — zwei hatte ich zur Sicherung gegen Umzingelung zurückgelassen — hockten hinter einer kleinen Deckung. Mein fester Entschluß war sofort: Verteidigung wäre unser aller sicherster Untergang, denn schon kamen sie von rechts und geradeaus auf uns zu, ein Einkreisen würden wir nicht verhindern können. — Also zurück. Gesehen und beobachtet hatte ich genug. Dreißig Meter hinter uns ist wieder eine kleine Deckung. Noch sind

wir nicht dahinter verschwunden, als eine der vielen Kugeln meinen Kameraden K. W. niederstreckt. Ein anderer, dem eine Kugel am Arm durch Mantel und Rock, eine andere zwischen den Beinen durch den Mantel fuhr, wollte auch zurückbleiben, aber auf meinen strikten Befehl rettete er sich ins Dunkel; der vierte war kopflos davongelaufen und hatte die ganze Kompagnie mit Hauptmann durch die Nachricht von meiner und W.s Gefangennahme in hellste Aufregung versetzt. Die Franzosen kamen näher, mein Schicksal schien mir vollkommen besiegelt: Ade jetzt ihr da drüben und Ihr zu Hause; wenn die Franzosen Menschen sind, dann vielleicht auf Wiedersehen nach dem Kriege! Allein lassen konnte ich W. selbstverständlich unter keinen Umständen. Jede Sekunde erwartete ich den Feind um meine Deckung biegend — aber Gott hat es anders vorgehabt mit uns: An der Stelle, wo wir kurz vorher gestanden, machten sie halt und unterhielten sich laut, offenbar über diese nächtliche Ruhestörung. Da lag ich nun neben dem Verwundeten, bettete seinen Kopf weich, flüsterte ihm Trost und Mut zu, suchte seine Wunde am Oberschenkel zu verbinden und dachte über die Christnacht nach und — — über mancherlei anderes. Und gerade diese Nacht hat uns wohl gerettet, denn der Franzmann hatte offenbar das Fest mit Alkohol zu feiern gesucht und sang nun laut in die Nacht hinein: Marseillaise, God save the king, ein Weihnachtslied und Soldatenlieder. Einer brüllte hinüber: „Sie wollen kommen nach Paris, sie nach Paris kommen nicht." Die drüben sangen Weihnachtslieder, mehrstimmig, und unsere Vaterlandslieder. Wenn einer ein Solo gab, klatschte das Gegenüber Beifall. Mäuschenstill lauschte der Franzmann unseren Christnachtsliedern, die Ihr zu gleicher Zeit wohl auch gesungen. Der Feind vor uns ist abgelenkt und denkt auch nicht daran, durch eine Patrouille das Gelände vor sich aufzuklären, nur einmal wird er auf die Bewegung und das Stöhnen aufmerksam, aber die Kugeln gehen über uns weg. Als ich den starken Blutverlust sah, denke ich schon daran, mich zu melden und gefangen zu geben, um dadurch vielleicht W. vor dem Verbluten zu retten. Der Hauptmann hat mich ausgelacht, als ich ihm das erzählte, ich wäre immer noch ein zu naiver Idealist, ob ich geglaubt, daß der Feind sich großartig um einen deutschen Verwundeten gekümmert hätte! Zum Glück brachte mich W. selbst schnell von dem

Gedanken ab: Nur nicht gefangen. Lauter wieder flüsterte er: „Kommen sie nicht und holen uns?"
Als ich ganz allmählich hoffen durfte, daß die Franzosen uns vorderhand nicht entdecken würden, da mußte ich auch auf einen Weg zur Rettung sinnen, so unmöglich sie im ersten Augenblick erschien, und ich beobachtete mit sehnlicher Ungeduld, wie der niedergehende Mond allmählich die Schatten der Böschung länger werden ließ. Was ich alles in den zwei Stunden, bis es tatsächlich dunkler geworden war und ein tapferer Krankenträger doch bis zu uns hingeschlichen kam, obwohl er nicht wußte, wo wir lagen, wie weit vor, ob überhaupt noch — er hätte ja 10 Meter vorher kehrtmachen können —, erlebte und dachte, das läßt sich nicht in ein paar Sätzen wiederholen; nur das eine will ich Euch sagen, daß ich vollkommen ruhig war und mich keinen Augenblick vor dem Kommenden fürchtete, weil ich mich in einer höheren Hand wußte. Auch macht das Bewußtsein, einem anderen Menschen der einzige Trost und Schutz zu sein, selbst stark und sicher.

Boiry, 19. Februar 1915.

Neulich traf ich auf einen Stand, der in eigenartiger Weise geschmückt war. Die Nischen und die ganze Brustwehr zierten eine Menge Blumentöpfe und besonders Ausbläser mit blühenden Schneeglöckchen, den ersten Blumen im neuen Frühling. Und ihre weiche Zartheit paßt doch so gar nicht in das grausame rohe Zerfleischen da auf der Erde. Keine behutsame Hand wird sie mit Liebe pflegen, Granaten werden den Erdboden zerfetzen, zerstampfen, zertreten. Als ich die erste sah, habe ich sie gepflückt und verwahrt, es war nicht leicht, an sie heranzukommen, auf dem Bauch mußte ich vorsichtig kriechen, der Franzmann paßt gut auf! Ein Stück des Grabens geht mitten durch einen schönen Park. Wenn es grün wird, dann muß es das reinste Idyll werden. Und dazu der schneidende Kontrast der vernichteten Wohnstätten. Es ist ein Jammer, wenn man über die Trümmer klettert, kein einziges Haus verschont, selbst die Kirche haben die Franzosen kurz und klein geschossen, an der kahlen Wand lehnt auf weißgetünchtem Podest ein buntbemalter, barhäuptiger Heiliger, läßt sich den Regen auf den Kopf rinnen, von der Sonne trocknen und schaut auf die trostlose Verwüstung zu seinen Füßen, tagaus, tagein, aus den Augen läßt sich

nur eine stumme Anklage lesen. Auf dem Friedhof die Kreuze und Grabsteine zerbrochen, selbst die Toten haben keine Ruhe unter der Erde, tiefaufgewühlt sind die Gräber — an solchen Stätten, da faßt einen der ganze Jammer des Krieges ...

Salency, 8. Juli 1915.

... Ich kann Euch ja verstehen, wenn Ihr möglichst viel von uns hören wollt — aber ich kann den Wert des Geschriebenen an sich — ich meine, daß man überhaupt schreibt — nicht so hoch einschätzen, ich tue es, weil ich Euch damit eine Freude zu machen glaube. Mir kommt es so vor, als ob wir vor dem Feind Stehenden losgelöst sind von allem, was uns sonst gebunden hat, wir stehen ganz frei da, der Tod darf nicht mehr Verbindungen in zu schmerzendem Schnitt zerreißen. Unser ganzes Denken und Empfinden ist durchaus umgestellt, wenn ich nicht befürchten müßte, mißverstanden zu werden, könnte ich fast sagen, wir sind irgendwie den Menschen und Dingen unseres früheren Lebens „entfremdet".

Aus Deinem „neutral" gerichteten Denken heraus machst Du mir den Vorwurf der zu großen Opferbereitschaft. Ach, Ihr Lieben, Harald hat ganz recht, wenn er von dem Zweck unseres Lebens, nach dem Kriege wirken zu können, begeistert spricht, ich würde mich sehr wundern, wenn es anders wäre. Aber wir hier im Kriege — und ich habe anderen gegenüber doch fast nichts erlebt — fühlen uns Kräften und Wirkungen ausgesetzt, wo schlechterdings jegliche normale, vernünftige, logische — was man sonst eben so nennt — Geistestätigkeit aufhört. Da reicht der Geist nicht mehr zu Haralds richtigem Denken — „Tod, hier hast du mich"! und dabei vielleicht ein dunkles Empfinden: „Aber aufrecht, und nicht zu billig sollst Du mich haben."

Bei dem einen bringt ein kräftig Teil von angeborenem Optimismus die Seele schneller wieder ins „Gleichgewicht", den anderen hemmt vielleicht wahrheitsuchendes und daher zum Schwärzersehen geneigtes Reflexionsbedürfnis. Aber das sind wenig in Betracht fallende Schwankungen.

Die Worte klingen schon banal, fast lästernd, denn sie wollen diese gewaltigen Wirkungen in den winzigen Bereich des menschlichen

Verstehens pressen. Ich habe den Kampf und den Tod meines alten Regiments auf mich wirken lassen müssen — Worte hinzusetzen kann ich nicht. Schweigen und aufrechtstehen können wir. „Nach dem Kriege", der Begriff liegt uns so meilenweit fern ...

23. Juli 1915.

Vielen Dank für Deinen Brief vom 16. Juli. Ich schicke die Verlustliste gleich zurück. Vom 2. Bataillon der 26er und 2. und 3. Kompagnie 26 habe ich noch nichts Genaueres gelesen, gerade das interessiert mich. Ich habe jetzt den Vorgang des Kampfes erfahren können. 3. und 4. Kompagnie sind aufgerieben, e i n e Patrouille hat sich durchgeschlagen. Die beiden waren eingeschlossen. Befreiungsversuche des 2. und 3. Bataillons scheiterten, die 3. Kompagnie wurde in die Luft gesprengt, die 4. Kompagnie mit ihrem heldenmütigen verwundeten Führer hielt sich 6 Tage ohne jegliche Verpflegung, dann hatten auch sie ihre letzte Patrone verschossen. Einer der Zugführer, der 17jährige, jüngste Leunant des Regiments, gefallen, dessen älterer Bruder, Führer der 9. Kompagnie 26, verwundet. 4 Offiziere gerieten in Gefangenschaft, wir haben gute Nachricht. Mein Fähnrichskamerad H. H. nach Aussage von Augenzeugen gefallen. Vom alten Regiment sind noch drei aktive Offiziere da. Die M. G. K. hat wenig Verluste.

Das sind nur nackte Schilderungen von Geschehnissen — und was enthalten sie an furchtbaren Empfindungen der menschlichen Seele! Sie zu beschreiben vermögen nicht alle Bücher der Erde. Der Mensch kann daran sein Leben zehren, daß er e i n e n hat sterben sehen; der Soldat ist verurteilt, empfindungslos, hart und roh zu scheinen. Und beim Angriff? fragt Ihr. „Man ist ja kein Mensch mehr", so sagte einmal ein Jägeroffizier, der seit September in den Argonnen liegt und Sturm auf Sturm, auch den letzten großen, mitgemacht hat. All' diese Einzelergebnisse stehen selbständig für sich da, unfaßbar, unerklärbar, schlechthin irrational.

Manch „schönes Gedicht", in der warmen Stube in Begeisterung vielleicht geschrieben, vom Heldentod und vom schönen Sterben berichtend, liest man jetzt mit bitterem Lächeln.

2. August 1915.

... Deine Frage, die ewige, einzige, nach der Erlösung, hat eine einzigartige Lösung gefunden bei uns.

Selbst die, die sich Christen nennen, Christen der alten gläubigen Art, haben im Augenblick der höchsten physischen, vielleicht auch seelischen Not, nicht an die Erlösung durch Jesu Tod denken und glauben können; wiederum sind die anderen mit dem Bewußtsein der heiligen Notwendigkeit der Pflichterfüllung in den Tod gegangen und haben die Sorge für das Leben nach dem Tode einem Höheren überlassen. Das eigene Ich mit seinen Nöten der Sünde und Verzweiflung tritt ganz zurück.

Die ganze Sorge um mein Seelen- und Körperheil habe ich auf die Macht über mir geworfen und damit basta!

Das geht im Kriege. Nachher! Da werden Deine Fragen wieder groß und größer, schwerer, drückender.

*

Siegfried Fiesenig, stud. theol., Straßburg,
geb. 28. Juni 1895 in Hirschberg bei Landstuhl,
gef. 27. September 1915 vor Ypern.

Vor Ypern, August 1915.

Am Jahrestage des Kriegsbeginns — so stand's vor einem Jahr, so steht's jetzt ... und wie wird's im nächsten Jahre stehen? Damals war ich unglücklich, trostlos, nichts wissend, heute bin ich leidend, trostverlangend, noch unsicher, in einem Jahre will ich — so erflehe ich's vom Schicksal — glücklich, zufrieden, wissend sein, nicht weil ich dann eventuell gesund und wohl aus dem Krieg zurückgekehrt bin — was nützte mir das, wenn noch ein Alpdruck auf meiner Seele läge und bis zu meinem Ende auf mir lastete! Nein, was ich erflehe, das ist die Gewißheit und die Tatsache: die Weltgeschichte als das Weltgericht walten zu sehen und das Urteil zu hören über diese Kriegsgeneration, die die Fehler ihrer Väter und Ahnen nun auf einmal büßen muß.

Im Schützengraben vor Ypern, 14. September 1915.

Was mich gefaßt und ruhig in die Zukunft blicken läßt, ist die Überzeugung, daß in allem und jedem Schicksal Gott schafft und daß auch das kleinste Weltgeschehen dazu bedacht und bestimmt ist, dem Endziele der Menschheit, dem Reiche Gottes zu dienen. Dieser einfache Glaube verleiht Kraft, Leiden- und Weltüberwindung, da der Weg der Menschheit nicht zur Finsternis, sondern zum Licht führt. Wie ich zu meinem kleinen Teil dazu beitrage, ob durch Leben oder Tod, ist gleich. Nur daß ich bewußt und selbstlos dieses Ziel allein ins Auge fasse, bringt Sinn in dieses Daseins Wirrnis und läßt den wahren Wert des Lebens richtig ermessen. Meine Seele ist unbeschwert; ich sterbe gern, wenn Gott es so mit mir beschlossen hat.

*

Alfred E. Vaeth, stud. phil., Heidelberg,
geb. 25. Dezember 1889 in Krozingen (Baden),
gef. 16. Oktober 1915 bei Leintrey.

Im Schützengraben bei Beaumont, am 4. November 1914.

Du möchtest wohl am liebsten wissen, ob ich der Alte geblieben bin? Ich glaube, mein lieber Freund, ich habe mich nicht im geringsten geändert. Ich habe eine große Freude erlebt, und das ist: ich habe meine Lebens- und Weltanschauung geprüft gesehen, und sie hat mich nicht verlassen. Mancher muß jetzt wimmern und zu allem möglichen seine Zuflucht nehmen; ich habe Trost gefunden in meinen alten Gedanken, auch jetzt, wo der Tod immer neben uns steht. — Du weißt, ich bin als einer der ersten weggekommen, freiwillig. Wir haben Böses erlebt seither, böse Strapazen, aber tatsächlich: ich würde mich wieder freiwillig melden. Das Leben hier ist schwer, fast alle möchten nach Hause, aber es enthält viel Schönes, Wertvolles, und nur die Mühen des Wetters, Kälte und Regen entringen mir auch oft die Worte: „Ich wollte, es wäre Frieden und ich wäre zu Hause." Aber es wird ja noch lange, lange dauern. Wenn es nur kein zu harter Winter wird!

Es liegt Stroh in den Höhlen, aber es ist doch sehr kalt, und sobald es regnet, ist es schrecklich. Wenn wir nicht schanzen müssen an Verbindungsgräben usw., dann liegt man so rum in den Gräben, putzt das Gewehr und die Ausrüstung – sich selbst kann man nicht putzen, denn das Wasser reicht kaum zum Trinken – oder man kocht sich Äpfelmus, die Äpfel holt man sich im feindlichen Feuer, man schreibt Briefe oder Notizen, oder – was ich am liebsten tue – man träumt und denkt allerlei. Bisweilen knallt es dann lebhafter, man sucht sich sein Ziel und macht Jagd auf Menschen.

Nachts aber herrscht sehr strenger Dienst. Man muß Wache stehen und wieder Wache stehen. Denn wir sind nur eine ganz dünne Linie, ein Regiment gegen drei französische. Wenn sie mehr Mut hätten, wären wir hier verloren, ermüdetes, schmutzbedecktes Häuflein, das wir sind.

Das schrecklichste ist das Stilliegen im feindlichen Artilleriefeuer. Nichts kommt dem gleich. Es ist eine furchtbare Anspannung für die Nerven. Überhaupt warten, nicht selbst handeln dürfen, ist schlimmer als im Gefecht stehen. Die Franzosen haben sich heute etwas zurückgezogen. Wir standen uns zuletzt nur noch 100 Meter gegenüber. Das Unangenehme war dabei, daß man immer fürchten muß, durch eine Mine in die Höhe zu fliegen. Ich möchte eigentlich nicht so sterben, dann doch lieber an einem schönen Sonnentag, wenn man den Gegner niedergekämpft hat, und das helle Signal kommt: „Seitengewehr pflanzt auf! Sprung, auf, marsch, marsch, hurra!"

In Miraumont, 26. Januar 1915.

Endlich abgelöst nach sieben Wochen Schützengraben, endlich einmal wieder gewaschen! Endlich mal Ruhe! Nur von ganz ferne her donnern die Geschütze, und wenn auch hierher die schweren Batterien reichen können, so wäre hier der Tod ein Zufall, nachdem er all die letzte Zeit stündlich vor uns stand. Sogleich benutze ich auch die Zeit, um alle meine Briefschulden abzutragen, und da gerade heute Ihr sehr lieber Brief ankam, der auch von Dingen erzählt, die sonst nicht mehr gehört werden, so sehr man sich danach sehnt, so erhalten Sie die erste Antwort. Manches in Ihrem Brief hat mich überrascht, so richtig haben Sie sich in uns hineingefühlt. Vor allem haben viele von uns

den Wunsch, heil zurückzukehren, um danach zu verhüten, daß wir wieder in den alten Zustand versinken. Neue Zeiten heraufführen – holder Wahn! Mir scheint es sicher, daß es nur ein Wahn ist. Dennoch wollen wir es dann versuchen, sei's nur, weil wir es sollen. Auch um die Wahrheit zu sagen über viele Dinge, die verschwiegen werden. Denn es ist nicht alles so, wie es sein sollte. Gerade das, was wir echten Patrioten, die im Frieden immer zu spotten hatten auf allen Hurrapatriotismus (da fallen mir die Verse Byrons ein: „And when I laugh at any mortal thing, 'tis that I may not weep"), gerade das, was wir erhofft hatten, nämlich den völligen Ausgleich der Standesunterschiede vor der Majestät der Opfer und vor dem allen gleichen Tod, gerade diesen Ausgleich wird es nicht geben. Sie glauben es nicht, – hier ein Bild: Schützengraben, drei Leute zanken sich um ein Brot. Drinnen die Offiziere bei Wein im Überfluß. Das Herz blutet. Ehre sei unsern aktiven Offizieren, die zum großen Teil mehr für ihre Leute sorgen als z. B. die Reserveoffiziere. Überhaupt Ehre dem, der sie verdient. Aber von der Fürsorge für den Soldaten, die so viel in den Zeitungen steht, davon merken wir nicht viel. Dann die Verteilung des Eisernen Kreuzes, das wird wohl ein Skandal werden, wenn nicht rasch eine ruhige Stimme zuerst losschlägt. Und so gibt es genug. Es gibt Leute z. B., die sich, weil sie Einjährige sind, vom Dienst drücken, wie es geht, nicht denkend, daß dafür andere sich wieder schinden müssen. Ach, man zog aus mit Hoffnung über Hoffnung, und man erlebte Enttäuschung über Enttäuschung. Oft verstehe ich die Menschen gar nicht. Meine Freude ist es, daß meine Kameraden mich lieben, daß mein bester Kamerad ein Maurer ist, ein anderer ein Eisengießer. Mich freut es, nicht, daß ich auch zum Eisernen Kreuz eingereicht bin, sondern daß Mannschaften aus anderen Gruppen, ja aus anderen Zügen, wenn sie eine gefährliche Sache haben, zu mir kommen und mich fragen, ob ich sie begleiten will. Mich freut es, wenn sie in ihrem westfälischen Platt sagen: „Dat is en Student, aber 'ne treue Seele." Und das „aber" ist doch so beschämend dabei. Hier ist jedenfalls der Punkt, wo die Friedensarbeit einsetzen muß mit aller brutalen Kraft der Wahrheit. Denn die Wahrheit ist allemal brutal. Man hat gesagt, die heutige Jugend sei schon degeneriert, jetzt leistet sie mehr

als die Väter 1870. Ob sie imstande ist, nachher auch die Wahrheit zum Siege zu führen, alles was 1870 verschwiegen wurde? Manche unter uns schwören, wenn (ja, das Wenn!) wir heimkommen, dann solle der Einzugsjubel nicht die Trauertöne übertäuben. Aber das große „Wenn".

Das ist die große Notwendigkeit, die uns aufgezwungen ist: das Auseinandersetzen mit dem Tod. Fast alle müssen irgendwie über diesen Punkt kommen, nur wenige sind teils so stumpf, teils solche tapferen Naturburschen, daß sie es nicht brauchen. Der immer gegenwärtige Tod zwingt aber doch die meisten, teils wieder zu alten Göttern zurückzukehren, teils neue zu suchen. Religion — Philosophie. Fast alle versuchen, sich damit auseinanderzusetzen. Man liest so viel von Todesverachtung, das gibt es überhaupt nicht, wir hängen jetzt alle fester am Leben als jemals, viel fester, direkt krampfartig oft. Wenn man oft so tollkühn vorgeht, so ist es das Wutgefühl und dann die Überzeugung, je rascher man vorgeht, desto ungefährlicher ist es. Daß alle Fatalisten sind oder werden, ist natürlich. Zu allen Zeiten war der Soldat Fatalist. Auch das tolle Genießen, das hastige Ausleben, das Leben für einen Tag ist so charakteristisch. Die Fähigkeit aber, mit den ernsten Fragen sich gut auseinanderzusetzen, ist der Vorteil der Gebildeten im Heere. Dafür haben unsere Kameraden oft die größere Naturkraft und einen natürlichen Mut. Das ist die große Freude, die ich hatte in diesem Kriege: ich brauchte meine Anschauungen in nichts zu ändern. Ich sah, daß dieser Krieg alle Friedensbewegung nur verstärken wird durch seine Scheußlichkeiten. Und dann sah ich oft die ungeheure Tapferkeit, die im Deutschen steckt. Helden sind wir alle deswegen nicht. Eine Stunde Artilleriebeschießung tötet allen Mut. Aber Infanterie gegen Infanterie, nun dann heißt's stets bei unsern Leuten: „Lat se man kummen!" Das ist die Hauptsache.

Wie es steht? Ja, wir wissen es nicht. Ob wir siegen, wir wissen es nicht. Wir wissen nur so viel, daß uns der Sieg nötig ist, und daß wir eben trotz aller unserer Kriegsmüdigkeit unsere Pflicht weiter tun werden. Geschlagen werden wir wohl nicht, aber wir können verbluten.

26. Februar 1915.

Sie haben recht, man ist anders geworden als früher, man scheut sich weniger, sein wahres Gesicht zu zeigen; denn es kann wohl sein, daß man nicht mehr lange die Möglichkeit hat, es zu tun. Und vor allem: man hat endlich mal ein Recht erworben, seine Eigenart zähe zu behaupten. Wie lange es aber anhalten wird, das ist die Frage. Ich fürchte eben doch, nach und nach versinkt alles wieder ins alte Geleis, und danach bleibt doch wieder nur der verbissene Trotz und seine Waffe: der Spott. Vielleicht aber rettet man ein Andenken an einzelne, und das wäre schon Gewinn genug. Nicht wahr? In diesem Sinne hoffe ich auf ein Wiedersehen.

Links von uns liegt die Garde, auch sie meist schon stark mit Freiwilligen und Rekruten durchsetzt und ergänzt. Da traf ich neulich eine recht große Anzahl Studenten, man kam ins Singen, und es klang das Lied „O alte Burschenherrlichkeit" hinüber zu unsern Gegnern. Man sang so mit einem eigenen Gefühl. Jeder dachte wohl heimlich daran, daß keiner mehr so ein richtiger Bursche werden wird, wenn er heimkehrt. Er müßte denn ein Flachling sein, der alles das vergessen kann, was wir Schreckliches haben in uns aufnehmen müssen. Manchmal denkt man darüber nach, was nachher mal werden soll. Gewöhnlich gibt man es bald wieder auf, das Denken geht nicht mehr so recht, und man lebt zu sehr der Gegenwart, dem Augenblick. Und doch können wir nicht lassen, von Zeit zu Zeit mal der Zukunft auch zu leben.

Zabern, 10. April 1915.

Wie Du siehst, bin ich immer noch in Zabern: das neueste ist, daß der Kursus am 12. in Döberitz beginnt. Hoffentlich! Ich halte dieses leidige Nichtstun bald nicht mehr aus. Heute hat mich die Nachricht von Helferts Tod und Altschülers schwerer Verwundung ereilt. Noch selten ist es mir so deutlich und schwer bewußt geworden, welche bitteren Verluste wir haben. So geht einer nach dem andern weg, mit einer so tödlichen Sicherheit, daß es manchmal ganz erschreckend ist. Helfert war noch der letzte der Alten, jetzt ist er weg. Mit Altschüler beginnt die zweite Reihe. Und trotz alledem: ich ginge heute lieber wieder los als morgen, zumal sie im Westen ja wieder lebhaft am Kämpfen sind.

Manchmal kommt man sich wie ein Fahnenflüchtiger vor, wenn man so gesund und kräftig und dabei so ganz untätig ist. — Ich leide geradezu an schlechtem Gewissen, wenn ich bedenke, daß ich kräftig, ledig, jung hier hinten mich herumdrücke, während manch alter Landwehrmann draußen blutet. Ich bin verdrossen und unzufrieden. Wie oft ich den ganzen Offiziers-Aspiranten-Kursus schon zum Teufel gewünscht habe, kannst Du Dir denken. Hoffentlich geht's bald los. Dann gehst Du doch auch noch mal mit, und wenn's Dein anderes Auge kostet, was?

Sennelager bei Paderborn, Lehrkursus für Offiziersaspiranten, 12. Juli 1915.

... Was ich für Eindrücke in Deutschland gewann? Ich habe nicht den Eindruck, daß Deutschland mit der Zeit gewachsen ist, ich habe auch nicht den Eindruck, daß es den Ernst des Krieges verstanden hat, ich habe nur den Eindruck, daß es so kommen wird, wie ich mir schon im Felde es dachte: es wird alles beim schlechten Alten bleiben. Jetzt bin ich hier bei einem Kursus, der endlich am 7. August sein Ende finden wird, dann geht es wieder ins Feld. Zuvor hatte ich in Dettweiler Rekruten ausgebildet, und zwar die jungen. Ich muß sagen, daß ich viel Freude dabei gehabt habe, diese jungen Gemüter umzubilden, ihnen den Ernst der Zeit zugleich mit ihrer Größe einzuprägen, ihnen ihre Aufgabe zu zeigen und auch zu erleichtern.

Jetzt sitzen wir hier, langweilen uns sehr, sind empört über so manche Zustände hinter der Front, haben aber eine Freude und einen Genuß: wir haben Kameraden gefunden. Im Krieg schließt sich Freundschaft hurtig und fest, denn viel rascher ist auch die Beurteilungskraft geworden. Die Erzählung eines Erlebnisses sagt uns schon genug, ob der Erzähler ein Charlatan oder ein Kerl ist. So haben wir gute Freundschaften geschlossen; schnell mußte es gehen, denn vielleicht ruft der Tod bald wieder viele von uns. Das Schöne ist eben, daß man endlich wieder Bekannte hat, die auch das lebhafteste geistige Interesse für das Erfordern unserer Zeit belebt, und daß uns endlich wieder gute Bücher nach Wahl zur Verfügung stehen. Kameraden aus allen Gegenden hat der Wind zusammengeweht, wir haben solche, die vor Ypern lagen, mit uns vor Arras und Albert kämpften, und auch richtige Freiwillige, die damals im Oktober und November singend auf Dixmuiden stürmten, 208er, von denen 300 vom ganzen Regiment übrigblieben, Kerls, die in Rußland, Polen, Galizien fochten. Endlich haben wir so die Möglichkeit, uns langsam ein wahres Bild des Riesenkampfes zusammenzusetzen, soweit er wenigstens die Seele unserer Kämpfer berührt. Da schreibt denn mancher kernige Worte ins Stammbuch: „Lebensfroh das Soll über das Muß!" schrieb mir einer, mir selbst so recht aus dem Herzen. Auch hier das Bild, wie urkräftig alle noch einmal das Leben genießen. das sie so unerwartet noch einmal sehen dürfen. Auch hier das Bild: Fast ein jeder von uns handelt nur noch bestimmt von der Annahme des baldigen Todes; denn eines jeden Überzeugung ist (durch die Tatsache tagtäglich fester eingeprägt): auf die Dauer kann ja doch keiner dem Geschick entgehen, fragt sich nur, was für eine Art Schuß einer kriegt. Und dann hört man oft auch wieder: „Nachher, wenn wir nächstens wieder rauskommen, dann wollen wir noch einmal drauf- und drangehen wie zu Beginn, das ist noch immer das beste." Es ist schön, daß wir doch noch viele sind, die gerne wieder rausgehen, obschon sie all das Furchtbare jetzt kennen, also aus wahrer Tapferkeit, nicht aus der Scheintapferkeit der Unkenntnis heraus.

Sennelager, 22. Juli 1915.

Ich erhielt gestern, am 21., Ihren Brief und beantworte ihn schon heute, denn er war wieder einer der Briefe, die man immer erwartet und doch so selten erhält. Vieles hat mich eng berührt. Sie glauben, daß wir den Tod erwarten — ja sicher; wir wollen sagen: wir erwarten alle die Kugel, und jeder hofft im stillen, daß es vielleicht eine „gute" Kugel ist, die rasch kommt, beim Sprung und Sturm im Sonnenschein. Aber unrichtig ist es, anzunehmen, daß wir „an den Tod glauben". Wenn wir an etwas glauben, so ist es das Leben. Im Kriegsalmanach des Inselverlags findet sich ein Aufsatz: „Den Gefallenen", von einem sehr bekannten Schriftsteller, darin die Worte: „Durch die Nation geht es wie ein Rausch der Todeslust, das Leben wird von Hunderttausenden hingeworfen, als sei es ein Nichts." Das ist Literatur. Wenn wir den Tod erwarten, so erfolgt das aus nüchternen Überlegungen heraus, zum Beispiel wir rechnen ganz ruhig:

September waren es unser 80, Weihnachten noch 40, Februar noch 12, jetzt erhalte ich Briefe: „Die Kompagnie hat wieder 50 Mann verloren" — da sind auch sicher wieder 3—4 der Alten darunter. So überlegt man ganz ruhig. Leben wollen, oh, das wollen wir, bewußt und unbewußt, mit unerhörter Intensität. Woher sonst schon die wilde Energie auch völlig erschöpfter Truppen in den Nahkämpfen! Walter Heymann, der nachher auf Soissons fiel, schrieb dies Gedicht:

Den Ausziehenden

Kennt keiner das Buch, in dem geschrieben steht,
daß dieser falle und jener heil heimwärts geht.
Doch später ist in Stein und Lied zu lesen:
Die im Kampfe fielen, sind unsre Besten gewesen.

Viele aber glauben, es sei vorbestimmt,
ob einen die Kugel ausläßt oder herübernimmt.
Und bliebest Du zu Hause und wärest nicht dabei,
in Kriegszeiten irren viele Kugeln frei.

Wo aber steht es geschrieben, frag' ich, daß von allen
ich übrig bleiben soll, ein andrer für mich fallen.
Wer immer von Euch fällt, der stirbt gewiß für mich,
und ich soll übrig bleiben? Warum denn ich?

Und Heymann fiel.

— — „Es müssen auch Kräfte nach dem großen Ringen übrig bleiben." Hier allerdings ist das punctum saliens. Hier scheiden sich unsere Lebensanschauungen, die sonst wohl einen langen, langen Weg Seite an Seite gehen könnten. Ich bin in dieser Hinsicht vollkommener Pessimist. Ich glaube überhaupt nicht an mich. So gerne ich kämpfe und raufe (man nennt das in Zivil „Diskussion"), so wenig möchte ich die Arbeit auf mich nehmen, einen solchen Kampf durchführen zu müssen. Ganz brächte ich es gar nicht fertig, und warum etwas Halbes? Nie, nie halb sein, immer ganz. Ich, nein, ich werde keineswegs den Kampf nach Friedensschluß aufnehmen, vielleicht macht es die Jugend, die zurückkommt. Allerdings, eines ist schlimm: die Erfahrungen, die ich in

Deutschland gemacht habe, dieselben haben unsäglich viele auch gemacht, das verraten unzählige Feldpostbriefe. Natürlich sind das nicht die Feldpostbriefe, wie sie nachher in Zeitungen gedruckt werden. Es sind die wahren, die nur in vertraute Hände kommen. Freilich, wer kann wissen, was die Kraft, die nach Hause kommen wird, alles erreichen wird. Jedenfalls wünsche ich lieber unserem Lande eine Niederlage (ich wünsche das mit kaltem Sinn, obschon ich nur zu gut weiß, was das heißen will), als einen Sieg, der unser Leben nicht von Grund aus ändert. Dies aber ist Sache der Daheimgebliebenen, nicht derer im Feld, die genug mit Kämpfen zu tun haben.

12. September 1915.

Ich sitze hier auf französisch-lothringischem Boden, tief unter der Erde. Draußen ist herrlich blauer Himmel, strahlender Sonnenschein, wie er so um diese Zeit oft in Heidelberg zu sein pflegte, wo wir dann auf dem Neckar in schlanken Booten lagen. Ich denke oft an diese Zeit. Es ist eigentlich etwas unsagbar Trauriges, Entsagungsvolles um den Stellungskrieg. Wie leicht wäre das Leben, wenn wir marschieren könnten, so wie es die in Rußland tun, marschieren könnten mitten hinein in den blauen Himmel und in das Morgenlicht. Und leicht ist das Sterben-Sehen, wenn man rasch daran vorübereilt. Aber wir hier, wir wühlen uns tief in die dunkle Erde, die Kerze brennt selbst jetzt, da doch strahlendes Licht draußen liegt, in unserem Unterstand. Nebenan füllen die Jungens Sandsäcke, die sie heute Nacht in jene Löcher legen werden, die Granaten vergangene Nacht in unsere Deckungen schlugen. Jetzt ist alles ruhig, alles wartet auf die Nacht. Die Arbeiter warten auf die Nacht, der Feind wartet auf die Nacht; denn er weiß: dann arbeiten wir an der Verstärkung unseres weit vorgeschobenen Stützpunktes. So liegt das ganze Leben im Dunkel.
Verglichen mit meinen früheren Stellungen ist das ja hier gar nicht schlimm. Man liegt hier 400 Meter auseinander, gegen 80 Meter damals. Die ganze grimmige, heimliche Spannung, die damals sich von Graben gegen Graben spannte, fehlt. Manchmal, wenn ich die Briefe der Mannschaften prüfe, muß ich lächeln, wenn sie schreiben, wie schlimm es hier zugeht, und ich vergleiche das mit den Erlebnissen bei Arras.

Es fehlt hier auch ganz der alte Stamm landsknechtartig fühlender Kerle, wie wir sie damals bei den 99ern schon besaßen. Es sind meist junge Kerlchen, sehr gute Burschen, aber noch nicht hart geworden im Handwerk. Ich denke oft mit etwas Bangen daran, wie sie sich wohl bei einem ernsten Angriff schlagen mögen. Nun, es läßt sich noch viel Geist in sie hineinbringen durch ruhiges Beispiel. Glücklicherweise bin ich noch ganz gesund und spüre gar nichts von irgendwelcher Spannung der Nerven, wie so viele, die das zweitemal hinausgehen. Im Gegenteil, schlimmer als das erstemal wird es wohl nicht kommen. Und wenn? – nun dann eben. Man muß ja alles ruhig erwarten. Nur eines schmerzt mich, das ist das unendliche Ermüdetsein der Mannschaften. Es ist ganz fürchterlich, wie sehnsüchtig sie auf den Frieden warten, die Spannkraft hat doch schon sehr nachgelassen. Kaum einer, der noch spannkräftig aushält, noch munter den Kopf hochhält und eingesehen hat, daß es nun einmal so sein muß. Namentlich vor dem Winter haben alle unheimliche Furcht. Das ist auch die Hauptaufgabe, die man sich stellen muß: Möglichst die Leute frisch zu halten in diesem abstumpfenden Stellungskrieg. Wir vernehmen von Zeit zu Zeit dann auch noch mißtönende Laute, natürlich aus der Heimat. Dort sind sie schon wieder emsig dabei, sich gegenseitig zu beschimpfen, wenn sie anderer Ansicht sind. Das alte Lied. Das neue Deutschland – ob es die Truppen mit sich heimbringen werden? Zu Hause haben sie es nicht.

11. Oktober 1915.

Vorgestern kam Dein Brief, ich beeile mich, ihn zu beantworten, es ist vielleicht das letztemal, daß ich Dir schreiben kann: ein schwerer Sturm steht bevor gegen eine Stellung, die schon dreimal vergeblich trotz böser Opfer angegriffen wurde. Ich knüpfe an eine Stelle an in Deinem Briefe: „... daß sich als mein Zukunftsideal schon ziemlich fest die Stelle aus Goethes Abendlied festgesetzt hat: ‚Selig, wer sich vor der Welt ohne Haß verschließt.'“ Siehst Du, gerade dies ist ein Ideal, gegen das ich selbst, eben weil es sich mir aufdrängt, immer wieder ankämpfe. Das ist Egoismus, es kann auch Entsagung sein, es ist vielleicht Resignation. Aber auf jeden Fall müssen wir dies Ideal bekämpfen. Das Leben ist Kampf, Kampf für die Nation würdest Du sagen, laß mich sagen: für die Menschheit. Das ist bitter, wir sind oft

des Kämpfens müde, möchten einmal ruhen, aber wir dürfen uns nicht nachgeben. Es ist unsere Pflicht, allezeit Soldaten zu sein, Krieger für die Gesamtheit ...

Ich glaubte und glaube es noch, daß in unserem Volke der Kern und die ganze Entwicklungslinie auf den Friedensgedanken und das Weltbürgertum hingeht. Werden wir vernichtet, ist es mit diesen Blüten der Kultur aus. Darum kam ich gern. Ich kam aus Überzeugung, nicht im Mobilmachungstaumel, der auf Euch alle so gewaltigen Eindruck machte. Es war schön, die jungen Reservisten singend zur Fahne eilen zu sehen; das habt Ihr auch gesehen; aber Ihr saht nicht die weinenden Frauen, die am Trottoir nebenher liefen; die habe aber ich gesehen. Woher das teilweise Versagen unserer Kriegsfreiwilligen? Weil sie im Mobilmachungstaumel gekommen waren und nicht aus clare und distincte erfaßter Überzeugung. Darum, weil ich aus Überzeugung kam, bin ich auch noch nicht bei denen gewesen, die wünschen: „Wär's nur rum, einerlei wie!“ ...

Soeben kam Marschbefehl; wir werden heute nacht verladen; wohin, ich weiß es nicht. Ich glaube, wir werden stürmen. Tag und Nacht hören wir das Rollen von der Champagne. Gestern und heute haben wir den Sturm geübt, wir wissen genug. Ich glaube, ein Sturm, um unsern bedrängten Kameraden Luft zu schaffen. Die Kerze brennt so flackrig, man denkt auch an allerlei – man hat so oft schon Glück gehabt. Aber eins soll sein. Der Ruf: „Freiwillige vor!“ soll Freiwillige finden. Ob man die Kerle mitreißen kann? Mir kommt ein Gedicht in den Sinn, das ich einmal las:

Wir treten an zum Sturme,
die Uhr vom nahen Turme
schlägt bang die Mitternacht! – – –

Mein lieber Freund, nochmals geraden, aufrechten Gruß, jetzt darf man sagen: treudeutschen Gruß!

12. Oktober 1915.

Der Sturm war wirklich schrecklich-schön, das Schönste, aber auch das Schlimmste, was ich erlebt habe. Unsere Artillerie schoß wunderbar, und nach zwei Stunden (die Franzosen brauchen siebzig) war die

Stellung sturmreif für deutsche Infanterie. Der Sturm kam — wie eben nur deutsche Infanterie stürmen kann. Herrlich, wie unsere Leute, namentlich die jüngsten, vorgingen, herrlich! Die Offiziere anderer Regimenter, die zusahen, gestanden uns, sie hätten noch nie dergleichen gesehen. Gegen wahnsinniges Maschinengewehrfeuer ging es mit einer Sicherheit vor, die uns niemand nachmachen kann. So war die Höhe, die dreimal vergeblich angegriffen worden ist, in einer Stunde genommen. Die Beute ist größer als der Tagesbericht angibt.
Aber nun kommt erst das Schlimmste, diese Höhen zu halten. Es stehen uns böse, böse Tage bevor. Kaum darf man hoffen, ganz gesund durchzukommen. Die französische Artillerie schießt jetzt furchtbar, und jede Nacht folgen Gegenstöße und Handgranatenkämpfe. An meiner Stelle sind wir nur 20 Meter voneinander. Jetzt, da man wieder das Leichte des Stürmens erlebt hat, schaudert man vor dem Gedanken, daß man von einer Granate im Graben zerrissen, dann verschüttet wird und so umkommt im Schlamm und Dreck. Wir alle möchten so gern noch ein paar Monate erleben, bis es endlich hier zum endgültigen Sieg vorgeht. — Der Sturm war herrlich!

*

Walther Böhm, stud. phil., Berlin,
geb. 26. März 1894 in Berlin,
gef. 25. Oktober 1915 bei Bol Miedwiece (Wolhynien).

Ponarth, den 31. Januar 1915.

Nun aber eins, liebe Eltern, besonders Du, Mutti: Ich hatte Dich gebeten, mich mit Himmelsbriefen, Amuletten und dergleichen zu verschonen. Seid mir nicht böse, bitte nein, ich verstehe Euch vollkommen. Aber ich habe von Gott, an den ich in meiner Weise fester glaube als mancher, zwei sehr gute Waffen mitbekommen: meinen Körper, der gut geschult ist, und den eisernen Willen zur Pflichterfüllung gegen mein Land, meinen Kriegsherrn, meine Brüder einerseits und gegen mich und die Meinen andrerseits. Überirdische Mittel weise ich zurück. Denkst Du, liebe Mutter, eine Kugel wird dem Naturgesetz entgegenwirken eines im Weltensystem so unbedeutenden Geschöpfes wegen

wie ich? Ich bin zufrieden, wenn ich in dem Bewußtsein falle, niemandem zu Leide gelebt zu haben, meine Pflicht als Mitglied der menschlichen Gesellschaft erfüllt und keinen wissentlich geschädigt zu haben.

*

Wilhelm Weidemann, stud. phil., Kiel,
geb. 19. September 1893 in Altona,
gef. 13. Februar 1916 bei Steenstraate (Flandern).

Flandern, den 6. Juli 1915.

An die Schwester des gefallenen Freundes.

... Mag sein Leib unerkannt in fremder Erde ruhen, er hat den schönsten Tod erlitten, den ein deutscher Mann sich träumt seit alter Zeit — und was von ihm in unserem Herzen lebte und in denen der wenigen, die ihm treu waren, das lebt, solange unsere Herzen leben. Und wenn auch uns die dunkle Stelle kommt, die Stelle im Wege, über die keiner hinwegkommt, so wünsche ich mir keinen anderen Tod als den, den er erlitt. Wenn ich mit ihm zusammen war, so dachte ich nicht an Hesses Wort: „Wahrlich keiner ist weise, — Der nicht das Dunkel kennt, — das unentrinnbar und leise — Von allen ihn trennt."
Ich habe sonst noch Freunde gehabt, und andere haben mich zum Freund gehabt, aber ich habe auch in den reinsten Stunden stets gefühlt, daß ich allein sei — nur bei Remmer nicht. Und nun soll das alles nicht mehr sein? Oh, ich glaube es so bestimmt: wenn wir wohl nachts durch einen dichten grünen Wald gehen und oben leuchten die Sterne und leise rauscht der Nachtwind — dann ist Raum und Zeit und Vergangenes versunken, und wie einst gehen wir zusammen dahin. Oder wenn wir draußen am Strande stehen und leiser Wind läßt plätschernd die kleinen Wellen in dem Kies zerrinnen — wenn wir dann unsere Augen schließen und hören das rätselvolle Meeresrauschen — das ist uns Antwort auf die Frage, ob er bei uns ist. Kennst Du das Gedicht, in dem es heißt: „Nur nicht bittre Fragen tauschen, nur nicht forschen, warum? — warum? — Antwort ist doch nur wie Meeresrauschen." Oh, mir ist das die herrlichste Antwort. Daraus spricht das Ewige — daraus und aus dem Rauschen des Waldes und

aus dem Glänzen der Sterne, aus dem Zug der fernen, hohen Wolken, aus dem Singen der Lerche am einsamen Deich, wenn weit hinaus die Wolken blinken, und aus dem Blühen der Blumen, aus dem Wogen des Korns und aus dem Auge des Freundes. Das Ewige, das so unendlich viel reiner und keuscher und heiliger ist als alle herrlichen Worte und Gedanken über Ewigkeit und Unsterblichkeit, so rein und so stille, daß man stille stehen bleibt, um im Blauen der See, im Wehen des Windes selbst, diese ewige Reinheit und Keuschheit der Natur zu fühlen — ganz stille, ohne tiefe und schwere Gedanken, sondern wie ein Kind, das die Herrlichkeit all dieses Großen mit weiten Augen anschaut und staunend schweigt. —

Ach, wir wandern nicht allein und einsam weiter in dieser fremden, weiten Menschenwelt, wir können ihn ja nicht vergessen, wir können von ihm reden, und wenn auch oft noch ein stechender Schmerz durch unsere Seele fährt — wir werden ihn so stolz und treu, wie er war, immer behalten und werden ohne Grausen daran denken, daß, wie ihn des Todes Hand aus unserer Mitte riß, auch uns in dunkler Stunde der Schritt bevorsteht durch das schwarze, düstre Tor, durch das noch keiner seinen Schritt rückwärts lenkte, noch keiner Kunde von sich gab, — und das uns doch von den Toten nicht trennt, wenn wir nur den Tod nicht fürchten, nicht bei uns und nicht bei anderen. Er ist kein Freund, der Tod, ich kenne ihn nun, aber so genau, daß er gerne ruhig zu mir kommen kann. Ich sah den Tod noch nie — da kam der Krieg — da starb mein Vater — nun ist Remmer tot. Und jetzt mag kommen, was da will — der Tod ist oft um Haaresbreite an mir vorbeigegangen, und oft habe ich ihn ohne Wimperzucken hinausgesandt, und wenn ich täglich im Kanonendonner und im Kugelpfeifen gehe — ich gehe fest geradeaus —, jetzt hat mir der Krieg genommen, was er mir nehmen konnte — was noch übrig ist und alles, wofür ich nun kämpfe, das kann mir keiner nehmen.

Flandern, 22. August 1915.

Ein ganz herrlich rotglühendes Abendrot stand heute drüben im Westen, drüben über Frankreich — es läßt mich an die Heimat denken und an so manches Abendrot, das ich als Kind mit ehrfürchtigem Staunen sah. Und nachts der Mond — er läßt mich an blühende

Syringen im Glücksburger Garten, an reife Herbsttage mit raschelndem, gelbrotem Laub, — ach, an so viele zauberische Nächte denken. An Schneeglitzern auf gefrorenem See, an jagender Nachtwolken Pracht. Aber — bei allem und allem ist jener nagende Dorn dabei: jetzt ist Krieg! Ich kann nicht wie sonst zu den Sternen schauen, ich bin manchmal so müde, daß dem Herzen die Schönheit der Welt wehe tut. Ich muß an Liliencrons Spruch denken: „Den Frieden wirst du nie erkämpfen, dennoch" — — Ja, man sehnt sich nach dem Frieden, der höher ist als alle Vernunft.

Flandern, 6. September 1915.

... Ich hoffe, daß die jetzige Regenperiode noch nicht den Anfang des Herbstes bedeutet, obwohl schon allerlei Zugvögel sich bemerkbar machen, Regenpfeifer und Enten. Aber mit dem Beginn des Herbstes beginnt eigentlich die Landschaft Flanderns erst richtig schön zu werden. Einzelne wunderbare Bilder, die in ihrer Eigenart auch häufig wiederkehrten, sah ich zwar im Sommer auch schon, aber so typisch für die allgemeine flandrische Landschaft waren die Bilder nicht. Erst jetzt in der Regenzeit finde ich richtigen Genuß an der Gegend, zu der in diesen Tagen so manche zufälligen Kriegsszenen großartig paßten: die Ruinen von Bixschoote, mit nächtlich bei strömendem Regen durchziehender Infanterie, — aber am meisten die Straßen überall, mit dem grundlosen Lehm, zu beiden Seiten hohe windverwehte Pappeln mit mächtigen Kronen, — oder westlich von Merckem nach Dixmuiden zu und nach Drie Grachten, wo jetzt das Überschwemmungsgebiet ist, da war ich kürzlich an einem Nachmittag zur Reiherjagd mit meinem Burschen, als uns ein heftiges Gewitter überfiel. Die Landschaft ist da ganz eigenartig. Große Schilfmeere, dazwischen Schlammpfützen voll Wasservögeln und Sumpfgetier, in der Mitte hindurch schmale Kanäle, auch durch Pappeln eingefaßt, und weil alles eben hinter der Front liegt, in einem unerhört üppigen Vegetationszustand. Und besonders in diesem Überschwemmungsgebiet ist mir auch immer wieder aufgefallen, wie schön hier erst die Wolken sind, fast wie direkt an der See, bei all dem wechselnden Wetter jetzt, wo auch oft recht starke Winde wehen. Botanisch sind die Sümpfe recht interessant. Pfeilkraut, Froschlöffel, Froschbiß, alle Wasserrosen, butomus rumex,

endlose Schilfgräser und Riedgräser, und alles so ungeheuer üppig. In Vrij Bosch fiel mir blechnum spicant in großen Mengen auf, ähnlich wie in Ostfriesland.

Staden, 7. Dezember 1915.

Je länger ich hier draußen bin, um so froher bin ich meines Geschicks. Was kann denn uns Größeres treffen, als so voller junger Lebenskraft mitzubauen an einem Werk, von dem noch die spätesten Geschlechter staunend berichten werden. Und wieder hab' ich Stunden, wo ich ganz verzagt bin, wo ich die Augen schließen möchte und warm in der Sonne am Ostseestrand liegen, oder wie einst mit Remmer durch die blauen Berge des Schwarzwaldes zieh'n. Und wenn so nachts der Sturm kommt vom Westen, dann reckt auch meine Sehnsucht weit die Flügel und möchte mit den grauen Wolkenstürmen hinüberziehen über die See und unsere Ostsee und über die Heide bis zu den heiligen Buchenwäldern und altvertrauten Stätten der Kindheit.

Staden, 10. Dezember 1915.

An den Bruder.

Ich weiß, daß wir, wenn wir zusammen wären, manche schöne Stunde und gemeinsame Freude haben würden, auch manches Mal von Dingen reden würden, von denen nun unser Mund schweigt und die im geschriebenen Wort tot und unnatürlich erscheinen würden. Wo früher in den wenigen Tagen, die wir zusammen waren, unser Altersunterschied trennend zwischen uns stand, da ist auch heute noch etwas Trennendes; ein nach Erlebnissen und Gedankengängen Verschiedensein, was uns von bewußter tiefer Geistesgemeinschaft fernhält. Und das kann ich eigentlich schlecht ertragen. Denn in solcher Kriegszeit lernt man den Wert der Stunde wieder schätzen, wo man jeden Tag so leben möchte, als wäre es der letzte, wo man jeden Brief so schreibt, daß es der letzte sein kann, und wo man fühlt, was es für ein Jammer sein kann, wenn einer, in dessen Leben schnell der Tod tritt, sei es aus Wortkargheit, sei es aus überwindbaren äußeren Zufälligkeiten heraus, ein liebes Wort an die Seinen zurückhielt.

Du weißt, daß ich vier Semester vergeblich Theologie studiert habe, aber wir haben nie viel darüber gesprochen. Du hast lange, mit sorgfältigem Fleiße betriebene Studien hinter Dir, und ich bin in den paar Semestern nicht in die Tiefe der geistigen Arbeiten eingedrungen, mit denen ich mich abgab, und so werden in meinen Gedanken viele Unklarheiten und Schrullen hausen, die ich aus mir heraus wohl nur langsam und mühsam zu beseitigen imstande wäre. Nun ist dieser Krieg ausgebrochen und hat auf alle Fragen neue Streiflichter geworfen, hat mich mit einem Male mitten ins Leben hineingestellt, wo ich doch vorher nur ein junger, unerfahrener Mensch war, dessen Vorrecht es war, sich frei suchend zwischen allen Dingen und Fragen zu bewegen, ohne eine Lebensanschauung erworben zu haben, die allen Stürmen trotzen dürfte. Durch den Tod Remmers habe ich dann mehr verloren als nur den Freund und Leibburschen, er hatte mich in jenen Semestern mehr und mehr geistig frei und selbständig zu machen gesucht, und nun mußte ich den Weg allein weitergehen. Und wenn es vielleicht auch eine harte Probe war, auf die die junge Kraft mit einem Male gestellt wurde, so bin ich doch wohl besser über alles hinweggekommen, als ich gehofft. Und es wird mir ein wenig eigentümlich zumute, wenn ich daran denke, daß nach dem Kriege, wenn ich heil herauskommen sollte, alles im Äußeren wieder wie vorher sein soll. Dann fordert das Leben wieder ganz andere Dinge von mir, und ich muß gleichsam wieder einen Schritt zurück tun, ehe ich noch einmal in einem Beruf, einer Tätigkeit ins Leben hinaustreten kann. Viel leichter kann es sein, daß ich das alles nicht mehr nötig haben werde, sondern dann still und ruhig unterm Rasen Flanderns oder eines anderen fremden Landes liege und mein Leben dann abgeschlossen ist mit diesem einen raschen Schritt in eigene Tätigkeit und Arbeit.

*

Herbert Jahn, Student der Hüttenkunde und Chemie, Technische Hochschule Breslau,
geb. 3. Februar 1895,
gest. 10. April 1916 im Kriegslazarett zu Stenay.

Nördlich von Verdun, 1. Mai 1915.

Gestern abend saß ich in der Efeulaube vor unserem Unterstand; der Mond schien so hell in meinen Becher, neben mir die volle Flasche

Wein, aus der Ferne klang gedämpft eine Mundharmonika, nur ab und zu pfiff eine Kugel durch die Bäume — es war das erstemal, daß ich merkte, der Krieg kann auch schön sein, auch er hat seine Poesie; ich hatte gelaubt, das gibt es nur in Büchern. Seitdem bin ich froh; ich habe gesehen, daß die Welt noch ebenso schön wie früher, daß nicht einmal dieser Krieg uns die Natur nehmen kann. Und solange ich die noch habe, kann ich nicht ganz unglücklich werden.

Den 4. Mai 1915.

Heute habe ich wiederum eine wundervolle Wanderung durch den frühlingsknospenden Bergwald gemacht, es hatte die Nacht geregnet, und als ich losging, bekam ich noch eine Dusche als Einleitung. Über saftige Wiesen, durch die Weinberge immer höher hinauf bis in den Wald. Vom Waldrande noch ein prächtiger Blick zurück ins Tal, auf die Maas und auf die dahinterliegenden Höhen, wo unsere und der Franzosen Gräben liegen. Käme nicht von dort ab und zu das Donnern der Geschütze oder das Gewehrfeuer, man vergäße ganz, daß Krieg ist, so friedlich sieht die Landschaft aus. Bald nimmt mich jetzt das grüne Meer auf; wundervolle alte Buchen und Eichen, darunter undurchdringliches Unterholz, über mannshohe wilde Rosen, Brombeeren, Holunder und all das Gesträuch, das man bei uns fast nur als Zierde im Park oder Garten kennt; und auf dem Boden ein bunter, mannigfacher Blumenteppich. Nur auf schmalen und schlüpfrigen Pfaden kann man hineindringen in diese Wildnis, in der noch Wildschweine und Wildkatzen zu finden sind und in der sogar noch der Steinadler horstet. — Betäubender Duft und Treibhausluft überall. Oft genug muß man Umwege machen, um den Baumstämmen auszuweichen, die sich über den Weg gelegt haben. Plötzlich — mitten in der Wildnis ein Grab, mit einfachem Holzkreuz — da noch eines —. Verwischt die Inschrift, keiner mehr weiß, wer hier seine letzte Ruhestätte fand, Freund oder Feind. Und seine Angehörigen wissen nicht, wo er begraben liegt, der auszog, um sein Vaterland zu schützen. Wie lange noch, und auch die letzten Spuren ihres Grabes sind verfallen, verweht wie ihr Name. — Weiter führt mich der Pfad, immer dichter in den Urwald. Ein großer Raubvogel stößt, aufgeschreckt durch meine Schritte, hoch hinaus in die Luft. Wie doch die Gedanken kommen und gehen, wenn

man so dahinwandert. Kein Ende des Waldes abzusehen, immer tiefer bin ich in das Dickicht hineingeraten. Überall dehnt sich die grüne Mauer, und in der Ferne schimmern neue Hügelketten. — — —

Den 5. Juli 1915.

Merkwürdig, ich denke seit einiger Zeit andauernd ans Totgeschossenwerden; dabei halte ich von sogenannten Ahnungen eigentlich gar nichts. Immerhin hat mich dieser verrückte Gedanke dazu gebracht, daß ich einen Abschiedsbrief nach Hause schrieb und einen letzten Willen beilegte: beides ruht wohlgeborgen in meiner Brusttasche. Ich haben bisher in meinem Leben unglaubliches Glück gehabt; ich glaube aber, das größte ist, daß ich diesen Krieg miterleben darf, selbst wenn ich falle. Denn was ich in diesen zehn Monaten gelernt habe, hätte ich sonst nie erfahren. Und täglich lernt man hinzu, täglich erweitert sich der Gesichtskreis.

*

Oskar Meyer, stud. phil., Kiel,
geb. 12. März 1892 zu Gliesmarode,
gef. 18. April 1916 vor Verdun.

Im Felde, 14. März 1915.

Das letztemal schrieb ich Dir wohl aus C. bei Laon. Am 17. Februar erhielten wir den Befehl, uns fertigzumachen, und am Abend wurden wir mit der Bahn weiterbefördert. Am Zielpunkt blieben wir auf dem Bahngeleise eine Stunde lang bei Regenwetter sitzen; inzwischen sah man sich nach Quartier um. Das ganze Bataillon wurde in einem Zelt untergebracht, das als Pferdestall gedient hatte. Infolge des anhaltenden Regens verließen wir es aber bald und fanden Notquartier in einer Kirche. Dort konnte man indes nicht ausruhen. Nach kurzer Pause begann dann der Weitermarsch bei Regen auf zerfahrenen, sehr schlammigen, nassen Wegen; die Stiefel blieben fast stecken. Es war sehr beschwerlich, mit dem vollgepfropften Tornister stundenlang auf hügeligem Gelände zu marschieren. Nachmittags gelangten wir an eine Stellung eines anderen Regiments, hier machten wir halt. Inzwischen war unsere Feldküche herangefahren und hatte gerade mit dem

Ausgeben des Essens und Trinkens begonnen — Durst hatten wir, geschwitzt wie im Hochsommer — als der Befehl kam: Das Bataillon marschiert sofort ab! Es ging weiter — stundenlang bis in die Nacht hinein. Neuer Befehl: Zurück in das nächste Dorf und Quartier suchen! Die noch vorhandenen Häuser waren zerschossen und schon belegt. Wir fanden noch eine Scheune mit durchlöchertem Dach und teilweise fehlender Seitenwand, aber etwas Stroh. Vor Müdigkeit schlief ich ein, erwachte aber bald infolge der Kälte und war froh, als die Nacht vorbei war. Am nächsten Morgen ging's weiter; von einer Küche war nichts zu sehen. An den Durst sollten wir uns noch besser gewöhnen. Am Nachmittag kamen wir an unserm Bestimmungsorte in der Champagne an. Du hast sicher die Gegend in den Zeitungen öfters erwähnt gefunden. Am Abend kam der Befehl: Das Bataillon steht um — Uhr zum Abmarsch nach dem Schützengraben bereit. Inzwischen durften wir dann in einer Höhle am Bergabhang hausen. Pünktlich stand das Bataillon; wir erreichtem nach einstündigem Marsch durch einen tiefen, infolge des Regens aufgeweichten Laufgraben den eigentlichen Schützengraben. Unsere 6. Kompagnie hatte einen Verbindungsgraben zu besetzen. Das Gelände kannten wir natürlich nicht. Wir sahen vor uns, hinter uns und links französische Leuchtkugeln aufsteigen. Jetzt standen wir vor einem Rätsel. Wohin sollten wir bei einem eventuellen Angriff schießen? Wir konnten es nicht lösen und verhielten uns deshalb die Nacht ganz ruhig. Jeder nahm einen Spaten zur Hand und wühlte sich ein Loch, um nicht zu frieren. An Schlaf war doch kaum zu denken. Die Nacht verging. Aber plötzlich, am Morgen, es war der 20. Februar, erhielten wir sehr schweres Granatfeuer; ich schätze die gegen uns geschleuderten Granaten — es waren amerikanische, die mit furchtbarem Getöse krepierten — auf mehrere hundert. Wir verkrochen uns in unseren Löchern, um uns vor den umherfliegenden Splittern zu schützen. Inzwischen aber unternahmen die Franzosen einen Angriff und gelangten in unseren Graben, unbemerkt von uns. Mein Nebenmann, ein Gefreiter, sagte zu mir: „Ich will doch einmal über die Deckung sehen, gewöhnlich machen die Franzosen bei solch starkem Artilleriefeuer einen Sturmangriff." Er erschrak und rief: „Die Franzosen sind schon in unserem Graben!" Alles kroch heraus und griff nach den Gewehren. Im Augenblick war

das Gefecht im Gang. Wir trieben die Franzosen unter großen Verlusten zurück. Aber sie kamen verstärkt wieder, und es gelang ihnen auch, den in unserem Rücken befindlichen zerschossenen Wald zu besetzen. Jetzt konnten sie uns schwere Verluste zufügen. Mein lieber Freund Willi Kloß, der mit in den ersten Reihen kämpfte, starb hier den Heldentod, von einer Gewehrkugel getroffen. Er war nicht der einzige, der gute, liebe Willi, den alle als guten Kameraden schätzten. Alle meine übrigen Freunde in der Kompagnie und viele gute Bekannte sind hier geblieben. Es gelang unserer kleinen Schar, nachdem Verstärkung herbeigeeilt war, aber doch noch trotz der großen Ermüdung, Wald und Graben zu säubern. — Täglich griffen die Franzosen wieder an. Sie eroberten den Graben und hatten ihn zeitweilig in Besitz, dann wurde er von uns wiedergenommen. Jetzt ist er von uns zugeworfen, weil unsere Verluste zu groß waren im Verhältnis zur Wichtigkeit dieses Grabens. Bis zum 4. März blieben wir in diesem sogenannten Hexenkessel, abwechselnd im Graben und in der Höhle am Bergabhang — dem Kaninchenstall. Froh waren wir, als Ablösung kam. Seit dem 6. März sind wir in Ruhe.

Vogesen, 29. August 1915.

14 Tage lang Schützengrabenleben! Viel ist inzwischen geschehen. Mehrere Male standen unsere Gräben unter schwerem Geschützfeuer der Franzosen. Unser Bataillon hat erhebliche Verluste gehabt, wenn auch unsere 6. Kompagnie verhältnismäßig billig davongekommen ist. Wir lagen an einem sehr steilen Bergabhang, der schwer zu beschießen war; dir uns zugedachten Brummer fielen unten ins Tal. Dort ist noch viel Platz. Die Franzosen griffen öfters an und haben jetzt noch kleine Teile unserer Linie besetzt. Stellenweise liegen wir uns in den vorgetriebenen Sappen auf wenig mehr als zehn Meter gegenüber. Zuerst bewarf man sich mit Handgranaten, dann einigte man sich aber dahin, keine mehr zu werfen und nicht mehr zu schießen. Schließlich tauschte man Zigarren, Zigaretten, Geld, Briefe usw. aus; man sah über die Deckung am hellen Tage hinweg, betrachtete sich gegenseitig ganz naiv. Die Franzosen gaben unseren Leuten photographische Aufnahmen von ihren großen Kanonen; einer photographierte unseren vordersten Posten, nachdem er ihm kräftig die Hand geschüttelt hatte.

Es ist an dieser Stelle schon mehrere Tage ruhig; der Franzose hat Befehl, nachts öfters Handgranaten zu werfen; er wirft sie auf Verabredung mit dem „deutschen Kameraden" rechts und links vom Graben. Nachts setzen sich die Franzosen auf die Sandsackpackung und rauchen Zigaretten, die weithin sichtbar sind. Unsere Pioniere haben bei den andauernden guten Beziehungen tüchtig arbeiten können und eine neue vordere Stellung geschaffen, ohne beschossen zu werden. Natürlich sind die französischen Pioniere auch nicht untätig geblieben. Diese ganzen Vorgänge zeigen, daß die französischen Soldaten eine starke Friedenssehnsucht haben, genau wie wir, und daß, wenn es nach ihnen ginge, längst Friede wäre. Auch wir hoffen, daß die Zeit nicht mehr so weit entfernt sein möge. Gestern sind wir aus dem Graben abgelöst und liegen etwa ein Kilometer hinter der Front auf einem bisher noch nicht beschossenen Berge. Ich wohne in einer den Verhältnissen nach anständigen Hütte mit meinem Burschen, einem Kriegsfreiwilligen David. Ich bin vorgestern vom Regiment zum Offizier gewählt, bin aber vorläufig bis zur Bestätigung zum Offizierstellvertreter befördert. In materieller Hinsicht geht es mir nun zunehmend besser, und ich bin froh, wenn ich auch in geistiger Beziehung Schritt halte. Nun, das läßt sich nicht erzwingen, es muß wachsen. Jeder gute Gedanke bringt uns einen Schritt weiter, und ich bin glücklich, geistigen Halt zu besitzen, d. h. Gott zu erkennen im Leben.

*

Eduard Schmieder, stud. cam., Freiburg i. B.,
geb. 10. Oktober 1890 in Freiburg i. B.,
gef. vor Liévin, 8. Mai 1916.

Framonville, den 23. August 1914.

Ich habe Zigarren geraucht, während wir als Artillerieschutz im feindlichen Schrapnellfeuer lagen. Und eben in diesen Augenblicken habe ich alle Schönheit der Erde und alles Glück, das ich je erlebt, noch einmal tief empfunden.
Im Kriege lernt man, wie schön, wie reich unser Leben trotz der kleinen und großen Widerwärtigkeiten ist. Um jeden neuen Morgen ist man

froh, auch wenn man weiß, daß er neue Mühen bringt. Nach jedem Gefecht dankt man Gott, daß man noch am Leben ist; so gerne hat man es. Aber wir geben es alle, alle her für unser schönes Vaterland.

La Bassée, 2. November 1914.

Ich möchte zu gerne einmal zur Zeit des Siegesjubels in mein liebes Heimatland gucken und in meiner Freude einigen Ersatz finden für ein paar Tage Schützengraben. Ich kann mir denken, wie schön es ist, wenn sich aus dem dichten Herbstnebel die Sonne herausringt und ein blaues Zelt über unsere lieben Berge spannt und die ganze Natur noch einmal aufleuchtet in Farbe und Schönheit vor ihrem Sterben. Jeder Sieg für diese schöne deutsche Erde ist seliger Freude wert.

Loos, den 17. Dezember 1914.

Meine Weihnachtsbriefe bekommen alle — ich kann anfangen wie ich will —, den Stempel einer weichen, wehmütigen Stimmung. Ich denke auch viel an die Tage der Vorbereitung auf den Heiligen Abend, die ich liebte wie wenig andere. Ich erinnere mich besonders lebhaft eines solchen Sonntags vor einigen Jahren. Da bin ich zuerst allein und dann mit Dir in der belebten Stadt umhergestiefelt, und da überkam mich eine besonders heftige Sehnsucht, die in schönen Träumen Wahrheit werden wollte.
Solche Träume und der Kanonendonner, der mich eben beunruhigt, passen wenig zusammen. Es ist ein unerhörtes ständiges Rollen heute, ein fortgesetztes Krachen und Brummen und Zischen und Pfeifen.
Ich muß Dir doch meinen Traum von der letzten Nacht mitteilen, der mich lebhaft beschäftigt und mich mit abergläubischer Furcht erfüllen will: Ich war im Krieg, sonderbarerweise mit den Russen. Ich lag in einem Schloß auf Vorposten. Ich kam in ein Zimmer, und wie ich eintrete, eilt mir ein schönes, verlockendes Weib entgegen. Ich will sie küssen, und da ich mich ihr nähern will, grinst mich ein Totenschädel an. Einen Augenblick bin ich erstarrt vor Schreck, dann aber küsse ich ihn, küsse ihn so heftig und heiß, daß mir ein Stück seines Unterkiefers zwischen den Lippen bleibt. Im selben Augenblick verwandelt sich der Tod in meine Anna — und dann muß ich aufgewacht sein.
Das ist der Traum vom Tod, den ich geküßt habe.

Loos, den 7. Februar 1915.

Die Reclam-Büchlein habe ich mit größter Freude und größtem Genuß beide schon gelesen. Und der Erfolg: Ich bin voll der größten Sehnsucht geworden. Wir hatten ein paar wundervolle Frühlingstage, der Himmel in hellem Blau, die Luft so klar, daß man in die weiteste Ferne sieht, und über dem Schützengraben die singenden Lerchen, daß auch das Herz anfangen möchte zu singen, als sei kein Krieg, als ob nicht jeder Augenblick die tödliche Granate bringen könnte. Dazu noch diese eindringlichen Geschichten aus den alten Zeiten. Das weckt die unstillbare Sehnsucht auf nach dem glühendheißen Leben, das ich nie erreichen kann. Ich hab's im Augenblick so gern und möchte es an mich drücken wie meinen herztausigen Schatz!

•

Walter Ambroselli, stud. phil., Leipzig,
geb. 15. August 1894 zu Schwiebus (Brandenburg),
gef. 12. Mai 1916 bei Douaumont.

Im Felde, 19. Januar 1915.

Heute erst kann ich meinem Versprechen nachkommen und Euch einiges von der Schlacht bei Soissons am 12. bis 14. Januar erzählen. Nur einzelnes kann und will ich Euch jetzt berichten. Wenn der Krieg vorbei ist und ich wieder glücklich bei Euch bin, dann will ich Euch gern alles erzählen, was ich erlebt habe. Jetzt aber vermag ich noch nicht, mir selbst die Erinnerung an all das Ekelhafte und Grausige eines solchen Massenmordes heraufzubeschwören. Wir zwingen uns dazu, es wenigstens vorläufig zu vergessen.

Wir lagen, wie Ihr wißt, Anfang Januar im Fort Condé. Es war ein ruhiges Leben, das wir in der französischen Infanteriekaserne führten. Jeden Tag zog, wie daheim in der Garnison, die Kasernenwache auf 24 Stunden auf. Am 11. Januar war ich gerade auf Wache und stand in der Nacht Posten, als eine Ordonnanz den Befehl überbrachte: „Sofort die Kompagnie wecken. Um 2 Uhr Abmarsch, Sturmgepäck!" — So ging es denn in einer halben Stunde in die Nacht hinaus. Bis gegen 6 Uhr marschierten wir auf aufgeweichten

Landstraßen. Es regnete ununterbrochen. Endlich kamen wir in einen Laufgraben, der zu den Schützengräben der 48er führte. Zweieinhalb Stunden gebrauchten wir, um den von Schmutz aufgewühlten Graben zu durchwaten. Schritt für Schritt arbeiteten wir uns durch den fürchterlichen französischen Lehmboden vorwärts. Die, welche Kommißstiefel anhatten, griffen immer in die Laschen desjenigen Stiefels, der einen Schritt nach vorn machen sollte, und hoben ihn aus dem Lehm. Trotzdem blieb jeden Augenblick einer stecken, und dann stockte der Weitermarsch für eine Weile. Vorder- und Hintermann ergriffen dann gewöhnlich den Fuß des Steckengebliebenen und zogen ihn heraus. Nicht selten kamen wir bis ans Knie in den Morast. Einige verloren die Stiefel. In Strümpfen, selbst barfuß standen einige da und drückten sich gegen die Grabenwand, um erst alle vorbeizulassen. Hundemüde waren wir, als wir endlich den Schützengraben der 48er erreicht hatten. Ich hatte mir bei der Eile des Ausrückens nichts zu trinken mitnehmen können. Die paar Schnitten, welche ich im Brotbeutel hatte, waren bald verzehrt. Die 48er konnten nicht mehr durch den Laufgraben zurück und hatten deswegen auch kein Essen. Ebenso begann uns der Durst zu plagen. So hungerten und dursteten wir gemeinsam. Die Unterstände waren schlecht. Der Regen kam durch die Decke gesickert. Um sich dagegen zu schützen, hatten die Kameraden Zelttücher an die Decke gespannt; da es schon lange und unaufhörlich geregnet hatte, waren diese mit Wasser gefüllt. Wir stießen einige Löcher hindurch, stellten Kochgeschirre unter und tranken. Es war unser einziges Getränk. Am frühen Morgen des nächsten Tages rückten wir in die Gräben der 52er weiter vor. Todmüde und hungrig waren wir angekommen. Die Artillerie schoß furchtbar. Unsere Minenwerfer arbeiteten ununterbrochen. Es sind das Wurfmaschinen, die mächtige Geschosse in die feindlichen Schützengräben schleudern, welche alles zerstören, in weitem Umkreise Tod und Verderben bringen. Man hört bei ihnen kaum den Abschuß, aber den furchtbaren Donner beim Einschlag. Die feindliche Artillerie beschoß unsere Schützengräben äußerst heftig, und mancher von den Unseren mußte hier schon vor dem Sturm sein Leben lassen. Noch einige Stunden bangen Wartens im heftigsten Granatenfeuer, dann ging es durch den Laufgraben in den Sturmgraben. Alles war in fieberhafter Spannung! Da — um

12 Uhr ein Signal — ein markerschütterndes Hurra — und nun ging es, so schnell jeder nur konnte, mit gefälltem Bajonett durch die französischen Drahtverhaue in den ersten feindlichen Schützengraben. Dort trafen wir nur noch einzelne verschüchterte Franzosen in den wenigen Unterständen, die nicht von unseren Minen und Granaten eingeschossen waren. Sie gaben sofort ihre Waffen her. Währenddessen aber mähten die französischen Maschinengewehre fürchterlich in unseren Reihen. Sie waren fast alle in die hinteren Schützengräben gebracht worden und schossen nun von dort auf uns. Doch ein Aufhalten gab es nicht. Nachdem unser Unteroffizier mit seiner Gruppe noch fünf Franzosen von einem Maschinengewehr gefangengenommen hatte, begann der Sturm auf den zweiten Schützengraben, die festeste Stellung der Feinde. Der Kampf war schwer. Überall Drahtverhau und Unterholz, dazu ein steiler Abhang zu erklimmen. Unsere Pioniere, am meisten gefürchtet durch ihre Handgranaten, arbeiteten mit Äxten und Drahtscheren vor und mit uns. Da habe ich ein Heldenstück bewundern können: Ein Pionier sah vor sich im Schützengraben feuernde Franzosen. Schnell zog er den Stöpsel aus der Zündschnur, und schon hob er die Granate hoch, zum Wurf bereit. Mit einmal schoben sich deutsche Kameraden vor das Ziel. Werfen konnte er nun die Granate nicht, sonst hätte er sie getroffen. Da behielt er sie in der Hand, und in wenigen Augenblicken war er von ihr zerrissen. Vom zweiten Graben ging es nun über ein Feld weiter vor. Überall sah man Tote und Verwundete liegen. Der Lehm klebte uns dick am Körper, besonders an Händen und Füßen, so daß wir kaum noch vorwärts konnten. Einige sah ich barfuß weiterstürmen. Ihre Stiefel waren im Morast steckengeblieben. Unsere Reihen lichteten sich immer mehr, die Kompagnie verlor hier die Zugführer des ersten und zweiten Zuges. Vieles Grausige, was hier beim Sturmangriff passiert ist, vermag ich Euch nicht zu erzählen. Der Ekel steigt mir hoch, wenn ich daran denke. Man könnte weinen bei all dem Unglück, wenn z. B. Kameraden, die eben noch neben uns waren, zusammenbrechen, uns mit einem letzten Blick ansehen. — Als wir dann durch einen engen, hohen Graben weiter vordrangen, bot sich unseren Augen plötzlich ein furchtbarer Anblick. Da lagen an einer Stelle, von einer Mine zerrissen, etwa acht Alpenjäger, Elitesoldaten Frankreichs, ein hoher, blutiger

Haufen völlig zerschmetterter Menschenleiber, Tote und Verwundete, oben ein Leichnam ohne Kopf und Oberkörper, darunter Lebende mit abgerissenen und zerschmetterten Gliedmaßen. Mit bluttriefenden, todestraurigen Augen sahen sie uns an. Das Wimmern und Jammern dieser armen, dem Tode geweihten feindlichen Soldaten ging uns ans Herz. Heraus aus dem Graben, um dem Haufen aus dem Wege zu gehen, konnten wir nicht. Uns krampfte sich das Herz zusammen, als wir mit unseren Nägelstiefeln hinüberstiegen, aber wir mußten! — Immer mehr waren wir mit schmutzigstem Lehm bedeckt. Gesicht und Hände, selbst das Gewehr war voll Moder. Neben mir platzte einem Unteroffizier beim Schießen der Gewehrlauf, weil Lehm hineingekommen war. Nun wollte ich schießen, da versagte auch mein Gewehr. Mitten im Kugelregen mußte ich mit dem Taschentuch erst das Gewehr reinigen; denn wir wurden jetzt vom dritten Graben der Feinde heftig beschossen. Die Franzosen verteidigten sich hier standhaft, und erst im wildesten Bajonettkampf konnten wir ihn nehmen. Im Graben kam ich auch an einem jungen Kriegsfreiwilligen vorüber, der, das Gewehr noch krampfhaft umklammernd, tot dalag. Vor ihm lag ein französischer Korporal. Beide hatten sich mit dem Bajonett gegenseitig durchrannt; in jedem steckte noch die Waffe des Gegners. —
Unser Unteroffizier und einige Mann unserer Gruppe waren noch zusammen; doch wir waren von unserer Kompagnie abgekommen. Das passiert beim Nahkampf oft, da sich die Kompagnien ganz auflösen müssen, und dann kommen die einzelnen Gruppen, Züge, Kompagnien, ja Regimenter durcheinander. — Wir stürmten jetzt mit den anderen 12ern und 8ern, an der Spitze ein Hauptmann der 52er, einen Berg, von dem noch immer ein feindliches Geschütz schoß. Von allen Seiten drangen wir hinauf. Da stand zuletzt noch ein französischer Artilleriemajor allein an dem Geschütz, holte Munition heran, lud und schoß. Als wir hinaufkamen, versuchte er gerade, den Vordersten von uns, Unteroffizier Finder von der 2. Kompagnie, mit seinem Revolver niederzuschießen. Der aber schneller, schoß dem Major eine Kugel durch den Kopf. Das Geschoß war zunächst nicht tödlich. Mit aller Kraftanstrengung schleppte sich der tapfere feindliche Offizier noch zum Telephon, um nach der hinteren feindlichen Schützenlinie Anweisung zu geben. Daran konnten wir ihn gerade noch hindern. Dann brach

er zusammen. Ich mußte nun aus einer Höhle, die wir vorher erobert hatten, zwei gefangene Sanitäter holen und den Major auf einer Bahre aus der Feuerlinie tragen lassen. Ohne einen Schmerzenslaut von sich zu geben, aber auch ohne mich eines Blickes zu würdigen, ließ er sich hinuntertragen in die Steinhöhle, wo schon so viele Verwundete lagen. Zwei Tage später las ich in den gedruckten Tagesberichten, die vom Armeekorps ausgegeben werden, daß der Held auf persönliche Veranlassung des Kaisers, der ja auf dem Schlachtfeld weilte, mit militärischen Ehren und unter Begleitung deutscher Offiziere, auch höherer, hinter der Front beerdigt worden ist.

*

Helmut Lorenz, stud. phil., Berlin,
geb. 8. Dezember 1893 in Berlin,
gef. 17. Mai 1916 vor Messines.

5. April 1916.

... Viele Grüße von unserem gegenwärtigen Quartier, einem umfangreichen flamischen Bauernhof, in den seit gestern das ganze Bataillon gezogen ist, da man infolge der dauernden Beunruhigung bei ... und der schweren, für den Gegner doch nicht erfolglos zu nennenden Beschießung von C. hier auf manches gefaßt ist. Es ist seit Tagen herrlichstes Frühlingswetter, das die Stimmung außerordentlich belebt. Wieder entsteht das alte, unvergleichliche Bild des frühlingwerdenden Flandern: allenthalben schlagen die Obstbäume aus, die Weißdornhecken setzen das erste Weiß an und die Wiesen strotzen von saftigem Grün.

Den „Tyll Eulenspiegel" de Costers habe ich inzwischen zu Ende geführt. Wo einem Flandern durch den Krieg nachgerade zur zweiten Heimat geworden, mußte man endlich zur Lektüre dieses Werkes, der „nationalen Bibel" der Belgier und insonderheit der Flamen, greifen. Die auf eigener Anschauung beruhende Kenntnis der Landschaft, wie auch das in monatelangem Aufenthalt an diesem Frontabschnitt erfolgte Einfühlen in die Seele seiner Bewohner, bewirkten ein Vertrautsein mit der Umwelt des Buches, das ohne Zweifel den Leser

dem Verständnis seiner Eigenart näherrückt. Wenn das Buch vom Heimatstolz des flamischen Bauern, von dem untilgbaren Hang der Belgier zu Grausamkeiten, vom stumpfsinnigen Dahinleben des kleinen Mannes und der blendenden Lebenshaltung der Reichen erzählt, wenn es den Unsegen erwähnt, den die auf dem Lande gleichwie in der Stadt begegnenden Kneipen, „Estaminets" genannt, anrichten, wenn es die Prunksucht des Belgiervolkes schildert, das bei der Errichtung öffentlicher Bauten höchste Kunst entfaltet, aber zum eigenen Heim sich an einer baufälligen Kate genug sein läßt, wenn der Schriftsteller Darstellungen dieser Art den Hintergrund sein läßt für Ereignisse und Kämpfe vergangener Jahrhunderte, so will er damit die Unwandelbarkeit des Volkscharakters als solchen durch die Gebundenheit an das Milieu nachweisen. Denn heute noch findet sich auf gleichem Boden gleiches Leben. Die Vermengung von Wahrheit und Dichtung, von der der Schriftsteller fortgesetzt weitgehenden Gebrauch macht, kennzeichnet am klarsten die willkürliche Versetzung des zur sagenhaften Figur gewordenen Eulenspiegels in die für die Niederlande an harten Prüfungen überreiche Epoche Philipp II. Eine Fülle von Einzelzügen formt de Coster zu einer Charakteristik Eulenspiegels zusammen, die ihn weniger als Nationalhelden, vielmehr als eigentlichen Träger des flamischen Volkswillens erscheinen lassen. Die Zeichnung des geschichtlichen Hintergrundes erfährt, durch eine antiklerikale Tendenz des Schriftstellers geleitet, eine überaus krasse und rücksichtslose Behandlung, der aber ein hohes Maß epischer Gegenständlichkeit innewohnt.

*

Christian Brautlecht, stud. rer. pol.,
geb. 23. Oktober 1893, Wyk a. Föhr,
gef. 23. Mai 1916 bei Givenchy.

Dezember 1914.

... Heute, da ich den Brief beginne, sieht es bei uns gar nicht weihnachtlich aus. Die Stimmung im Schützengraben ist trübe, denn es gab keine Post, und die Wolken des Himmels vermischten ihre Feuchtigkeit mit dem Lehm unseres Grabens, so daß wir wieder dreckig sind von oben bis unten. Aber mein Geist eilt voraus und versetzt sich in

Eure Mitte, in der ich zum ersten Male fehle beim Christfest. „Draußen vom Walde komme ich her und muß euch sagen, es weihnachtet sehr", schreibt Storm. Dabei liegt ein gelinder Frost über der Gegend und dünner Schnee bedeckt die Straße. Schon früh seid Ihr in die Kirche gegangen, und ich glaube es, diesmal hat das „Friede auf Erden" ganz besonders geklungen. Ganz deutlich klingt zu mir das halbheisere Läuten herüber, das nur von unserer Kirche kommen kann. Darum ist es auch so schön, weil es so ganz besonders klingt — ganz anders als im fremden Lande. Dann geht es heimwärts nach Hause im eiligen Schritt, gerade als ob einem die Zeit vom wunderbaren Abend verkürzt werden könnte. Und dann, dann kommt es alles, wie es immer schon gewesen. Ihr eßt zusammen, diesmal ist der Kreis wohl etwas größer, der Tannenbaum wirft sein mildes Licht ins Zimmer und erinnert Euch Eltern an die Zeit, da wir Kinder noch klein waren und singend den Baum umstanden. Und dann, dann habt Ihr auch meinen Brief erhalten und lest ihn vor und Eure Gedanken eilen zu mir ins ferne Frankreich, da, wo man die Sitte, den Baum zu schmücken, nicht kennt. Und Ihr sinnt nach und malt Euch aus, wo ich jetzt sein mag und wie es mir ergeht — ob ich überhaupt noch unter denen weile, die das Sonnenlicht grüßen und sich an der Schönheit der Erde erfreuen können. Seht, eine Stunde später als bei Euch kommt hier die Dämmerung, und da rüsten auch wir uns im fernen Welschland, das Fest weihnachtlich zu begehen. Von 5 bis 7 Uhr steht die erste Nachtrunde und lauscht auf den Feind und sinnt, wie es daheim aussieht, dann ist von 7 bis 9 Uhr Ruhe. Meist bringt da die Küche das Essen und der Schlaf erfrischt darauf die ermüdeten Glieder. Heute aber sieht's anders aus im Unterstande. Statt mit dem Licht zu sparen, brennt es heute hell bei uns zwei, drei Leuten, die wir hier zusammen sitzen. Wozu heute schlafen? Wir haben so manche Nacht durchwachen müssen. Warum diesmal nicht die Zeit nutzen? Wer weiß, wie lange wir's noch können! Und da sitzen wir dann, mein guter Kamerad Hans Wohlers und ich — und feiern Weihnachten. Da steigen die Gedanken auf und finden Worte, die sie wohl sonst nicht gefunden haben. Und wir denken an den Dritten im Bunde, mit dem wir ausgezogen sind, unsern Hans Adolf Bartram, und wissen nicht, wo er ist und wo er liegt. Zu Tode getroffen haben wir ihn damals zurückgetragen und haben seitdem keine Nachricht mehr. Und dann sprechen wir von der Heimat und sprechen vom Elternhaus, das auch an uns wohl denkt zu dieser Stunde, von dem wir die lieben Gaben und die hellen Lichter bekommen haben. „Neun Uhr ablösen", ertönt die Runde. Und dann ziehen wir wieder zwei Stunden hinaus und lauschen in die Christnacht auf den heranschleichenden Franzmann.

Chiry, westlich Noyon, 25. Dezember 1914.

... Das Schönste, das ich im ganzen Kriege erlebt habe, war heute der Gottesdienst in der französischen Kirche, der erste im Felde, denn bisher hatten wir dazu keine Zeit, wußten auch kaum, wann Sonntag war. Da saßen sie: Infanteristen, Artilleristen und Pioniere, so wie sie aus dem Schützengraben herauskamen, und sangen: „Das ist der Tag, den Gott gemacht" — und durch zerschossene Fenster fuhr der Wind und der grollende Kanonendonner ersetzte die Bässe der Orgel. Auch hier in der Kirche brannten die Weihnachtslichter und gaben ein heimisches Licht zu den Worten, die der Leutnant von der Artillerie sprach. Einen Geistlichen hatten wir nicht. Aber wozu auch: War es nicht viel schöner so? Da saßen sie beieinander, Katholiken und Protestanten, die doch nur einen Glauben haben sollten, den deutschen Glauben. Und wie Erz und Eisen klangen die Worte über das Wesen des Deutschen, dessen Höchstes die Treue und die Liebe ist, aber nicht eine kindische Liebe, sondern die Liebe zur Rasse und zum Volk, das sein Recht mit dem Eisen in der Faust verteidigt bis zum Tode.

*

Heinz Pohlmann, stud. phil., Berlin,
geb. 14. Februar 1896 in Berlin,
gef. 1. Juni 1916 auf dem „Toten Mann".

Im Felde geschrieben am 25. Mai 1916.

Innigst geliebte Eltern!

Wenn Ihr diese Nachricht von mir erhaltet, dann ist wohl herbes Leid über Euch gekommen, denn dann bin ich nicht mehr in dieser Welt. Ich kann es verstehen, aber um eins bitte ich Euch: beklagt mich nicht.

Trauert um mich, aber seid ruhig und gefaßt; zeigt, daß Ihr Deutsche seid, die das Leid tragen können. Deutsche Eltern, die das Wertvollste, was sie besitzen, hingeben für das Wertvollste, unser herrliches Vaterland. Denn trotz aller trüben Erfahrungen und Nachrichten glaube ich doch noch an eine Zukunft. Für das neue, größere, bessere Vaterland gebe ich gern mein junges Leben.
Ich gehe ganz gefaßt in den Kampf und zittere nicht, dem Tode ins Angesicht zu blicken, denn ich fühle mich geborgen in Gottes Hand. Jesus Christus, den ich nach langen Irrungen als meinen Erlöser erfahren durfte, ist auch für mich die Auferstehung und das Leben. — Vielleicht teilt Ihr nicht meine Überzeugung, aber ich habe ein treffliches Wort in meinem Buche von Lhotzky gelesen: „Von den Menschen führen viele Wege zu Gott, aber von Gott nur einer zu den Menschen."
Noch eins: Wenn ich Euch früher kränkte und wehe tat, so verzeiht es mir. Ich war eigensinnig oft und habe oft einen unrechten Weg eingeschlagen, aber ich habe es bereut, glaubt es mir, und verzeiht mir. Und nun bleibt mir nichts mehr als Euch allen trotz allem zuzurufen: Auf Wiedersehen!

Euer Heinz.

Psalm 43, 5; Korinther 13, 13.

*

Johannes Haas, stud. theol., Leipzig,
geb. 12. März 1892 in Erfde (Kreis Schleswig),
gef. 1. Juni 1916 vor Verdun.

Ferme de Mareuil, 24. März 1915.

Ein Sonntagmorgen. Hinter unserem Gute steigt das Tal sanft in einer satten Wiese zur Höhe empor. Die Hochplateaus senken sich zu beiden Seiten. So bildet sich eine flach ansteigende Dreiecksmulde. Hier treten wir zum Gottesdienst an. Unter einem einsamen Baume der mit Blumen und Büschen geschmückte Stand für den Geistlichen. Der Morgen! — mir dehnt sich die Brust, wenn ich daran denke. Kein Windhauch, der Himmel so blau, die Sonne so warm lachend: „O du klarblauer Himmel!" Und Lerchen wie bei uns in der Heimat,

ihr bestes Sonntagsmorgenlied dem Schöpfer darbringend. Ein noch junger Geistlicher, kein Pfäfflein, Offizier in Haltung und Schritt. Es gelingt ihm, die Aufmerksamkeit von dem schönen Morgen auf sich zu ziehen. Er hält eine ganz schlichte, ausgezeichnete Predigt über die Gottesordnung des Opferns. Wir singen dazu einige Verse von „O Haupt voll Blut und Wunden". Langsam und nachdenklich gehen wir auseinander. Es ist nicht flammende Begeisterung, es ist, wie wenn bei uns zu Haus die Bauern am Sonntag bedächtig nach Hause gehen, „ja, ja" mit dem Kopfe nickend, die Woche über hinterm Pflug den Gedanken ihres Pastors nachzusinnen. Eine stille, tiefe Saat.
Nachmittags muß ich mit Kameraden Skat spielen, bin aber nicht recht bei der Sache. Bilder der Vergangenheit ziehen an meiner Seele vorüber. Einer der Spieler ist Bergmann im Mansfeldischen, spricht von Rostock. Rostock — ein Winter des Suchens und Zweifelns. Der kleine Buchhändler mit der Brille und den vielen Büchern, wo der nun wohl steckt? — — Links da die Ecke, wie in Heiligendamm am Strand. Heiligendamm — ein Morgen, eisiger Wind, Regen, Schnee — dahin lief ich in bloßen Haaren, weil ich nicht mehr aus noch ein wußte, sieben Stunden die Küste entlang. Abends gegen 1 Uhr kam ich nach Haus, den ganzen Tag nichts gegessen, müde, müde und genau so weit wie vordem. — Wieder Skat. Ein vorbeikommender Kamerad zeigt französische Postkarten, die er in Belgien „erobert" hat; mich ekelt die Gemeinheit an. Also auch so was hier. — Am Himmel ein Eindecker. Einer der Skatspieler, ein Schmied, erzählt wieder einmal von seinem Eindecker. Die deutsche Regierung habe ihn abgelehnt, die französische gekauft, aber erst halb bezahlt. Das macht pekuniäre und patriotische Bedenken. — Endlich ist der Skat aus: es geht heim. Der späte Kaffee ist mit Liebesgaben-Rum verdünnt.
Gegen Abend. Nun muß ich allein sein. Hinaus! Da ist der kleine W.; er sieht aus wie ein Zigeuner: „Ja, ja, Kamerad, mein Ältester! Mitte August geboren. Wir hatten in den Tagen nichts zu beißen und immer Engländer, Franzosen und schwarze Teufel auf dem Leibe. Ja, ja, wenn's nur erst zu Ende wäre; sonst kann er ja laufen, ehe ich komme." Kriegsmüde wie die meisten, die von Anfang an hier sind. Das ist keine Begeisterung, wie Ihr zu Hause sie Euch vorstellt, keine

Begeisterung, nur Wut, die keine Gefangenen macht und noch Mitleid mit dem Gegner fühlt, der auch Weib und Kinder daheim hat. ... Allein bin ich auf dem Felde. Immer wandern die Gedanken heimwärts in die Vergangenheit und in die Zukunft. Und die Gegenwart? Oh, augenblicklich dies köstliche Alleinsein! Wie Du, mein lieber kleiner Bruder, der Du in Rußland an Deinem Maschinengewehr frierst. Ja, wie in allem, so verstehen wir uns auch in dem Alleinsein. So allein wie jetzt war ich nur in Berlin, als ich mutterseelenallein in die gedrängten Gänge der Universität mich zwängte, zu Erich Schmidts Kolleg. So allein ist man, wenn man stundenlang in Reih' und Glied marschiert, ganz seinen Gedanken überlassen. Und bisweilen auf der Kneipe, wenn einem der studentische Trubel fremd und fern vorkommt. —

Wenn ich noch einmal anfangen könnte zu studieren! Aber so will ich ja gar nicht denken. Nach dem Kriege wird eben alles anders; da muß ich ja doch noch mal anfangen. Wie ist es nun eigentlich: Wirst Du Pastor oder nicht? Die alte Frage, die alte Unklarheit, der alte Kampf. Man hat jetzt Zeit, sich zu prüfen, seine Stellung zu Gott. Manchem soll die ja klargeworden sein. Mir ist alles noch immer unklarer geworden. Nur größere Fragezeichen. Warum das alles? Wie ist das möglich? Eine Frage im Kreise ohne Antwort. Bei den meisten Kameraden kein Verständnis. Sonst vermag die Kameradschaft doch alles. Oh, die Kameradschaft — davon habt Ihr zu Haus ja keine Ahnung, wie schön, wie groß, wie herrlich das ist, was hinter dem Worte „Kameradschaft" verborgen liegt. Und auch hier wie in der Garnison die rührende Dankbarkeit der Unbeholfenen und oft Gehänselten, solch ein Blick voll Dankbarkeit. Jetzt wird es draußen kalt, ich gehe in mein Zelt. Ich denke nach über das große ethische Problem des Krieges. Zu Haus werden die Kanzelredner viel leichter damit fertig, und uns hier bleibt der Krieg eine lastende Gewissensfrage. Im Gefecht drängen Selbsterhaltungstrieb und Kampfeseifer alles andere zurück, aber liegt man in Ruhe oder steht im Schützengraben, dann ist es anders. Mit staunendem Grauen sieht man die immer raffinierteren Erfindungen, den Feind zu vernichten. Bei uns hier bleibt der Konflikt zwischen dem jedem innewohnenden „Du sollst nicht töten" und dem heiligen „Es muß sein fürs Vaterland" bestehen;

er schläft ja bisweilen, aber lebt fort. Schon manchen Abend hat er mich beschäftigt in der Stunde der Einkehr. Doppelt fühlbar wird dieser Zwiespalt im Angesicht eines solchen Tales des Friedens, wie es vor mir liegt. — Im Erlenbruche rufen die Totenvögel. Noch einmal schießt die Artillerie stärker. Dann ist es still. Langsam lege ich mich schlafen.

April 1915.

Das ist auch das Befremdende in diesem Maulwurfskrieg, daß man nicht offen und frei sich bekämpft. Bald steigen die ersten Lerchen auf, die unbekümmert um Granaten und pfeifende Kugeln ihr Morgenlied singen, da schießt man in den erwachenden Morgen hinein, ohne Ziel. Unverstand dieses Morden. Was das Ganze hier ist: Pflichttreue. Das haben wir Deutschen, glaube ich, allen anderen voraus: das strenge Pflichtbewußtsein. Das bewährt sich in diesem grauenhaften Kriege. Dies Pflichtbewußtsein miterzogen und gestärkt zu haben, gibt dem — rein menschlich betrachtet verabscheuungswürdigen — Militarismus seine Existenzberechtigung. Natürlich gibt es hier wie überall Drückeberger; alle Menschen sind eben nicht von gleichem Wert. Die Pflichttreue fragt nicht: Ist es gefährlich? Schießt die Artillerie? Nein, man schießt, man wacht, man beobachtet, man buddelt bis 12 oder 1 Uhr, um am nächsten Morgen 5 Uhr wieder anzufangen, weil es die verdammte Pflicht und Schuldigkeit ist. Und das wird getan als etwas Selbstverständliches, nicht gern, nicht ungern, natürlich, wie aus innerem, notwendigem Zwang. Der eine zeigt etwas mehr Kühnheit dabei, der andere mehr Geschicklichkeit usw. Ein froher Ton beherrscht alles. Ein fröhliches Sichhelfen, einer für alle und alle für einen.

27. April 1915.

Du bist unzufrieden, daß Du dem Vaterlande nicht wie wir anderen unmittelbar mit dem Leben dienen kannst. Darin hast Du recht. Es ist etwas Großes, in diesem Weltenbrand ein Mitwirkender zu sein, mitverantwortlich. Denn verantwortlich ist jeder Posten. Schläft einer oder paßt er nur einige Sekunden nicht gut auf, so kostet das mindestens unsere ganze Feldwache hier, die im Falle eines Angriffs

sowieso ein verlorener Posten ist, der nichts weiter tun kann als sein Leben so teuer wie möglich verkaufen. Ernster und nachdenklicher wird man hier in der steten Gefahr und Verantwortung. Ich glaube nicht, daß ich es nach dem Kriege noch fertigbringen werde, eine ganze oder auch eine halbe Woche nur zu verbummeln. Ist mir doch so klar geworden, wieviel Arbeit ich versäumt habe, Arbeit an mir selbst und Arbeit im Dienste des lieben deutschen Volkes. So laß Dir dies als ernste Mahnung in dieser Zeit gesagt sein: Benutze diese Frist, die Dir gegeben ist, zu fruchtbringender Arbeit an Dir selbst. Wir sind jung und haben so viel, viel an uns zu arbeiten. Ein fröhliches Arbeiten und Ringen — dann hat man erst das Recht zu frohem Zeitvertreib und Lebensgenuß.

11. Juli 1915.

„Nichts ist überzeugender als die Wucht der Tatsachen. Der Fatalismus ist schließlich doch die Weltanschauung, in die man immer wieder hineingedrängt wird." — Diese beiden Sätze Deines Briefes, wie treffen sie so tief mein Erleben. Alter Freund, wie habe ich gerungen mit dem dumpfen Fatalismus, mit der Resignation, mit dem Erbittertwerden. Du kennst meine Neigung zum Revolutionären. Ist für uns der Krieg nicht viel mehr ein furchtbarer innerer Kampf, ein Ringen um uns selbst. Freund: dennoch! Das ist das Wort, das für uns paßt, dies wunderbar erhabene, alttestamentliche Hiobswort: „Dennoch bleibe ich stets an dir."

„Treu leben, tod-trotzend kämpfen, lachend sterben" — kennst Du diesen germanischen Wahlspruch? Dennoch! Das ist's, daran halte ich mich. Ich kann Dir nicht alles so schreiben. Es ist eben dieser Krieg das größte Erleben, das es geben kann. Unsere Stimmungen könnt Ihr kaum ahnen. Aber es handelt sich um mehr als Stimmungen, es handelt sich um Lebensfragen für uns. Fremd sind uns die meisten Lieder und Dichtungen von Euch zu Haus. Wir erleben es anders. — Aber einst, Freund, wenn der Krieg aus ist, dann laufen wir durch unser liebes Holsteiner Land. Dann plaudern wir leicht von dem Erlebten und lassen uns von da aus hinführen in Höhen und Tiefen, zur Wahrheit und Klarheit und genießen in vollen Zügen die Sonne, die Freiheit, die Heimat. Dann, ja dann — — —

Jouy, 7. Oktober 1915.

Mein lieber Vater! Wie groß ist der kleine Konrad geworden, wie männlich und stark. Mit welcher Seelengröße hat er sich durch die Schwere der Zeit gerungen, mit der ich so machtlos rang. Mein lieber Bruder, im Tode hast Du mich auf den richtigen Weg geführt. Sieh, lieber Vater, jetzt bin ich ähnlich wie Du: Was man „Patriotismus" nennt, den Klimbim habe ich nicht. Wohl aber Erbarmen, Mitfühlen mit der Not des lieben deutschen Volkes, Einsehen und Helfenwollen für seine Schwächen und Fehler. Und so will ich denn nicht aus meinem Volke fliehen, auch nicht mit den Gedanken und dem Herzen. — Nein, mich mitten hineinstellen in die große Not, in den Jammer. Ein rechter Kämpfer sein für mein Volk. Frei sein von dem proletarischen Klassenhaß. Mit liebeblutendem Herzen zu Felde ziehen gegen alles, was nicht so ist, wie es sein soll in unserem Volk oben und unten! Und zeugen in meinem Volk von dem Einen, der nur helfen kann in allen Dingen, der soviel vergessen und verspottet wird in Wort und Tat in unserem Volke. Sieh mal, mein Vater, bin ich nun nicht auf dem richtigen Weg, auf einem richtigen Weg, meinen gewählten Beruf von neuem und nun erst richtig zu finden? Vater, Kampf wird mein ganzes Leben sein trotz aller Sehnsucht nach Ruhe und Frieden. Ein Kampf mit mir selbst und ein Kampf in meinem Wirkungskreise gegen alle Ungerechtigkeit, Schlechtigkeit und Gemeinheit in mir und in unserem Volke, gegen — nennen wir es mit dem alten, unmodernen, aber treffenden Wort — die Sünde. Und da hab' ich an mir so viel noch zu arbeiten. Gott helfe mir dabei!

Das alles ist nur für den Fall, daß unser Herrgott mir eine Heimkehr schenkt. Nimmt er mich jetzt aus dem Leben, so weiß ich mich ebenso sicher in seiner Gnade, als wenn ich sollte heimgekehrt sein und ein langes, arbeitsreiches Leben wirklich nur ihm zur Ehre gelebt haben. Denn einen Dank für das Heimkommen kann ich Gott doch nicht geben. Alles wäre nur meine Christenpflicht, über die hinaus ich nichts tun kann, die ich im Gegenteil als schwacher Mensch nicht einmal ganz erfüllen kann. Nach einem noch so erfolgreichen und gesegneten Leben wäre ich ebensosehr auf Gottes Gnade angewiesen wie jetzt als eben noch verzweifelter, kleinmütiger, erfolg- und fruchtarmer Anfänger. Und jetzt wie dann hoffe ich zuversichtlich auf Gottes Gnade

um Jesu Blut und Gerechtigkeit willen: er starb auch für mich! Jesus, meine Zuversicht!
Es ist schon spät heut' abend. Die Kameraden sind schon schlafen gegangen. Wir haben gepackt und alles marschbereit. Morgen ist kein Dienst, weil es jeden Augenblick losgehen kann. Wohin, das wissen wir nicht. Man rät und redet: in die Champagne, nach Rußland, nach Arras, nach Serbien. Keiner weiß es. Und es ist auch gleich. Ich bin überall in Gottes Vaterhand und hoffe, daß ich überall mit seiner Hilfe ihm täglich näherkomme. Alles, was mich sonst so erregte, erscheint mir klein und nebensächlich. Wenn wir erst mal zum guten Ende uns durchgerungen haben, dann werde ich auch nicht mich und andere in neue Erbitterung hineinhetzen, sondern ehrlich kämpfen in dem Glauben an mein Volk und an seine Zukunft, den ich immer noch habe.

Champagne, 10. Oktober 1915.

... Rechts über Vouziers hinaus — da wußten wir, daß es in den Hexenkessel der Champagne ging. Nun denke ich an unseres kleinen Konrads letzten Brief. Ähnliche Lage. Ich denke, wir stehen vor dem Sturm. — — —
Es ist enge in dem kleinen Zelt. Kalt ist es auch. Die Gegend ist anders, auch wohl schön, aber stellenweise mager, kalkig. Die Häuser sehen klöterig aus, es gibt auch nicht mehr Backsteine hier und Dachziegel, meist Lehmwände. — Leise klingen aus der Kirche Töne eines Chorals herüber. Ob wir wohl nochmal Gottesdienst haben werden? Mutter, ich möchte mit zur Kirche, wenn Vater Orgel spielt! Schön wäre das! Ich danke Euch, liebe Eltern, für alle Liebe und Treue. Vergebt mir, wenn ich Euch oft betrübt. Aber ich weiß, daß Eure Liebe mir nichts nachträgt. Davor bin ich ruhig und auch vor meinem Gott. Herzlich empfehle ich uns alle in Gottes Gnadenhand.

Champagne, 27. November 1915.

... Was haben wir eigentlich alle verbrochen, daß wir hier schlimmer als Tiere herumgehetzt werden, frieren, verlausen, mit zerlumptem Zeug laufen wie Zigeuner und zum Schluß umgebracht werden wie Ungeziefer? Warum machen sie nicht endlich Frieden?

20. Dezember 1915.

Aber doch, alter Freund, es ist Weihnachten. Noch nicht ganz. Ich weiß sogar nicht einmal, ob ich das Fest erlebe, glaube es auch kaum; denn vor oder in den Weihnachtstagen wird unsere Kompagnie zwei feindliche Sappen stürmen und sich dann kanonieren lassen — — Weihnachten — „Mitten im kalten Winter, wohl zu der halben Nacht" — ein Bekennen, ein fröhliches Hoffen und Glauben an Licht, Wärme, Güte und Gnade. Ein Gleiches müssen auch wir tun. „Dennoch bleibe ich stets an dir!" Todtrotzend kämpfen, auch lebentrotzend kämpfen. Das ist das Weihnachten des deutschen Kriegers: „Wie an das Licht im Dunkel, so glaube ich trotz allem an dich, mein deutsches Volk. Und wenn der Völkerfrühling kommt, der Friede, dann will ich in dir und an dir arbeiten, was ich an Kräften hergeben kann, von ganzem Herzen, Willen und Verstand."
Sieh, alter Freund, man fühlt, daß man notwendig etwas zu sagen hat, wirken muß, gleichsam eine Berufung hat. Deswegen möchte man leben, leben, um später einmal zu wirken. Das ist anders als Furcht vor dem Tode oder Liebe zu dem schönen, ach so schönen Leben. Aber es bleibt die bange Frage: Was kommt? Die Frage, der man immer wieder ins Auge sehen muß. Das ist Tapferkeit, ein immer wiederholtes Sichhingeben und Sichverleugnen. Verzichte, entsage, überwinde, mach dich frei! Das erfordert tagtäglich und stündlich sittliche Energie. Dann ist man mehr als ein gegen Gewehr- und Granatfeuer abgebrühter Mensch, dann ist man stündlich ein Kriegsfreiwilliger im edelsten Sinne des Wortes. So weiß ich, daß ich mein Leben und seinen Inhalt, seinen Beruf, jederzeit an den zurückgeben kann, der es mir anvertraute. Dann kommt die Frage: Wie wuchertest du mit deinen Pfunden? Die Ewigkeitsfrage. Ich weiß wohl, daß ich wie viele, viele junge Menschen mehr hätte schaffen können; daher wohl auch die Sehnsucht nach Wirken und Schaffen. Aber es ist Weihnacht: „Euch ist der Heiland geboren." Ich will gar kein Theologe mehr sein. Kindlich, demütig, fromm, das will ich sein. Lieber Freund, ich glaub', man wird doch einmal nach seinem Wollen gerichtet: „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen." Mit andachtsvollem Herzen will ich immer wieder in den lieben, alten

Weihnachtsgeschichten ahnen und schauen den himmlischen Vater der Gnade und Barmherzigkeit. So kann ich still und getrost meine Pflicht tun — ja, mein lieber Freund, wie manchem geht es wohl wie meinem kleinen Bruder! Der Krieg hatte ihn mächtig gepackt und gereift. Nun ist er glücklich, er hat Frieden, nie mehr wird sein Herz in schmerzlicher Sehnsucht schlagen. Der liebe, liebe Kerl! Wenn ich heimkehren sollte — ja, wenn ich heimkehren sollte — —

Champagne, 29. Januar 1916.

An Reinhold von meiner Gruppe schreibt seine Frau, daß bis auf die notwendigen Betten alle Möbel im Pfandhaus seien. Natürlich die Leutnants wundern sich, daß die Leute nicht mehr wollen. Die „Sekt- und Weinkäuze" feiern; wir kommen im Dreck um und erhalten 1½ Löffel Abfallmarmelade und 14 Stück Zucker zu Weihnachten. Der Mann, dem der gemeine Soldat einzig noch Sympathie und Vertrauen entgegenbringt, ist der Schreihals Liebknecht. „Scheidemann und Legien sollen zu den Agrariern gehen; als Sozialdemokraten sehen sie den Reichstag nicht wieder." Das ist die Stimmung der Feldgrauen, nicht das Gefasel der Berichterstatter. Trotzdem glaube ich nicht an das geflügelte Wort: „Frieden gibt's erst, wenn wir die Flinten umdrehen." Aber furchtbar wird es einst tagen. Wohl dem, der im Glauben an sein Vaterland dann der Ewigkeit entgegenschlummert; denn das wird schlimmer als der Krieg.

Champagne, 3. März 1916.

Liebe Mutter, mach' Dir doch keine unnötigen Sorgen. Unser Fleck ist sogar ganz ruhig. Und sollte es auch mal ins Allerdickste gehen — ich denke genau wie mein kleiner, lieber Bruder. Sein stolzes Wort: „Dann sollt Ihr stolz sein, mich dem Vaterlande hingeben zu dürfen", das ist mir aus der Seele gesprochen. Wir beide verstanden uns so gut. Und Gott wird schon wissen, ob er mich mit ihm vereinen will in französischer Erde, oder ob er mich zu anderen Dingen vorbehalten hat. Gott ist ja doch der Gott der Geschichte. Und wir sind alle kleine Mitwirker in der großen Weltgeschichte. So groß ist das! — Liebe Eltern, gewiß hätte ich mehr leisten können in meinem Leben.

Aber das Leben war wert, gelebt zu werden! Und jetzt sein ganzes Selbst zurückstellen für sein Volk, sein Vaterland, das ist wert, groß, zu groß, um nicht das Schwerste leicht zu machen.

18. April 1916.

Ich habe schöne Tage verlebt, die mir auch innerlich reiche, ja überreiche Frucht gebracht haben: mein altes „Dennoch", aber froh und stolz. Ich könnte jetzt jubelnd in den Tod gehen. Lange dauert es hier kaum mehr; aber ich habe fast eine Sehnsucht, daß es in den schlimmen Ernst geht, in die Nähe Gottes!

28. April 1916.

Es ist so schön das Leben. Heute Prüfung nach dem Kursus. Ich habe die Qualifikation zum Zugführer nicht in einem neuen Kursus nachzuweisen. Heute nachmittag frei. Das ist fein. Mittagessen im Kasino der Aspiranten. Nach dem Essen bleibt der musikalische Teil ums Klavier versammelt. Welche Abschiedsfeier: Beethovens Sonaten, Chopins wunderbare Ballade, Nocturno, Walzer und Schumann. Wie war das schön! Wie schön, Freund, ist das Leben! Nachher gehe ich in den Sonnenschein und träume.
Übermorgen geht's wieder an die Front. Laß gut sein: Das Leben ist es wert, daß man's erkämpft und aufs Spiel setzt.
Schicke mir mal ein Buch, wenn Du es möglich machen kannst. Du weißt ja, was mich begeistert. Alter, lieber Freund, wann gehen wir wieder zusammen durch unsere Wälder? Heimat, o Heimat — es ist wert, um sie zu kämpfen. Dank Dir für Treue und Freundschaft! Ich will und werde. Ganz müssen wir werden. Was kann uns das Schicksal, Hellmut? Ich grüße Dich, mein guter, lieber Himmelstürmer. Laß Dich nicht unterkriegen. Dennoch!!! Wir schaffen's doch!

Vor Verdun, 13. Mai 1916.

Meine lieben guten Eltern!

Hier ist Krieg, Krieg in seiner allerschrecklichsten Form — und Gottesnähe in höchster Spannung. Es wird nun Ernst. Aber ich bin so innerlich frei und froh. „Laßt mich gehen — daß ich Jesum möge

sehen." Es muß doch schön sein, Gott zu schauen, seine Herrlichkeit und alles, wonach ich mich mit menschlichem Unverstand sehnte und plagte, seinen Frieden. O, ich denke viel ans Jenseits, mit Freude. Vor dem Gericht bangt mir nicht. Ich bin zwar ein armes, elendsündiges Menschenkind, aber wie groß ist Gottes Gnade und des Heilands Liebe! Darum tu ich getrost und ohne Zittern meine Pflicht fürs Vaterland, für mein liebes deutsches Volk. — Dank Euch, liebe Eltern, daß Ihr mich zum Heiland geführt. Das war Euer Größtes! Ich liebe Euch innig.

Behüt Gott Hans.

1. Juni 1916.

Liebe Eltern!

Ich liege auf dem Schlachtfeld mit Bauchschuß. Ich glaube, ich muß sterben. Bin froh, noch einige Zeit zu haben, mich auf die himmlische Heimkehr vorzubereiten.

Dank Euch, Ihr lieben Eltern! Gott befohlen. Hans.

*

Heinz von Rohden, stud. theol., Marburg,
geb. 24. Februar 1892 in Helsingfors,
gef. 5. Juli 1916 bei Olesza.

Halle, den 4. und 5. August 1914.

... In der gegenwärtigen Lage habe ich immer das Gefühl, daß wir für uns selbst nichts mehr wünschen dürfen, daß das bisherige Leben in sich geschlossen hinter uns liegen soll, und es jetzt heißt: reif sein ist alles. Dies wurde zuerst so brennend klar, als ich vorgestern mittag durch die sonnigen Kornfelder mit meinem Vater zur Station ging. Ich war am Abend vorher nach Spören gekommen. Es war ein wundervoller, stiller Abend, nach all dem Getriebe seit dem letzten Freitag, den ich im Garten mit meinem Vater in nachdenklichem Geplauder verlebte. Zum erstenmal empfand ich so sehr stark ein Heimatgefühl für das stille Dörfchen. Der Garten war so drängend

schwer von Früchten: ich sah es zum erstenmal. Die Pfirsiche und Aprikosen und die erst reifenden Äpfel und Birnen leuchteten aus den Gebüschen. Hin und wieder fiel eine reife Frucht dumpf zu Boden, wenn unser Gespräch stockte und wir den seltsamen Wolkengebilden nachsannen, die wie wilde Tiergestalten am hellen Abendhimmel standen. Mein Vater war sehr ruhig. Gelassen besprachen wir die Lage und unsere Stellung dazu. Er freute sich, daß mein Bruder Gotthold auch als Freiwilliger mitgehen wollte, wenn man ihn nähme. Keine Aufregung, Nervosität oder Angst scheuchte den Abendfrieden, der nie so stark empfunden über dem Kirchlein, über Friedhof und Garten lag. — Am nächsten Mittag ging ich dann mit meinem Vater wieder zurück zur Station durch die durchsonnten Felder, und wir besprachen meine letzten Studien, die Marburger Philosophie, Herrmann, die neue Metaphysik und die von ihr beeinflußte junge Theologie, so daß ich meine ganze theoretische Stellung, wie ich sie in den letzten zwei Jahren erarbeitet habe, darlegen konnte. Es war mir so, als ob die Stunde jetzt Rechenschaft forderte von der bisher geleisteten Arbeit, der objektiven, die nun zurückgestellt werden sollte, wenigstens für einige Zeit. Über die subjektive Arbeit — die ja nicht eigentlich ein Arbeiten ist, sondern ein Werden, ein Beschenktwerden der empfänglichen Seele —, über die daraus fließende Stellung zum Leben überhaupt: darüber kann man wohl nicht Rechenschaft ablegen; aber auch hier fühle ich, daß es hieß: reif sein! Die Natur um uns her sprach dasselbe, der reife Weizen war zum Teil schon geschnitten und wartete darauf, eingefahren zu werden; auf den Wegen lagen seine vollen Ähren, und wenn der Fuß auf sie trat, sprangen die harten, gelben Körner hervor. Die endlosen Kirschenbäume am Wege hingen voll reifer Kirschen, aber keiner wird sie abnehmen können. Ihre Reife muß verdorren, jene wird zertreten — und unsere? — In diesem Abgrund enden jetzt vielfach die Gedankengänge. Mich stören sie aber nicht mehr, sobald ich erkenne, daß das „Unerkennbare", das uns immer umfaßt, doch eine Liebe ist. — Und darum heißt es, trotzdem wir nicht wissen, wofür all das Wachsen, wofür all die Bereitschaft: Reif sein, froh, wissend und vertrauend einander und dem Leben die Hände reichen — das ist alles. —

Tournay, den 1. Dezember 1914.

Als freiwilliger Krankenpfleger

Der Krieg führt mich aus einem Aufruhr in die Betäubung und aus der Betäubung wieder in einen Aufruhr. Ich kann gar nicht mehr reden und leben wie sonst, das scheint mir nur ein matt Geleier. Wo jetzt ein Leben nach dem anderen zerbricht, das ich selbst zu dem meinigen zählte, muß auch meines zerbrechen. Diese furchtbare Tragik muß ich ins Leben hineinzwingen, sonst bleibe ich unwahr. Mit Worten kann man das aber nicht, es muß gelebt werden. In München war ich in einer Betäubung und ich mochte und konnte reden wie sonst. Jetzt möchte ich an die vorderste Linie gehen, wo der Tod herrscht, und ihm mit Wonne ins Angesicht schauen, oder ich möchte schweigen und den Alltag leben, als sei er ein Feiertag, oder mit Menschen ein Wort wechseln, die ich so kenne, daß ich sie neben mir fühle wie meinen Schatten. — Jetzt habe ich Sie wieder mit einer Last beladen, die nicht für Sie bestimmt war. Es wäre vielleicht besser gewesen, ich hätte etwas erzählt von dem, was ich in diesen Tagen erlebt und gesehen habe. Von der wundervollen Kathedrale, die hier in Tournay steht, wo sich eine Basilika in einfachen großen Linien in drei Etagen über den mit weißen und schwarzen Fließen bedeckten hallenden Fußboden erhebt, und wo sich ein gotischer Chor in tausend Verästelungen in mystische Höhen emporschwingt und durch die vielen bunten Fenster das erdenferne Licht hineindämmern läßt, wo Renaissance und früheste Gotik, Barock und Rokoko, Rubens und Jordaens in Plastiken und Schnitzereien und Gemälden versammelt sind. Dorthin Sie zu führen, und mit Ihnen die Einzelheiten zu betrachten, hätte vielleicht unseren tatsächlichen Verhältnissen besser entsprochen. Aber Sie nennen mich Ihren Freund, darum muß ich auch von dem sprechen, was die Wirklichkeit unserem Versuch entgegensetzt ...

Halle, 6. März 1915.

Diese Woche rücken wir aus. Sie wissen nicht, wie dankbar ich dafür bin, daß ich dies Erlebnis auch haben kann — — was für ein Leben, ärmlich oder gedrückt, tatenlos oder unvollendet, vielleicht auch folgen mag. Ich stehe jetzt ganz unter seinem Bann, daß alles andere schwinden muß. Wie viele haben es beschrieben, aber nie einer vermocht, es auszudrücken. Es kann auch nicht alt werden, obgleich es alltäglich geworden ist. Ich bin nun der letzte von allen Freunden. Das macht mich aber nur bescheidener und stiller, das raubt mir nicht die Tiefe. Im Gegenteil. Wie wunderbar ist es, mit seinem Leben in gewissem Sinne abschließen zu dürfen. Und ist ein Recht dabei und keine Pose. Und aufzugehen und einzugehen in die große Gemeinde, die um die objektive Aufgabe ringt. Über ein halbes Jahr hat es gedauert, bis ich gewürdigt wurde, in diesen Kreis eingehen zu dürfen, die vorderste Linie zu erreichen, wo man sein Leben hinter sich legen darf, um das Unvergängliche, in dem das Leben einzig Sinn gewinnt, zu retten. Scheinbar sollte das allmähliche Aufsteigen bis zu dieser höchsten Stufe eine Schule dafür sein, daß sich das Bewußtsein davon recht tief eingrabe und nicht wie ein Hauch das Innerste unberührt läßt. Die ganze Nüchternheit da draußen wird das sicher nötig machen: der Geist muß doch siegen.

... Auf der Weiterfahrt las ich meinen Kameraden Gedichte vor, die sie interessiert anhörten. Es waren meist ältere, ruhige Leute, Arbeiter und Handwerker. Es verträgt sich so mancherlei in ihren Köpfen, Gutes und Schlechtes, Gemeines und Schönes. Es kommt nur darauf an, was man aus ihnen herausholt. Fürs erste muß man jedoch immer schweigen. Nur so kann man seine eigene Meinung am besten und unmißverstanden ausdrücken. Mit dem gesprochenen Wort tut sich gleich die Kluft auf, die uns immer trennt. So bleibt man im Grunde doch allein, nur die sachliche Verbindung vermag zuweilen ein wirklich schönes Gemeinschaftsleben hervorzurufen. Wann und wie oft das auftreten kann, weiß ich noch nicht. Jedenfalls gehört es mit zu den größten Entbehrungen, die wir in diesem Kriege auf uns nehmen, daß wir kein persönliches Gemeinschaftsleben haben können, daß alle die schönen und furchtbaren Erlebnisse allein auf der Seele lasten bleiben und gar nicht oder selten die Leichtigkeit und Freiheit eines gegenseitig gestützten und gehaltenen Daseins hervorrufen, wie das unter Gleichgesinnten der Fall sein könnte. Wenn ich an meine Freunde denke, die gefallen sind, so ist mir das Traurigste an ihrem Tode, daß sie in dieser dunklen Einsamkeit ihr großes Opfer gebracht haben. Gerade die Gedanken, die sie dabei getrieben und im Innersten bewegt haben, sind ihrer Umgebung — vermutlich — fremd gewesen.

An der Front in Frankreich, den 21. April 1915.

... Wo man sich jetzt so unmittelbar von der großen Aufgabe erfaßt sieht, fühlt man sich doch nur oft als Ding unter Dingen. Als ein Gleicher unter Gleichen, dem alles Individuelle zu fehlen scheint, bewegt man sich hier tagaus, tagein. So gehen alle wie unter einem Druck, unter einer großen unsichtbaren Last einher. Gewiß wären persönliche Beziehungen mit dem und jenem möglich. Unter so vielen findet man schon eine verwandte Seele. Aber der Verkehr kommt so schwer in Gang. Die Lust am Individuellen fehlt ganz. Der andere bleibt immer nur der „Kamerad", allerdings ein guter Kamerad, dem man auch ohne Worte ganz vertrauen kann. Aber all das andere, was ich für mich allein habe, was nicht zusammenhängt mit dem Großen, Allgemeinen, bleibt gänzlich für sich allein. So windet man sich in sich selbst hinein und bleibt im Grunde ein Fremder unter Fremden.

Aber meine Freunde und mein Interesse lasse ich mir nicht nehmen, besonders wenn man so liebe, aufmunternde Briefe bekommt. Wie schön mag doch der Frühling in Marburg sein. Es ist unsagbar, wieviel Schönheit ein solch lieber Ort in sich bergen kann. Aber diese Freude genieße ich schon, wenn ich weiß, daß Du sie ganz aufnimmst und in ihr ständig atmest. Ich entsinne mich noch so deutlich, wie ich genau vor einem Jahre in den Marburger Frühling zog, in das Semester, das mein schönstes wurde. Es war morgens um 5 Uhr, als ich ankam und durch die stillen, taufrischen Straßen ging, wo die Amseln in den Büschen jauchzten und die Kirche und das Schloß so herrlich stand. Jetzt kommt auch im Graben jeden Morgen um 5 Uhr schon das ersehnte Licht nach langer, fröstelnder Nacht. Dankbar begrüßt man es — wenn die Granaten nicht gerade hereinschlagen — und ist froh, daß man sich den Tag über in sein Erdloch schlafen legen kann. —

Aber Frühling und Sonne sind auch hier. Im Graben sieht man wenig. Aber dann in Blaireville, einem Dorf, das gleich dahinter liegt in ständigem Feuer. Dort liegen wir einen bis zwei Tage in der Woche in der Reserve. Vorgestern stand ich noch in einem der schönsten Gärten. Die Granaten waren hineingefahren durch die weiße Kalkmauer und die Beete waren zerstört. Durch das Loch sah ich hinaus in ein weites, herrlich durchsonntes Land. Es war um die Mittagszeit. Stille war weithin und zitternd in der Glut stand die Luft über den beiden Schützengräben. Und drinnen leuchteten blühende Aprikosen, Anemonen lugten aus dem Schoß und das hohe saftige Grün von verschüttetem Weizen.

Warum sollten wir uns nicht freuen in all dem Frühling, in all der Sonne und Liebe, die uns mitten aus dem Schrecken entgegenleuchtet? Darum sind wir nicht treulos, im Gegenteil, wir sind treu dem Ursprung, aus dem alles entspringt. Gott steht so meilenweit fern über dem, was wir irdisch Freude oder Schmerz nennen, Tod oder Leben, Glück oder Unglück. In ihm liegt beides, es quillt empor in der gleichen Liebe, die der irdischen wohl verwandt ist, so wie Jesus liebte, als er die „Sünden der ganzen Welt" trug. Warum sollen wir nicht auch lieben und froh sein durch alle Verwirrung hindurch, durch all die Lähmung und Enttäuschung, Nichterfüllung hindurch? Ist denn Erfüllung immer Erfüllung? Wir bleiben doch immer nur auf dem Wege. Nur die göttliche Liebe hilft uns auf dem Wege und gibt die selige Gewißheit. —

C., Feldlazarett 3, den 5. Mai 1915.

... Außerdem habe ich hier auch fleißig gelesen, vor allem Fichtes Reden. Diese muß man gründlich studieren, wenn sie in allen Partien verstanden werden sollen. Sie scheinen einfach, populär. Aber das sind sie im Grunde gar nicht, wenigstens nicht ihre Fundamente. Da steckt sehr viel philosophisches Gut und philosophische Problematik innen. Kenntnis Kants und seiner Vorgänger und Gegner wird vorausgesetzt, um Fichtes eigentümliche metaphysische Grundstellung zu verstehen. Es hat mich wirklich selten ein Buch so gepackt und hingerissen wie dieses. Wie das deutsche Volk berufen ist, ein „Urvolk" zu sein, das aus den „ursprünglichen" Tiefen heraus lebt, die toten überkommenen Stützen (d. i. der „Gegenstand") immer wieder bekämpft und abbricht, und in ewiger Bewegung nicht von diesen äußeren Dingen ausgehend oder nach ihnen sich richtend, sondern dem Urgesetz des Lebens folgend und ihm vertrauend schafft, überwindet und wieder neu bildet — während das Ausland an seinem Fetisch, an irgendwelchen D i n g e n hängt, um derentwillen alles tut und von ihnen

abhängt. Daß wir das tiefste Recht in diesem Kriege haben. weil wir den Kampf letztlich um eine Menschheitskultur führen, wie sie tiefer und wahrer kein anderes Volk hervorgebracht hat oder der Gesinnung nach gewillt ist durchzuführen, das hat Fichte als erster ausgesprochen, und wenn wir es tun, so greifen wir immer auf ihn zurück.

C., den 5. Mai 1915.

Ich habe lange nichts von mir hören lassen, so daß Du wohl denken könntest, mich habe der Krieg gänzlich verschlungen. Und daran ist wohl etwas Wahres. Augenblicklich hat mich aber die Welle, die mich in die Tiefe riß, wieder ans Land geschleudert. Ein Land, das mir so fremd und seltsam schön vorkommt, daß ich mich nur langsam daran gewöhnen kann. Ich bin nämlich gerade in einem wunderbaren Garten, in dem der Mai blüht. Die Vögel singen in den hohen Bäumen des Parkes und die Bienen summen in dem blendenden, lachenden Weiß der Obstbäume. Über der herrlichen jungen Erde liegt ein Duft, ein unsäglicher, der all das zu umfassen scheint, was wir uns unter Leben vorstellen und ahnen.
Ein eigentümliches Geschick verschlug mich in diese Schönheit, die so gänzlich fremd ist unserem gewöhnlichen alltäglichen und mühseligen Schützengrabenleben. Ich bekam plötzlich im Graben einen heftigen Darmkatarrh, und da ich überhaupt in dieser Hinsicht nicht der stärkste bin, wurde ich ins Feldlazarett gesteckt. Mir paßte es natürlich zuerst nicht, von der Truppe loszukommen, in die ich mich gerade eingelebt hatte und wo ich mich schon recht wohlfühlte. Aber als ich einmal hier war, da gefiel es mir doch ganz gut. Wieder einmal ein Bett und ein Bad! Nun bin ich acht Tage hier und kann schon wieder etwas aufstehen und in dem herrlichen Garten mich wie ein verzauberter Prinz fühlen. All das alte Leben strömt wieder auf mich zu, das schon so fern und abgetrennt hinter mir lag. Ich hatte mir nie Sorge darum gemacht. Wie ein objektives Etwas lag es irgendwo und führte sein eigenes Leben. Jetzt aber las ich die Tage im Bett sehr viel — zum erstenmal seit einem halben Jahr. Fichtes Reden studierte ich gründlich. Seine eigentümliche Stellung in der Geschichte der Philosophie, sein Verhältnis zu Kant und vor allem das Große, Neue, ganz Einzigartige, das er bringt und in tiefer Wucht darzustellen weiß. Das hat mich die Nächte nicht schlafen lassen und mir Wege gezeigt in die Geisteswelt, in die wir gehören. Und die Sehnsucht wird groß nach neuem, großem, tätigem Aufbau. Uns aber scheint es, als ob unsere Hände hier draußen gelähmt wären,und das lastet furchtbar auf den Gemütern. Aber wir wissen, es muß durchgehalten werden, und ich werde für mich die Kraft sammeln in diesen stillen Tagen, die mir helfen soll, durch Wüsteneien frohen Mutes zu gehen. — Die Freude an selbsttätiger Arbeit ist doch immer das einzige, was dem Leben den Inhalt zu geben vermag und außerdem seine Kontinuität und Stetigkeit bedingt. Durch sie wachsen wir selbst und verwachsen in die Menschheit als deren wesentliche Glieder. Und dann der unmittelbare Verkehr mit lebendigen Menschen! Aber so ist es mit dem gemeinsamen geistigen Leben ja immer und auch mit der Freundschaft: Ein längeres oder kürzeres Kreuzen, Begegnen und Miteinandergehen von Menschen verwandten Glaubens und gleicher Hoffnung. Die Freude an dem Sein und dem Wachstum der Freunde ist das stetig Bleibende und geht hin und her wie ein Grüßen und Vertrauen, in dem man selbst für seine eigene Tätigkeit immer wieder Mut und Kraft schöpft.
Früher habe ich wohl sehr darunter gelitten, daß man sich doch immer fernbleiben muß und nicht stetig unmittelbar an dem Leben der Freunde teilnehmen kann. In meinen Briefen hattest Du wohl Zeugnisse genug von solchen Klagen. Nun hat es mich aber das Leben selbst anders gelehrt. Seit dreiviertel Jahr bin ich nun fast stetig gänzlich allein und immer nur auf mich angewiesen. Man beginnt dann die Einsamkeit zu lieben. Besonders seit ich draußen bin, unmittelbar vor dem Feind, wo man täglich gefaßt sein muß, daß das zeitliche Leben als bloße Erscheinung bald vergehen kann und abfällt wie Laub vom großen Baume des Wesens. Und man beginnt mehr und mehr seine Liebe auf diesen Baum des Ursprungs, den überzeitlichen, zu richten und die Freunde und die Welt der Erscheinung nicht unmittelbar, sondern mittelbar als Äste und Laub des gleich großen Lebensbaums zu lieben. Warum sollen wir uns an das Laub hängen? Meine liebsten Freunde sind ja hin! —

D., den 20. Mai 1915.

... Das war der ungefähre äußere Verlauf dieser Tage. Was aber in diesen Stunden im Innern des einzelnen vorgegangen ist, läßt sich gar nicht schildern. Es verschwindet auch seltsam schnell im Unterbewußtsein, so daß man nur mit Mühe der Vorstellungen und Empfindungen sich erinnern kann, die in diesen Stunden und in den gefährlichsten Minuten durch die Seele jagten. Gute Gedanken können gewiß die Seele in Ruhe halten. Aber die Nerven sind durch die Abspannung schlafloser Nächte so empfindlich, daß jede der fürchterlichen Detonationen rein physisch auf die Nerven einwirkt und vielfach Angstzustände hervorrufen kann. Man kann die entsetzten Gesichter nicht vergessen, mit denen manche in unsere Deckung stürzten, weil ihnen die eigene zu unsicher schien. Wo bleibt das individuelle Heldentum vergangener Kriege? Einer elenden Hasenjagd gleicht solch ein Artilleriekampf und stumm und passiv muß die Seele stillehalten der übermäßigen Naturgewalt, die über sie kommt. Man hat keine Waffe, um sich zu wehren. Wie der Vogel im Käfig, auf den der Jäger anlegt, so kommt sich mancher tapferer Soldat vor. Wer hier seelische Kräfte besitzt, der bleibt der Sieger. Es ist ja viel schwerer, während so langer Zeiten, Stunden und Tage, stetig bereit zu sein, als es sich das Gemüt in Augenblicken edler Begeisterung wohl vorstellt. Man spricht nicht gern von solchen Momenten, weil sie vor der Seele liegen wie eine dunkle Gewalt, der sie nicht gewachsen war, die über sie kam mit einer Wucht, die von der Begriffswelt unserer bisherigen Erfahrungen überhaupt nicht erfaßt werden kann. Darum verschwinden sie auch so rasch im Unterbewußtsein und nur die Erinnerung an ein dunkles, schreckhaftes Etwas bleibt zurück, die sich aber auch nur mühsam und schmerzhaft vollzieht. Ich glaube aber, daß es nicht richtig ist, solche Stunden nie geahnten Leidens und unsagbarer Qual gänzlich zu verheimlichen. Das scheint mir doch des größten Mutes würdig zu sein, sich solcher gänzlichen menschlichen Schwäche bewußt zu bleiben und sie einzufügen und einwirken zu lassen in die Lebenseinheit, so daß man vielleicht doch einmal mit Paulus sagen lernt: wenn ich schwach bin, dann bin ich stark. –

Wir müssen jetzt alle allein sein können. Ich weiß jetzt, wie wertvoll es ist, wenn man es kann. Sonst ist man innerlich rettungslos verloren.

Die Beziehung mit Vergangenheit und Zukunft, mit lieben Menschen und Aufgaben muß derart sein, daß ihre sichtbare Seite jeden Moment ohne Schmerz gelöst werden kann. Sie kann nur bestehen sub specie aeternitatis. Das muß ich jetzt sagen unter dem Eindruck des gestrigen Tages. Aber ich habe nie gedacht, daß der „Arsna" der Inder, der Lebenstrieb, so unbändig stark sein könnte. Oder sind das nur die geschwächten Nerven?

S., am 4. Juli 1915.

... Die Kompagnie ist ja die einzig vorhandene Gemeinschaft, mit der und für die man doch lebt und stirbt. Früher war man gewohnt, in solchen Fällen sich stolz von der blöden Umgebung auf sein Eigenteil zurückzuziehen oder eine andere Gemeinschaft zu suchen, in der man verstanden wurde. Aber jetzt heißt es: Hic Rhodus, hic salta! Zu einem „Eigenleben" läßt die Gemeinschaft weder Zeit noch Ruhe. Sie zwingt uns in ihren Kreis, denn es geht ja diesmal ums Leben. Daß dann Kompromisse geschlossen, Ansprüche aufgegeben werden, ist klar; denn hier kommt es ja nicht mehr auf die Reinheit des Willens an – die wird in einer anderen Welt gewogen –, sondern auf die tatsächlich erreichte Leistung. So ist man zufrieden, wenn die Bedingungen zu einem einigermaßen harmonischen Leben auch nur im geringen Maße vorhanden sind.

Die Gemeinschaft der Kompagnie umfängt uns eben vom frühen Morgen, wenn der Unteroffizier oder Gefreite „vom Dienst" den Schläfer mit lautem Ruf unsanft weckt, bis zum späten Abend, wenn man wieder todmüde auf sein Strohlager sinkt und „abgefragt" wird. Beim Marsche ist man ein Glied des Ganzen und man singt die liebgewordenen Lieder mit, auch wenn's einem selbst nicht so zumute ist. Noch enger ist die Gemeinschaft, wenn die Kompagnie in Stellung liegt, im Graben oder Gefecht. Sie ersetzt eben alles, Verkehr, Unterhaltung und Geselligkeit, Familie, Freundeskreis und Vaterland.

Daher ist z. B. der Gedanke vom Kämpfen, Leben und Sterben fürs Vaterland, für die geistigen Güter des Vaterlandes, ein verhältnismäßig ferner Gedanke, wenigstens spielt er keine große Rolle unter den praktischen Motiven der einzelnen. Er ist zu abstrakt und unanschaulich und es würde ein ganz anderes geistiges Niveau und vor allem geistiger

Austausch dazu gehören, um ihn lebendig zu machen. Das kann man nie und nimmer verlangen. Wir sind ja so sehr des scharfen reflektierenden Denkens entwöhnt. Heimat und Vaterland spielen gewiß eine große Rolle, jedoch als Objekte der Sehnsucht. Meistens wohl als Stätte der Freiheit von Unruhe, Kampf und Not. Aber mit dieser Sehnsucht verbindet sich für uns die Hoffnung, das Zerstörte einmal mit aufbauen zu dürfen, das Vaterland zu schönerer, reinerer Größe führen zu helfen, damit all die herrlichen Ansätze, all das, was wir im Kriege selbst erlebt haben, in positiven Taten zur Reife gelangt. Was für eine herrliche Fülle wissenschaftlichen, praktischen und persönlichen, neu fortschreitenden Lebens mag uns dann bevorstehen! Das ist wohl der liebste Gedanke, den wir überhaupt denken können, denn es ergreift uns dabei die ganze Lust und Sehnsucht nach einem lebendig schaffenden Weiterleben, dessen Wert uns hier so unermeßlich groß aufgegangen ist. Darum aber denkt man an ihn, je länger man draußen steht, wie an eine unglückliche Liebe — scherzhaft ausgedrückt —, auf jeden Fall aber nicht ohne ein schlechtes Gewissen, denn dieser Gedanke ist ohne Zweifel eine Hemmung und paßt nicht hinein in unser Kriegsleben. Kämpfen und siegen wollen bedeutet für den Infanteristen nichts anderes, als gänzlich aufgehen im Kriegsleben.

Mörchingen, den 10. August 1915.

. . . Die wenigen Stunden mit Euch haben mir eine seltsam tiefe Freude gemacht, daß ich Euch ganz besonders danken muß. Und nicht zum wenigsten Deiner Freundin Lisbet. In Eurem Kreise sah ich etwas, was schon längst bei mir schlafen gegangen war, was ich sogar mit Gewalt habe einlullen müssen. Alles dies herrliche, lachende, immer sich verschenkende und schöpferisch lebendige, liebende Leben stand wieder vor mir. Ich hatte es so intensiv gelebt und empfunden und dann aufgegeben, um das eine Einzige und Allgemeine, das alles Persönliche verschlingende Leben mit zu erfassen. Aber dies bedeutet für uns immer nur das eine: Sterben können. Das war ja auch nicht so schwer. Die Freunde fielen und für die Stimmen der zu Hause Gebliebenen macht uns der heulende und singende und gräßlich auflachende Tod taub. Schon ganz von selbst verblaßte so das alte wundervolle Leben mit wirklichen lebendigen Menschen, so daß es nicht schwer wurde, auch die

Erinnerung und Sehnsucht danach gänzlich zu töten, wenn sie einmal in wachen Stunden die Seele beirren wollte. Was mir mein Soldatenleben positiv ist, kann ich Dir nicht so schnell sagen, doch halte ich es für notwendig und damit für objektiv wertvoller als alles andere für mich jetzt mögliche Dasein und würde es mir trotz allem Elend und aller Enttäuschung doch wieder wählen.

Und doch, Du kannst Dir kaum vorstellen, was es heißt, aus unserem Traumleben — denn das ist unser unpersönliches, so furchtbar einsames Leben — so ganz allmählich aufzuwachen und wieder Menschen zu sehen, wirkliche Menschen, durch deren eigenes inneres Leben selbst das gänzlich Entschwundene und mit Schmerzen Dahintengelassene aufgeweckt wird. All die Menschen, zwischen denen wir waren, dachten, sprachen, hofften und erwarteten von den Ereignissen und voneinander so ganz anderes als wir gewohnt waren, viel Interessantes, Lebendiges und Liebevolles. Deine Freundin hat mir einen so wunderbaren Eindruck gemacht, daß ich ihr gern eine bescheidene Huldigung darbrächte, wenn ich es könnte, bevor dieser Lichtblick wieder von unserem Traumdunkel verschlungen ist. Das tritt, wie ich schon merke, nur allzubald ein. Aber ich möchte ihr doch gedankt haben, daß sie mit ihrem reinen und reifen Wesen, so voller Teilnahme und Liebe aus einem ganz ureignen, selbständigen Leben heraus mir erschien wie das Bild und Symbol eines Lebens, das ich mit allen seinen tausend Beziehungen, Reichtümern und schaffenden Werten immer als das Köstlichste empfunden hatte, das in der Welt ist.

Vielleicht war es aber doch ganz gut, daß ich nur so kurz in Eurem Kreise war, sonst wäre der Abschied zu schwer geworden. So war es ein wundervoller Blick in die herrliche Welt, für die wir kämpfen, wenn wir auch keinen Teil an ihr haben: das gemeinsame, in Liebe schaffende Leben innerlich sich eins fühlender Menschen, die deutsche Heimat und sein Himmel . . .

Mörchingen, den 17. August 1915.

. . . Solange der Krieg ist, atmet die Seele nur schwer, sie lebt nicht in Seligkeit und Liebe an Menschen und Dingen. Sie sieht wie gebannt starr auf das eine, immer eine . . . Wir warten darauf mit ruhigem Blut, und wenn es uns ruft, dann soll es uns bereit finden.

Aber dann alles noch einmal zusammengefaßt, alle Lust und Leidenschaft für das eine! Wir denken an unsere Brüder im Osten mit Stolz, aber furchtbar krampfen sich die Gedanken zusammen, denn wir wissen, was sie durchmachen müssen, während wir ruhig liegen und warten und warten ...

Beinahe wäre ich neulich aufgewacht und hätte mich verliebt in das herrliche Leben, als ich sah, wie turmhoch über das vergängliche, zufällige Einzelschicksal ewige Werte unvergänglicher Schönheit in ihm geschaffen werden. Ich sah nämlich das Münster in Straßburg, vor dem die Seele in Andacht versinken muß. Ich dachte aber, wenn Deutschland ein solcher Bau wird, dann brauche ich mich gar nicht erst in das Leben zu verlieben, denn dann lebe und schaffe ich doch an seinem Grunde, ohne daß ich davon ein Gefühl habe. –

Münster, den 3. Oktober 1915.

... Wie soll ich Euch trösten, da ich mich selbst noch nicht fassen kann. Wartet noch ein wenig, bis ich komme. Eine Woche scharfer Dienst soll erst dazwischen sein. Daß mein einziger Besitz, den ich noch ganz mein eigenen nennen konnte und der mir soviel Freude und Halt bot, mir genommen sein soll, das kam zu plötzlich. Ich hatte mich zwar die ganze Woche, seitdem ich seine Karte aus der Champagne bekam, etwas um ihn gesorgt, soweit ein stumpf gewordener Geist dazu fähig ist, aber ich hatte mich immer damit getröstet, daß er zuletzt als Bataillonsadjutant schrieb und darum nicht der schlimmsten Gefahr ausgesetzt war. Ich lege diese Karte, die vielleicht das Letzte gewesen ist, was er geschrieben hat, mit dem Brief an Dich bei. Das, was er über seinen Urlaub sagt, wirst Du wohl nicht mißverstehen. Es war tatsächlich das Pflichtgefühl, das ihn in den entscheidenden Momenten seinen Urlaub zu verschieben zwang. Nicht e r verschob. In diesem Ganz-Soldat-Sein haben wir uns so sehr eins gefühlt, daß wir in Eurem Drängen ein gewisses Nichtverstehen sehen mußten. Und dann kam dazu die Scheu vor der so fremdgewordenen und doch so lockenden Heimat, wie Du schon schriebst.

Wir beide hatten ja immer gewußt, daß es einmal so oder ähnlich kommen würde und uns beide in dem Gedanken gestärkt, daß wir zusammen durch das dunkle Tor gehen könnten, oder wenigstens der eine den anderen in die Erde legen könnte. Nun ist es doch anders gekommen, und diese unverdiente Sicherheit und das Fernseinmüssen macht mir den Augenblick so furchtbar bitter.

Varna, den 14. April 1916.

... Der Frühling ist in den letzten drei Wochen ganz energisch gekommen und die Obstbäume verlieren schon wieder ihre weißen und roten Blüten. Es ist kein deutscher Frühling, das spürt man wohl, trotz aller Helligkeit und Sonne, die über dem Lande liegt. In der Heimat wächst und sproßt alles soviel saftiger und farbiger; das ganze Land wird ein bunter Teppich des mannigfaltigsten Lebens. Hier hat das Land nicht solchen Reichtum an Farbe. Der braungraue Felsen- und Erdton der Berge und Weingärten hat die Herrschaft. Die blendend weiße Luft tut das ihrige dazu. Aber trotz allem: Der Frühling ist wie ein Wunder gekommen und reißt auch hier den Empfänglichen in seinen starken Rhythmus. Kein Fest sollte billigerweise aus so voller Empfindung gefeiert werden wie das Frühlings- und Osterfest. Hier greift und spürt man mit allen Sinnen das ewige Gesetz des Lebens vom Sterben und Auferstehen. Was toter Gedanke erschien, jetzt wird er Wahrheit und Wirklichkeit, und was die Sinne so deutlich fassen, wird Symbol für das übersinnliche Gesetz, das dahintersteht. Man sollte seine Jahre nach den Ostern zählen, die man erlebt, nach den Momenten, durch die das geistige Herz, das nicht den gleichmäßigen Rhythmus kennt wie das körperliche, durch neue Nahrung, die ihm die geistdurchwirkte Wirklichkeit zuführt, zu neuem, lebendigem Schlage geweckt wird. Welch wunderbares Geschenk ist es, dies noch einmal zu erleben und noch einmal den Leib aus den Gräbern und Erdhöhlen emporsteigen zu lassen. Wie haben wir das vor einem Jahre in Frankreich so stark empfunden, so ursprünglich und primitiv, denn man war ja kaum etwas anderes als ein Stück Natur, dessen ganze Kraft sich darin verzehrte, in ihrer Notwendigkeit mit zu leiden und sich mit zu freuen.

Die Erinnerung an jene Frühlingstage wird in keinem Osterfest mehr fehlen können und ein stetiger Antrieb sein, über alles neue keimende Leben in und hinter allen Dingen sich zu wundern und zu freuen und

daran teilzunehmen. Daß die Leiber in den Gräbern bleiben, ist nichts Wunderbares, aber daß aus ihnen das neue Leben quellend entspringt, ist das immer wieder unglaubliche Wunder.

*

Richard Schmieder, stud. phil., Leipzig,
geb. 24. Januar 1888,
gef. 14. Juli 1916 bei Béthenville.

Im Schützengraben bei Vaudesincourt, 13. März 1915.

Der entscheidende Kampfplatz ist seit langem nicht mehr der rechte Flügel (Flandern), sondern die Champagne bei Souain-Perthes. Wer die furchtbaren Tage bei Perthes vom 6. Februar an mitgemacht hat, der wird mit mir einig sein, daß es eine wütendere Schlacht nicht geben kann. Hier kämpfen Soldat gegen Soldat, gleichwertige, haß- und wutenbrannte Gegner, und tagelang wird um ein und denselben Quadratmeter Landes erbittert gerungen, bis das ganze Gelände buchstäblich ein Blut- und Leichenacker ist . . .

Körperlich und seelisch ermüdet und angegriffen, wurden wir am 27. Februar morgens für das VIII. Reservekorps alarmiert, mußten unsere alte Riponter Stellung beziehen und wurden dort sogleich von den Franzosen mit außerordentlicher Wucht und Heftigkeit angegriffen. Es war ein großes Morden mit Patronen, Artillerie, Äxten und Handgranaten, ein Donnern, Krachen, Brüllen, Schreien, als ob die Welt untergehen sollte. In drei Tagen hatten wir auf einer Strecke von 200 Metern 909 Mann Verluste, der Feind Tausende. Das blaue französische Tuch mischte sich am Boden mit dem grauen deutschen, und die Toten lagen stellenweise so hoch, daß man hinter ihnen Deckung vor Artillerie nehmen konnte. Befehle mußten in dem Lärm von Ohr zu Ohr weitergebrüllt werden – und wenn einmal in dem Schlachtenlärm und Stöhnen der Verwundeten eine kleine Pause eintrat, hörte man hoch in der blauen Luft die Vögel jubeln und zwitschern. Der Gesang der heimatlichen Frühlingsvögel! Man hätte sich das Herz aus dem Leibe reißen können.

Fragt mich nicht nach dem Schicksal der Verwundeten. Wer nicht

selbst hinein zum Arzt laufen konnte, mußte elendig sterben; manche haben Stunden, manche Tage, manche eine Woche lang gelitten, bis sie starben. Und die Kämpfenden stürmten in einem fort achtlos über sie hin: „Kann Dir die Hand nicht geben – bleib' du im ewigen Leben – mein guter Kamerad!" Wie glücklich ist dagegen ein Hund zu preisen, der in der heimatlichen Hütte verreckt! Es gibt Augenblicke, in denen es der tapferste Soldat zum Heulen satt hat. Als ich vor Ripont das Jubeln der Vögel hörte, ich hätte die ganze Welt vor Ingrimm und Wut zermalmen können. Stellt euch nur einmal hierher, ihr Herren Grey, Asquith, Poincaré! Dann wird der Krieg nicht zehn Jahre dauern, sondern morgen würde Friede sein.

*

Martin Müller, stud. iur., Leipzig,
geb. 27. Juni 1892 in Blankenburg,
gef. am 20. Juli 1916 bei Hardecourt a. d. Somme.

Tahure, am 1. Weihnachtstag 1914.

Fröhliche Weihnachten und glückliches frohes Jahr! Möge das kommende Jahr einen guten Frieden bringen und uns alle gesund wiedersehen lassen. – Wir haben gestern am Heiligen Abend tief in das Elend, das der Krieg mit sich bringt, aus der Ferne hineinschauen müssen.

Am 23. erst Brigadeexerzieren bei St. Erme von 7 bis ½10; dann Besichtigung der dortigen Armeereserve durch den kommandierenden General bis 12, daran anschließend gründliche Säuberung des corpus. Bürsten des Bartes, Annähen einiger Knöpfe und Stopfen einiger Hosenlöcher. Es folgte ein Festmahl, ich wählte in meiner „Genügsamkeit" Gänsebraten, richtigen Gänsebraten. Fürstlich. Dann spendierte ich zwei Mokkasäckchen zum gemütlichen Kaffee mit Stollen, dann wollte ich einen Dankbrief an Euch schreiben, und dann wollten wir um 5 Uhr zur Christmette gehen, daran anschließend nachher in den Klosterkeller, zur Kompagnieweihnachtsfeier. Oh, wir freuten uns alle wie die Kinder darauf. Aber es sollte anders kommen. Ein Mann stürzte plötzlich rein mit dem Rufe „Alarm". Na, man war das ja

allmählich gewöhnt. Es wird schon wieder ein blinder sein. Mir kam die Sache aber doch etwas komisch vor. Jetzt kurz vor der Weihnachtsfeier blinder Alarm? Ne, so gehässig kann der Ortskommandant nicht sein! Also rasch das Nötigste in den Affen. Außer Wäsche, Ohrenschützer und den anderen immer im Tornister befindlichen nötigsten Sachen noch rasch die Wurst, Pfefferkuchen, Marzipanwurst und alle Stäbchen. Alles andere, als da sind Decken, Kissen, Pelerine, Konserven, Kisten, Weihnachtsbäumchen und so vieles andere, rasch in meinen Fußsack kunterbunt reingeschmissen. Kodak noch fix an den Leibriemen geschnallt, ein mächtiges Stück Stollen noch in die Hand, Flasche mit kondensiertem Tee und Rum von Herrn Großmann rasch in den Brotbeutel. Knarre in die Hand. Affen auf den Buckel und raus. Wir sind die ersten da. Bald kommen auch die anderen. „Das Gewehr über! Ohne Tritt marsch!" Los geht's. Und wir marschierten nun! Es ging um ½4 Uhr fort, eine Stunde, zwei Stunden. Noch immer kam nicht das ersehnte Kommando „Kehrt, marsch". Nur ein Thema wurde eifrig besprochen, die zurückgelassenen Weihnachtspakete und vor allem der Stollen. Immer weiter ging's. Die Nacht brach herein. Jetzt war's schon ½7 Uhr. Da plötzlich ein schriller Pfiff durch die Nacht. Wir stehen vor einem Bahndamm. Ein riesenlanger Zug wartet bereits. Einsteigen! – Wohin? Wohin? Keiner kann die Frage beantworten. Das Zügle dampft ab. Die anfängliche mißmutige Stimmung wird durch glänzenden Galgenhumor verdrängt. Ein Weihnachtslied nach dem andern dröhnt aus rauhen Kehlen. Der Zug rast! Ein Unteroffizier, seines Zeichens Kulissenschieber am Neuen Theater in L., deklamiert selbstverbrochene Verse, die eigentlich zur Weihnachtsfeier bestimmt waren. Halt! Laon! Alles drängt sich neugierig zur Tür unseres Viehwagens – wir sind übrigens 46 Mann darin. – Hell erleuchtet liegt das wunderhübsche Städtchen friedlich oben auf dem Berge. Weiter geht's. Allmählich wird's stille bei uns. Bald ertönen die regelmäßigen Atemzüge und das Schnarchen der ermüdeten Schläfer. Die Geschwindigkeit des Zuges wird allmählich beängstigend. Auch ich dusele nun etwas ein. Alles aussteigen! Die Leuchtuhr zeigt schon ½4. Das Marschieren beginnt wieder. Rechts von uns am ganzen Horizont das wunderbar prächtige Bild des nächtlichen Kampfes. Leuchtkugeln, Leuchtraketen, Scheinwerfer, das Aufblitzen der abschießenden Geschütze, Gewehrgeknatter. Alles gewöhnte Bilder, nur verstärkt. Die Nacht lebt! Es ist wundervoll! Wenn nur diese Ungewißheit nicht wäre. Wohin werden sie uns denn stecken? Besonders beunruhigend sind die unzähligen Krankenautos, die andauernd vorbeirasen und uns mit Schlamm bespritzen. Der Weg ist fast unpassierbar. Durchweicht! Es regnet. Wir laufen direkt im Eilmarsch. Kein Halt! Immer weiter! Der Morgen graut! Endlich ein Dorf in Sicht. Halten! Bis um 9 Uhr stehen wir hier auf der Landstraße tief im Schlamm. Ein feines Schneegestöber hat inzwischen eingesetzt. Eine Hundekälte. Endlich, um ½10 Uhr, wurde uns Quartier angewiesen. Und zwar erwischt unser Zug einen offenen Hof mit sympathischem Misthaufen. Eine Sitzgelegenheit gibt's nicht. Unseren Offizieren geht's nicht besser. Der Ort – Tahure – wimmelt von Militär. Die Armeereserve von zwei Armeekorps ist in das vollkommen zerschossene Dorf zusammengezogen. Und nun sickert allmählich die Wahrheit durch. Die Franzosen haben in den letzten drei Tagen die verzweifeltsten Durchbruchsversuche gemacht. Alle gescheitert. Ungeheure Verluste auf beiden Seiten. Gestern 1200 französische Überläufer. Man erwartet für die Heilige Nacht einen Hauptstoß gegen diese Stellung. Die Schilderungen der hier liegenden Truppenteile lassen uns erst richtig ahnen, was überhaupt Krieg ist. Ein Wahnsinn. Entsetzlicher Jammer. Tiefes Grauen. Ich muß es kurz machen. Wir lagen den ganzen Tag in unserem fürstlichen Quartier und froren. Die Heilige Nacht senkte sich linde auf die Erde nieder. Und das Weihnachtswunder kam: Wir brauchten nicht in Kraft zu treten. Das feindliche Gros ist nach Verdun zu abgeschwenkt. Heute abend fahren wir wieder nach St. Erme zurück. Schade, daß ich so wenig Zeit habe. Ich könnte unzählige interessante Episoden aus den beiden Tagen erzählen. Nur noch kurz den Heiligen Abend. Gegen 8 Uhr tönte durch die stille Nacht die weiche Melodie „Stille Nacht". Ich ging hinüber. Es kam aus der offenen Schenke, in der unser 3. Zug lag. Ein mächtiges Feuer war entfacht. Darum im Kreis die Sänger. Das Lied war verklungen. Jetzt erhob sich ein junger, schlanker Koblenzer Pionier vom Feuer und hielt eine prachtvolle Rede auf unseren Kaiser. Brausend erschollen drei kräftige Hurras aus unseren Kehlen hinüber zum Feind. Dann wünschte uns der Pionier fröhliche Weih-

nachten und wir sollten uns doch noch ihren Christbaum ansehen. Ich folgte ihm. Und ein unvergeßlicher Anblick. Ein kleiner, feiner Unterstand. In der Mitte ein Tisch! Und darauf das brennende Bäumlein, wunderhübsch geschmückt mit Engelshaar und Glöcklein und Silber- und Goldfäden. Es war rührend. Und dazu prächtige Leute. Der Redner entpuppte sich als ein Jenenser Waffenstudent. Deutsche Gastfreundschaft! Alles mögliche wurde mir direkt aufgedrängt. Und schließlich das Beste. Es war in dem Stüblein noch ein Platz zum Schlafen übrig. Und so hatte ich denn das Riesenglück, sogar besser als unsere Offiziere zu pennen. Mit den Gedanken an Euch und an Eure Weihnachten und an frühere Weihnachten schlief ich ein.

Dostkamp, 19. März 1916.

Ein ereignisreicher Monat, dieser März 1916. Heute hat mir nun der König das Ritterkreuz II. Klasse des Albrechtsordens mit Schwertern verliehen. Beinahe ein bissel zu viel in einem Monat, nicht wahr? Leider ist diese Auszeichnung für mich mit einem recht traurigen Ereignis verbunden, und die Erinnerung daran ist mir seinerzeit recht nahegegangen.

Es war am 28. Januar. Seit fast einem Monat lag ich wieder zum erstenmal im Schützengraben, neu gekräftet durch den wunderschönen Urlaub in der Heimat bei Euch, und deshalb dankbar und fröhlich. Während eines Rundganges am Nachmittag sah ich mir auch das gegenüberliegende feindliche Drahtverhau an und bemerkte plötzlich, daß dies an zwei Stellen auf und schwach war; nur vereinzelte „spanische Reiter" bildeten dort ein leicht zu beseitigendes Hindernis. Ich benachrichtigte sofort den Kompagnieführer davon; denn bei Verringerung des Drahtverhaues ist größte Aufmerksamkeit geboten. Gewöhnlich ist das das erste Zeichen zu einem baldigen Angriff. Auch unsere Artillerie wurde in Kenntnis gesetzt und wird mir wohl deshalb sehr gram gewesen sein, denn sie mußte die ganze folgende Nacht in höchster Alarmbereitschaft bei ihren Geschützen stehen. Dann teilte ich dem Kompagnieführer weiter mit, daß ich zur näheren Erkundigung dieser Sache eine Patrouille rausschicken würde. Als ich gegen Abend meine Gruppenführer fragte, wer sich freiwillig dazu melden wollte, meldete sich als einziger, der als Führer in Betracht kam, der Fahnen-

junker und Unteroffizier Strauß. Außerdem einige Leute. Da Strauß aber noch keine Patrouille mitgemacht hatte, zog ich es vor, selbst die Führung zu übernehmen, schon um meinen Leuten für solche etwa wiederkehrenden Fälle mit gutem Beispiel voranzugehen. Gegen ¾8 Uhr abends gingen wir los, mit mir Strauß und Soldat Tschoppe. Letzterer hatte sich sofort, als er hörte, daß ich mitging, freiwillig gemeldet. Die Entfernung zwischen den beiden Stellungen betrug hier etwa 120 Meter. Das Gelände war völlig eben und unbedeckt, bot also wenig Deckung. Wir überstiegen unser Drahtverhau, dann krochen wir lautlos auf dem nur mit dünnem Gras bewachsenen Boden vor. Ich voran, die beiden anderen hinter mir, quasi einen Keil bildend. Die Sterne waren noch nicht aufgegangen und die Nacht deshalb ziemlich dunkel. Vom Feinde her kam das übliche vereinzelte Infanteriefeuer, ab und zu knatterte auch ein Maschinengewehr dazwischen. Bisweilen sauste eine Kugel zischend über uns hinweg, ohne uns zu beunruhigen; denn da die beiderseitigen Gräben hier auf der Erde aufgebaut sind, wird gewöhnlich der Rand der Schützengräben beschossen, das Zwischengelände wird deshalb nur selten bestreut. Auf unserer Seite wurde, da die Patrouille natürlich vorher angesagt war, nur wenig geschossen und dann auch ganz hoch. Nur langsam kamen wir vor, denn der Feind schoß recht häufig weiße Leuchtkugeln ab und sofort erstarb dann bei uns jede Bewegung. Auch ist es nicht so einfach, sich lediglich durch Kriechen auf der Erde fortzubewegen. Zum mindesten ist's reichlich anstrengend. Jetzt konnten wir schon das Mündungsfeuer der feindlichen Gewehre erkennen. Tack, tack, tack, tack! ... Dort stand ein Maschinengewehr, für uns deutlich erkennbar am matten Aufblitzen bei jedem einzelnen Schuß. Rechts huschte plötzlich dort drüben ein schmaler, aber intensiver Lichtstrahl durch die Nacht. Wahrscheinlich das Licht eines Unterstandes, dessen Tür für einen Augenblick geöffnet worden war. Wir hörten jetzt aus dem Graben ab und zu leises Husten. Auch ich konnte manchmal nur mit Mühe ein Hüsteln unterdrücken, denn der Boden war recht feucht und Hose und Waffenrock hatten bei der langen Kriecherei die Feuchtigkeit angenommen, trotzdem wir unsere Knie und Ellbogen zum Schutze dagegen mit Sandsäcken umwickelt hatten. Da hörten wir plötzlich, daß halblinks vor uns angefangen wurde, am Drahtverhau zu arbeiten! Es

war die Stelle, zu der wir hinstrebten. So, jetzt kam unsere Aufgabe: festzustellen, ob der Feind das Drahtverhau noch weiter verringerte oder ob er die Lücken jetzt ausbesserte. Wir krochen also näher heran: wir hörten leises Klirren von eisernen Pfählen. Noch ein Stück ganz vorsichtig vorgekrochen — jetzt waren wir etwa 20 bis 25 Meter vor dem feindlichen Graben — und nun sahen wir auch schwache Umrisse von dort arbeitenden Leuten. Zisch! Eine weiße Leuchtkugel stieg empor. Wir schmiegten uns noch mehr dem Erdboden an; ich konnte aber trotzdem noch sehen, daß neuer glänzender Draht gezogen war und eine Anzahl frisch eingeschraubter Eisenpfähle jetzt vor den spanischen Reitern standen. Unsere Aufgabe war erfüllt. Wir konnten umkehren. Ich winkte meinen beiden Begleitern: sie krochen ran und ich wollte ihnen gerade meine Beobachtungen mitteilen, da plötzlich schreit Tschoppe, der hart rechts neben mir lag, laut auf. Schwerer Bauchschuß! Wir beide packen ihn behutsam an und tragen ihn kriechend ein Stück zurück. Ein paar Kugeln schlagen neben uns in den weichen Erdboden ein. Wieder erhellt eine Leuchtkugel mit ihrem weißen, grellen Licht die Nacht. Da sehen wir wenige Meter vor uns einen kleinen Graben: rasch hinein! Wir versinken zwar bis über die Knie im Schlamm, sind aber vorläufig gerettet. Es ist ein Wassergraben, der von der englischen Stellung vorführt. Jetzt untersuche ich die Wunde des armen Kameraden. Sehr schwerer Streifschuß. Wir können ihn hier draußen gar nicht verbinden. Er hat furchtbare Schmerzen und wimmert leise. Die Engländer sind wieder ruhig geworden, sie schießen nicht mehr. Höchste Eile tut not. Ich ziehe meinen Waffenrock aus, um auf diesen den Kameraden zu legen und wegzutragen. Aber es geht nicht, der Waffenrock ist zu kurz. Wir müssen eine Zeltbahn haben. Auch können wir beide den schweren Körper nicht allein fortbringen. Ich entschließe mich endlich, Strauß nach Unterstützung wegzuschicken. Er verschwindet in der Nacht. Ich bin nun allein mit dem armen Kerl, der immer noch stöhnt und ab und zu auch einen Schmerzensschrei nicht unterdrücken kann. Die Leuchtuhr zeigt 9.45. Glücklicherweise blutet die Wunde gar nicht. Tschoppe lehnt seinen Kopf an meine Knie und bleibt so kauernd sitzen. Meine beiden Beine verschwinden allmählich im Schlamm und schlafen ein. Ich fühle sie gar nicht mehr. Der arme Kerl fühlt, daß seine Wunde wohl sehr schwer

ist und ist in einer verzweifelten Stimmung. Er hat den ganzen Krieg mitgemacht, ohne verwundet zu werden. Die Uhr zeigt 10.30. Er erzählt mir von zu Hause und schreit wiederum laut auf. Der Schmerz ist furchtbar. Jetzt fangen die Engländer wieder an, aufmerksam zu werden. Sie wissen genau, wo wir kauern, denn sie schießen genau auf den Rand unseres kleinen Grabens. Der Dreck spritzt uns ins Gesicht. Wir ducken uns ganz tief, denn der Graben ist nicht sehr tief, und nur ganz langsam rückt der Zeiger auf dem leuchtenden Zifferblatt. Manchmal setzten die da drüben mit Schießen aus. Jetzt werden sie wohl aus dem Graben steigen und auf uns loskommen, denke ich mir und umfasse fester meinen Revolver. Aber nur noch sechs Patronen sind darin. Herzlich wenig! Und noch immer naht die sehnlichst herbeigewünschte Hilfe nicht. Ob Strauß auch etwas zugestoßen ist oder ob er sich verlaufen hat? Es ist ja so schwer, sich in diesem charakterlosen Gelände zurechtzufinden. Jetzt ist es 11.15 Uhr. Noch immer klatscht ab und zu eine vereinzelte Kugel in unsere Nähe nieder. Noch immer stöhnt und wimmert der starke, schwerleidende Mann hier, an meinen Knien sich anlehnend. Ich versuche ihm immer wieder Trost und Mut zuzusprechen. Er fühlt, daß er innerlich blutet und trägt mir Grüße an seine Eltern auf. Ich erzähle ihm von einem schönen Genesungsheim, in das er nach der Heilung kommen würde, und dann würde er nach Hause kommen, um sich wieder ganz zu erholen. Aber er schüttelt nur den Kopf und bittet mich, sein Grab zu photographieren und das Bild nach Hause zu schicken. Das ist furchtbar! Und von dort oben vom nächtlichen Himmel da gucken friedlich die Sterne zu uns herunter. Der dort wohnt, der wird uns schon nicht verlassen! Und er verließ uns nicht. Nach langem, endlosem Warten raschelt es plötzlich vor uns; ich dachte schon, die Engländer kämen, eine leise Stimme rief meinen Namen, Strauß und noch ein Soldat krochen in unseren Graben hinein. Die Uhr zeigte 11.50. Die beiden hatten sich tatsächlich in der Richtung geirrt und waren nur durch das Stöhnen des Verwundeten wieder in die richtige Gegend gekommen. Jetzt aber schnell ans Werk! Mit vereinten Kräften wurden meine mittlerweile ganz versunkenen Beine aus dem zähen Schlamm herausgezerrt und wieder gelenkig gemacht. Dann legten wir Tschoppe möglichst bequem in die Zeltbahn und nun rasch aus dem Graben heraus und unserer Linie

zugestrebt. Auch für uns drei war die Last noch schwer, aber es ging. Endlich waren wir vor unserem eigenen Drahtverhau, da zerriß die Zeltbahn. Bald war eine neue da, und nun ging's weiter. Gerade der Transport über Drahtverhau war ziemlich beschwerlich und gefährlich, zumal die Kerle von drüben wieder recht lebhaft auf uns schossen. Aber endlich gegen 1 Uhr waren wir mit unserer armen, todwunden Last im Graben. Dann wurde er verbunden und nach hinten geschafft. Er war immer noch bei vollem Bewußtsein. Auf dem Transport ins Lazarett ist Tschoppe dann seiner schweren Verwundung erlegen.

*

Richard Kutzner, stud. phil., Kiel,
geb. 18. März 1889 in Hohensalza,
gef. 20. Juli 1916 bei Estrées.

31. Oktober 1914.

... Mein Lieb, würde ich doch wieder zu Dir geführt, wie dankbar wollte ich das Leben hinnehmen. Was haben diese Tage hier schon an uns getan — man bleibt da nicht der Alte, es verschiebt sich so vieles; was einem nur grundsätzlich bewußt war, tritt nun so mächtig und so ernst hervor in den Stunden, in denen man wartet, was kommen wird, und einem noch ganz vor Augen steht, was kommen kann. Mir ist zu neuem, erst wirklichem Leben wieder aufgegangen, was ich als Kind im Kinderreiche verehrt habe, und es sind nicht alte Bande, sondern einstiger, unverstandener Besitz. Nun bitte ich, daß er mir bleibe und daß mir gegeben werde, in ihm noch leben zu dürfen. Du wirst nicht fürchten, daß ich mich zu Euren Augustenburger frommen Damen flüchte — das ist so ferne davon, wie die herrliche freie Welt von ihrem dumpfigen Zimmer, nein, zu Dir gehöre ich und in Dir find' ich alles wieder! Ach, könnte ich Dir's noch einmal deuten, aber wenn es nicht sein soll, dann sprich darüber mit Deinem Vater, ich weiß für den Fall nichts Besseres für Dich; ach Du! Du! Bleib' Du mir das leichte, liebe Leben voll Kraft und Güte! Sollte ich davon lieber nicht schreiben? Mach' ich Dir bange? Mein liebes, tapferes Herz, Du weißt es ja selbst, worum es geht; solche Gedanken werden Dir gewiß auch kom-

men, laß uns auch sie teilen, laß uns dankbar sein für all das unsagbar Schöne, was uns gegeben wurde, nicht für den Tag, sondern zum Fortwachsen; freilich, wir hoffen erst die Erfüllung, aber wenn sie uns nicht so gegeben wird, ach Lieb, so mußt Du's allein erfüllen. Sieh, das ist meine Bitte, und daß Du es kannst und wirst, mein Trost. Das machte mir unser gemeinsames Sein so sicher, das stand mir, als ich Dich um Dein und mein, um unser Leben bat, klar vor der Seele: daß Du nimmermehr nur ein Halbes bist und sein wirst, sondern ein ganzes, selbständiges Leben von eigner Kraft und Herrlichkeit. Mir ward gegeben, es mit meinen Armen zu ergreifen, von ihm zu leben; wie tief, wie unendlich dankbar bin ich Dir lauteren Liebe dafür in alle Ewigkeit! Was ich Dir geben konnte und wollte, war nicht, was Du nicht hattest — nur höchstens Klarheit über Dich selbst und dann eine Hand, Dich durch die Welt zu führen. Möchte Dir beides vollkommen werden, Klarheit in allen Dingen um Dich und Dein Schritt sicher und behütet. Ich muß es nun alles in Deine Hand legen, so wie ich mich selbst bei Dir berge für immer, auch wenn es mich hier trifft ferne von Dir.

25. Dezember 1914.

Hannes Erich hat zwei kleine Tannenbäumchen angezündet, zum zweitenmal. Dazu gibt es Rotwein, guten Shag und alle gangbaren Näschereien. Vorhin in einer kurzen Dämmerstunde hatte ich den süßen Traum, bei Dir im Wohnzimmer zu sein, im Abenddunkel eine leise, leise friedliche, beglückende Stunde — bis es wieder hinausging in nebelverschleierten Mondschein. Aber es wich nicht von mir. Gewiß saßest Du allein bei Euch in der Sofaecke oder am Fenster im Lehnstuhl und dachtest her — wie gestern abend, als der Mond noch lange schräg in Dein Fenster schien: da kamst Du herüber in unsere böse Welt hier und ließest Dir von mir die Landschaft zeigen, unseren Graben, drüben den anderen, die zerschossene Ferme vor uns, die Büsche, vor denen unsere Horchposten liegen.

Die Nacht über gab's hier wenig Schlaf, von mehreren Seiten waren wir gewarnt, dazu kam ein Befehl Joffres in der Tasche eines gefallenen französischen Offiziers, daß in den Weihnachstagen überall angegriffen werden soll. So hatten wir zum Feiern und Bescheren

nur die Stunden nachmittags. Bald nach 3 Uhr fingen wir an. Dunkel ist's hier drinnen ja immer. Für mich ist erst ein Paket da, so wurde der Weihnachtstisch von den beiden anderen gedeckt, der kleine winzige Tannenbaum brannte, wir sangen zur Mundharmonika die Lieder. S. las die Weihnachtsgeschichte vor — er konnte zwar kaum durchhalten, uns allen 8 Hausgästen liefen die Tränen herunter, aber es war schön. In E.s Buch stehen die Weihnachtsgedichte von Wildenbruch, H. und ich lasen zwei vor. Erzählt haben wir uns wenig. Nachher kamen, von der Musik und der Helle angelockt, viel Gäste nacheinander, frohes Weihnachten wünschend, Kameraden, mit denen wir Freund geworden sind, Unteroffiziere, die ganz still mit dabeisaßen. Dann mußte sehr bald S. weg, Post holen, und als er wiederkam, ich; diesmal war es ein schöner Weg, leichter Frost, der Graben trocken und mondhell, Sternenklarheit. Auf der Landstraße, wo die Küche hält und die Post ablädt, das alte Bild von jedem Abend, diesmal aber nicht schmutzige Wirklichkeit — alles war stiller, jeder gab dem anderen die Hand, auf ein gutes Fest. Diesmal ward es nicht verboten, als wir auf der Grabenwache Mundharmonika spielten und halblaut sangen.

Heute morgen war's eine lange, kühle Wache. Aber in dem Morgennebel kam von weither Hornklang: „Ich bete an — — —" wie aus einer anderen Welt. Das Schießen hörte auf, bei uns und bei den Feinden. Und nochmals: „Großer Gott wir loben Dich" in die lauschende Stille. Und dann fingen wir überall an, Weihnachtslieder zu singen, und die Franzosen blieben ganz still.

*

Eduard Offenbächer, stud. rer. pol., Freiburg i. B.,
geb. 21. August 1895 in Mannheim,
gef. 27. Juli 1916 an der Somme.

Aus der Schlacht bei Arras (Lorettohöhe), Mai 1915.

Wir hatten zwei sonnige Wochen Ruhe genossen in einem idyllischen Dörfchen des Pas de Calais, wo die Kirschbäume blühten und der blaue Flieder über die Dorfmauer sah. Beim Abschied gab's vielfach Tränen und Tücherwinken bei den zurückgebliebenen lieben französischen

Kindern, denen der Begriff „Feind" entschwunden war. Nach langem heißen Marsch langten wir in Souchez an, einem schon damals furchtbar zugerichteten Neste am Fuße der uns wohlbekannten, heißumtobten Lorettohöhe. — Mit einem Gefühl der Wonne sinke ich auf das harte Strohlager nieder, das man in dem sonst ganz wohnlich eingerichteten Keller bereitet hatte, und versinke bald in bleiernen Schlaf. Wie lange ich geschlafen, weiß ich nicht, plötzlich weckt mich ein Prasseln über mir, wie von fallenden Ziegeln, Steinen. Es ist Tag, das Artilleriefeuer sehr stark. Mein Vizezugführer findet es sogar bedenklich. Ein Blick überzeugt mich, daß man so unvorsichtig war und und den Keller nicht abstützte. Da soll doch gleich ... und es kommt schon das Donnerwetter, in Gestalt meines Burschen: „Befehl vom Kompagnieführer, Kompagnie ist alarmbereit." Na, der erste Tag fängt ja gut an, denke ich, während draußen das Poltern, Pfeifen, Heulen und ohenbetäubende Krachen sich verdoppelt. Kaum hab' ich ein paar Brocken in den hungrigen Magen geschoben, als es auch schon losgeht. In die Schlacht. In die furchtbarste, die das Regiment je erlebt. 2 Züge verschwinden in einem Laufgraben, der mitten zwischen den verfallenen Häusern mündet. Dort geht's am Hang entlang unter fortgesetztem Artilleriefeuer in die vorderste Stellung. Der Hohlweg heißt sie nur; welch Entsetzen verbindet der Eingeweihte mit diesem Namen, eng verknüpft mit dem des Dorfes A., oberhalb dessen er seinen Anfang nimmt.

Die erste Gruppe meines Zuges, des letzten, setzt gerade an, als Leute vom oberen Dorfausgang mit allen Zeichen des Schreckens hereingelaufen kommen und schon von weitem schreien: „Die Franzmänner sind durchgebroche! Da owe komme se schon!" Der Kommandeur des 2. Badischen Grenadier-Regiments 110, Oberstleutnant von Blücher, barhäuptig, im weiten Kavalleriemantel, fährt sich mit der Hand über die hohe Stirn, als ob er da etwas verscheuchen wollte: „Herr Leutnant", ruft er mir zu, „besetzen Sie mit Ihrem Zug die 1½-Stellung, rechts und links vom Eisenbahndamm. Ich verlasse mich auf Sie. Kein Franzose kommt durch!" „Solange ein Mann noch lebt, Herr Oberst, keiner!" Der Kommandeur geht mit festen, ruhigen Schritten dem unteren Dorfausgang zu, wo ihn die tödliche Kugel dahinrafft ... Wo ist die 1½-Stellung rechts und

links vom Eisenbahndamm? Niemand weiß Antwort, niemand hat Antwort. Nach endlosem Suchen inmitten des fürchterlichen Hagels leichterer und schwererer Granaten, krachender Balken, stürzender Dächer und Mauern, splitternder Bretter und aufspritzender Erde und Steine, inmitten hastender, fluchender, drängender Menschen mit Tornister und ohne, mit Helm und ohne, inmitten von Wagen, Pferden, herumliegenden Stacheldrahtverhauen und fertigen spanischen Reitern, ewig darauf bedacht, daß auch alles nachkommt und keiner sich verdrückt, was es ja leider auch gibt, finde ich den Laufgraben zu meiner 1½-Stellung. Rasch, so günstig wie möglich besetzt, Entfernung, Schußfeld, Ausguckposten, kleine Instruktion, Patrouille nach vorn, in die vorderste Linie, wo der größte Teil der Kompagnie liegt. „Herr Leutnant!" Der linke Flügelposten: „Halblinks im Rücken, drüben am Kirchhof von Souchez, Franzosen in dichten Kolonnen!" Donnerwetter, schockschwerenot, da sind sie tatsächlich durch, die Schw . . . . hunde. „Herr Leutnant!" — Das Durchsagen funktioniert tadellos. „Rechts unten im Tal, 3 Staffeln dichte Schützenlinien, dahinter Kolonnen. Im Wald dahinter scheint es auch zu wimmeln von Rothosen." Glas ans Auge. Verdammt! auch hier. Und ganz in unserem Rücken, gegen die Höhen zu, wo unsere ganze schwere Artillerie steht, die Schrapnellwölkchen der Franzosen. Wie Schlangenzungen sehen sie aus, wenn sie platzen. Bis dahin also sind die Unseren zurück. Bomben und Granaten, muß daß eine Übermacht sein, und was steht auf dem Spiel! Unsere gesamte Artillerie, 21er! Wenn's denen gelingt — und es sind nur noch ein paar hundert Meter — sind sie durch! Dann ohne Artillerie! — So kilometerweit den Feind im Rücken zu haben, ist kein angenehmes Gefühl. Aber es soll noch ganz anders kommen. Gerade kommt atemlos vom Laufen die Patrouille zurück: „Herr Leutnant soll sofort mit dem Zug nach vorne rücken. Die Kompagnie braucht dringend Verstärkung. Die Franzmänner greifen in hellen Haufen an. Die 6. und 8. Kompagnie ist aufgerieben. Der Herr Leutnant muß die Kompagnie übernehmen, da der Herr Kompagnieführer schwer verwundet." Heiter. Wer hält nun die 1½-Stellung? Na, da gibt's kein Besinnen mehr, ich befehle: „Ohne Tritt marsch!" und ziehe den Zug durch den Laufgraben, der an mehreren Stellen voll-

kommen eingeschüttet ist und stark mit Artilleriefeuer belegt wird, an den Rand des Dorfes A. Unterwegs hat's manche Stockung gegeben. Sogar eine sehr böse. — Ein Mann war in dem furchtbaren Dreck — es hatte vorher lange geregnet — steckengeblieben. Bis der wieder heraus war! Ich glaube, da haben 8 Mann gezogen, und mit welchen Kraftausdrücken! Nun, ich bin heidenfroh, außer einigen Verwundeten alle glücklich im Hohlweg zu haben.

2 Tage später. Eine Hundemüdigkeit hat mich überfallen. Kein Wunder. Zwei Tage ohne Unterbrechung in einem halbverschütteten Grabenstück, jeder Mann auf Posten in angespanntester Aufmerksamkeit, Tag und Nacht Seitengewehr aufgepflanzt. Drüben, 20 Meter von uns weg, lauert der Feind. Sappen laufen hinüber, durch Barrikaden versperrt. Ein Berg von Handgranaten liegt zum Empfang bereit davor. Mitten auf solch einer Barrikade, doch unerreichbar für uns, liegt ein Kamerad, das gebrochene Auge gegen Westen gerichtet, in der einen Hand die treue Flinte, die andere zum Sprung aufgestützt. Sein früher blondes Haar ist dunkelrot gefärbt. So liegen noch viele, im Graben, außerhalb, Freund und Feind. Niemand begräbt sie, keiner hat Zeit. Die Sonne brennt heiß vom wolkenlosen Himmel, so daß der furchtbare Verwesungsgeruch nur immer entsetzlicher wird. Die Magennerven sind bis zum Erbrechen gereizt — doch man hat nichts in dem knurrenden Ding. Kaum, daß man den wütendsten Hunger an dem wunderschönen Weißbrot stillt, das der junge Franzose da, mit dem kleinen roten Fleck auf der Brust, im Tornister trug. Ein Bündel violetter, wohlriechender Papierchen fällt mir in die Hand. „Mon chéri! Wir beten jeden Tag zum Himmel, Mama und ich, er möge Dich uns erhalten. Du mein einzig geliebter, . . . usw." Immer dasselbe Lied! — Immer dasselbe Leid! — Und dabei kaue ich sein Weißbrot und denke: das haben die in der Heimat nun doch nicht! —

Heute morgen endlich nun etwas Ruhe. Der Leib sinkt ermattet aufs Strohlager, aber der Geist wacht auf den Ruf des Postens — wir sind wieder etwas weiter unterhalb im „Hohlweg" selber —. „Sie kommen, sie kommen!" Blaugraue Schemen bewegen sich auf der Höhe, hier auftauchend, dort verschwindend wie Hampelmänner. Doch die Hampelmänner tragen Gewehre, mit Bajonetten dran,

und schreien so dünn, ach so dünn: „Ürra, ürra!" Raus alles, auf die Böschung! Ein Sprung hinauf bis zur nächsten. Noch einer. Jetzt sind's nur mehr wenige Meter. Schon hört man das Klirren der Eisenteile, schon rollen die Handgranaten den Berg hinab. Achtung! Kopf in den Sand! Die kurze Erdwelle wird mich schützen. Aber sie ist dicht vor mich hingerollt — was macht denn der Mann da neben mir —? Schade, es hat ihn getroffen. — Statt — meiner. — Minen pendeln durch die Lüfte. Es sieht aus, als ob uns die Franzosen mit großen Sektflaschen beehren wollten. Der Sekt hat aber arg viel Kohlensäure — er spritzt die Erdballen Hunderte von Metern hoch hinauf! Manchmal sind auch Arme und Beine von armen Menschenkindern dabei. — Halt! Achtung — größte Spannung. Drüben ist lebhafte Bewegung, Bajonette wandern, unterdrücktes Sprechen, Befehle. — Ist's ein Angriff? „Ürra, ürra!" Wie Fluch, wie lächerlich klingt das aus den roten, wulstigen Lippen. Rasendes Schnellfeuer, hier schreit einer auf, dort der andere von uns. Doch mit sicherer Ruhe haben wir den Schwarzen in die tierische Fratze gesehen, und sie abgeschmiert. Ein paar Minuten Ausschnaufen. Ich blicke hinter mich in die vom Abendsonnenglanz überstrahlte Ebene. Das Dorf da drunten mit dem netten Kirchlein, dessen Turm nur noch in einem einzigen Pfeiler von sich Kunde gibt, trägt eine dichte, schwarze Rauchwolke. Und noch immer schlagen die amerikanischen Granaten in die Häuser französischer Bauern. Beim nächsten geradeso wie bei all den andern. Weit, weit am Horizont Schrapnellwölkchen, die immer etwas näher kommen. Sollte es denn doch möglich sein, wäre nicht alle Hoffnung verloren? Wirklich, die Unsern gewinnen da hinten mehr und mehr an Boden. Sie haben uns nicht vergessen, uns kleine, fast abgeschnittene Schar auf der Höhe der Notre Dame von Loretto! Sie danken uns das Durchhalten da oben mit treuen Schlägen von Schützengraben zu Schützengraben.

„Herr Leutnant, sie kommen wieder." Am rechten Flügel sieht's bedenklich aus. Da kommen sie aus der Flanke. Verdammt, auch am linken, und unsere Reihen sind gelichtet. — Nun muß ich selbst einmal dahin, nach rechts. Ich springe auf, sehe noch gerade, wie ein kleiner Siebzehnjähriger sich mit einem fetten, grinsenden

Schwarzen herumschlägt, da quillt mir ein Strom Blut aus dem Mund. Ich halte die linke Hand darauf, daß mir das Blut in den Ärmel läuft, und laufe nach rechts. Sprechen kann ich nicht mehr; ich fuchtle bloß mit dem rechten Arm und verschieße meinen Revolver. Gott sei Dank, meine Braven haben's geschafft. Doch mit welchen Opfern wiederum! Der Abend sinkt herein, rotgolden steht die Sonne im Westen. Blutsonne! Nun hab' auch ich ein bißchen Ruhe. Ich muß mich verbinden lassen unten im Dorf, sonst verliere ich allzuviel Blut. Die Franzosen sind in jener Nacht nicht mehr an unsere Stellung herangekommen.

Im Felde, 14. Juli 1916.

Noch währt der Kampf an allen Fronten mit großer Heftigkeit, noch sucht der Gegner die Entscheidung des Krieges herbeizuführen und den Sieg an seine Fahnen zu heften. — Die heldenhafte Ausdauer unserer Truppen nimmt ihm diese Hoffnung, indem sie den furchtbarsten Mitteln der heutigen Kriegsführung trotzt. Und in Tagen, vielleicht auch erst in Wochen, versinkt der Krieg wieder in den alten Zustand der Unentschiedenheit, des Zuwartens, und beide Parteien rüsten mit Riesenanstrengungen und Riesenopfern, mit noch schrecklicheren Mitteln zu einer erneuten Kraftprobe, die wieder nutzlos und wieder mit dem Verlust von Hunderttausenden von blühenden Menschenleben verläuft. Und so weiter, bis ... ja, bis ...? Und man steht mitten drin, wundert sich gar nicht weiter, daß man ein willenloses Rädchen in der Hand der Führer ist, die mit vollem Bewußtsein der Verantwortung und der Erfüllung ihrer Pflicht für die Ehre und den Ruhm des Vaterlandes handeln, Tausende von Männern ins Feuer schicken, Tausenden die Stunde ihrer handelnden, todesverachtenden Treue diktieren! Um was geht es denn eigentlich noch, wo der Krieg längst entschieden? Geht es um den Stolz, um den Ehrgeiz einzelner Männer, die ganze Völker durch die Macht der Presse verhetzen, oder um die Ehre eben dieser Völker, die sich schämen, in ihrer Überzahl sich einem einzigen Gewaltigen beugen zu müssen, und es gerade dadurch noch erhöhen? Geht es den deutschen Führern um einmal festgesetzte Ziele, von denen sie nicht mehr lassen können, oder die zu erreichen und festzuhalten das ganze Wohl und Wehe des Landes erheischt, die der

Feind noch nicht billigen kann, weil er sich noch lange zu stark dünkt? Geht es noch immer um Sein oder Nichtsein des Deutschen Reichs, der deutschen Macht in der Welt, oder haben unsere Feinde nicht schon längst den Gedanken der Zertrümmerung Deutschlands aufgegeben und kämpfen nur noch um unerreichbare Ideale wie die Franzosen, um verzweifelte Behauptung der Erstherrschaft wie England, um die Verhinderung völliger Niederlage wie Rußland? Jedenfalls müssen beide Parteien ihr natürliches, für sie unzweifelhaftes Recht zu haben glauben, um nach zwei Jahren noch nie dagewesenen Kampfes von Millionen gegen Millionen immer noch mit ihrer ganzen Kraft, mit dem Einsetzen von Mitteln, deren Aufbringen auf ihren ganzen Staatshaushalt ruinierend einwirken kann, mit dem Bewußtsein, die Stimme jedes einzelnen für sich zu haben, wenn es nur das Staatswohl gilt, stets von neuem die gewaltigsten, stets sich selbst übertreffenden Anstrengungen zu machen. Man muß nach den seither gemachten Erfahrungen annehmen, daß das so weitergeht, bis die völlige Erschöpfung eintritt. Und dies kann erst in Jahren der Fall sein! — Immer noch nährt der Mensch die Hoffnung, daß es einen Ausweg aus dieser unglückseligen Lage gäbe. Immer noch hofft man, den Feind zur Erkenntnis zu zwingen, sei es durch militärische Unternehmungen oder die Diplomatie — es ist das einzig Tröstende und doch nicht Heilsame; warum — habe ich ja gesagt. —

So, nun habe ich die Gedanken zur Strecke gebracht, die ich mir um die Zukunft mache. „Sie sind zu schwarz“, wirst Du sagen. Aber überlege: ist's anders? Das Volk, die große Maschine, läuft, geschmiert von dem Schmutz der Presse, es macht sich seine Gedanken, es schreit nach einem Ende hüben wie drüben —, und dennoch gibt's kein Ende. Wer trägt die Verantwortung dafür? Kein einzelner Mensch, auch nicht einzelne. Dafür sind die Menschen zu schwach. Alles lenkt die Natur, und ihre Gesetze beherrschen die Menschheit. Ist nicht das Werden und Vergehen der Welten ein Widersinn? Warum bringt sie die Natur erst zur Entwicklung und zerstört sie dann? Gerade so im kleinen. Das ist das ganze Leben und Sterben. Gibt es ein Ziel des Weltgeschehens? Oder bleibt alles, wie es von Uranfang bestand und wie es immer bestehen wird? — Vielleicht gibt uns ein anderes Leben den Schlüssel zu der Lösung all dieser Fragen in die Hand.

Otto Ernst Franke, stud. iur., Rostock,
geb. 26. Februar 1899 in Shanghai,
gef. 2. August 1916 bei Martinpuich.

13. Juli 1916.

Vorläufig bin ich noch immer im Depot. Wir werden hier ziemlich hochgenommen. Eigentlich sollte unsere Abteilung, weil Verschiedenes vorgekommen war, die ganze Woche von ½8 bis ½10 Uhr nachexerzieren. Glücklicherweise wurde es uns nach zwei Malen erlassen. Ich schreibe Dir das nicht, um mich irgendwie zu beklagen. Ich selbst mache alles, auch das Unangenehmste, noch guten Mutes mit. Aber offen gestanden kann ich es nicht billigen, daß alte Leute, die alle einen größeren oder kleineren Fehler an sich haben, friedensmäßig wie Rekruten zu Paradesoldaten gedrillt werden, daß man sie bestraft, wenn ein Mann sich mal nicht schnell genug hinlegt oder dergleichen. Das erweckt Unzufriedenheit unter den Leuten, die ohnehin nicht gern Soldaten geworden sind. Andererseits kann ich auch gerade diesem Exerzieren einen großen Wert nicht absprechen. Wir werden daran gewöhnt, etwas uns Unangenehmes immer und immer wieder zu tun: wenn wir meinen, etwas gutgemacht zu haben, es dennoch getadelt zu wissen; wenn wir mit unserer Kraft zu Ende zu sein glauben, dann überhaupt erst mit der Anstrengung anzufangen. Alles dies werden wir in der Praxis vorzüglich gebrauchen.

An der Front, Reservestellung, 25. Juli 1916.

Den größten Teil des Weges zu Fuß zurücklegend, ist mein neues Regiment im Laufe der letzten Woche aus seinen Stellungen bei Lens hier in die Somme-Gegend geschmissen worden, wo sich schon etliche Regimenter blutige Köpfe geholt haben, und wo wir wohl einiges wieder gutzumachen haben. Die Kämpfe sind sehr schwer, das meinen selbst die alten Leute, die schon den Hartmannsweilerkopf mitgestürmt und die Loretto-Höhe zur Genüge kennengelernt haben. Das Trommelfeuer ist von ungemeiner Heftigkeit und, was das übelste ist, es sind wenig brauchbare Stellungen da. Wir liegen vorläufig in der dritten Stellung in Reserve, heute nacht haben wir sie bei ziemlichem Feuer besetzt. Es ist ein Graben ohne Unterstände, die gegen Schrapnells immerhin einen gewissen Schutz gewähren; von anderen Dingern sind wir Gott sei Dank noch nicht heimgesucht. In

den vorderen Stellungen gibt es aber keine andere Deckung als Granatlöcher, das Schlamassel ist dementsprechend groß. Wir werden wohl auch bald nach vorne kommen, um andere abzulösen, denn lange ist es dort nicht auszuhalten. Schweres wird von uns verlangt; aber noch bin ich meinen Grundsätzen treu und werde hoffentlich auch fernerhin von der allzu menschlichen Angst frei bleiben. Und dennoch erachte ich es nicht als Feigheit, daß ich in Anbetracht dessen, was uns bevorsteht, mit dem Leben abgeschlossen habe und Dir hiermit, wenn es sein muß, ein inniges Lebewohl sage. Darum schrieb ich Dir unter diesen ungünstigen Umständen, in dem engen Graben. Meine Eltern sollen nicht wissen, wo und wie ich mich befinde. Aber Du hast ein Anrecht darauf. „Wer den Abgrund sieht, aber mit Adleraugen — der hat Mut." Ein Zarathustra ist auch hier mein Begleiter. Leb' wohl!

*

Ernst Hoby, Dr. phil., Gießen,
geb. 10. August 1891 zu Darmstadt,
gef. 18. August 1916 bei Pinsk.

22. Dezember 1915.

Heute nacht ist Sonnenwend gewesen. Es war hier eine ganz wunderbare Stimmung. Erst war überall so ein unstätes, milchiges Licht und im Wald dazu die Schlaglichter von den riesig hohen Stämmen über den nur ganz feingestreuten Schneestaub — dann war der Mond auf einmal durch den Dunst hindurch, und da war es wie Frühling, die Wiesen mit jungen Grasspitzen übersät, nur viel gleichmäßiger und dichter ohne die dunklen Streifen und Punkte, die man im Frühjahr sieht, und die Bäume überdeckt mit unzähligen Blüten, wie wenn alle Kirschen und Aprikosen wären, und auch die Tannen, als ob die frischen Frühlingsspitzen daransäßen, und so still, so ruhig, ein Zauber über allem. Hier wir, drüben der Feind, und dabei der Waldzauber, als wenn Friede wäre, wirklich Weihnachten. Dann kommt es einem wieder so unglaublich vor, daß man dasteht oder stehen soll, um bei dem Feind auf den Augenblick zu passen, wo man ihn schädigen kann, und nicht der so viel größeren Gottesoffenbarung zu lauschen. Die Natur verkündigt die Liebe und wir suchen

den Haß; wir sind noch nicht soweit, fragt sich nur, ob wir einmal soweit sein werden? Darüber breitet die Natur nur ihr Lächeln — weißt Du, wie die Mona Lisa mit dem unfaßbar holdseligen und doch so zweideutigen Lächeln. Aber dann zieht sie ihre Schleier vor Sonne, Mond und Sterne und überläßt die Erde ihrem Dunst von Regen, Schnee und Unwetter. Das war unsere Sonnenwend heute nacht . . .

2. März 1916.

Jetzt heißt seit einiger Zeit wieder die Parole mit voller Macht: Los vom Irdischen, auf den Spuren Dantes weiter, wir müssen weiterkommen, sonst hat die ganze Menschheit, das ganze Leben, die ganze Liebe keinen Zweck . . .

3. März 1916.

. . . Bei jedem Wunsche müssen wir im Auge behalten: Nichts wünschen, was aufs Irdische geht, erst recht nichts, was Geistiges in Irdisches herunterzieht, aber ein Offenbarwerden des Geistigen in der Welt und immer die Menschheitsentwicklung und Eigenentwicklung nur unter diesem Gesichtspunkte im Auge zu behalten. Das Ziel der Erdenentwicklung aber ist Liebe und Freiheit.
. . . Ich lese fast täglich Thomas a Kempis oder in der Heiligen Schrift. So erhalte ich mir die Harmonie im Gefühl und Gedanken. Und mehr brauche ich hier nicht als das seelische Gleichgewicht. Damit hoffe ich alles zu überstehen, was Nervenkraft erfordert.

Polt . . . . ., 27. Juli 1916.

. . . und wenn wir an das Gute im Menschen nicht mehr glauben könnten, wie könnten wir noch an Gott glauben? Es kommt in der höchsten Potenz auf das hinaus: Wer an mich glaubt, der glaubt an den, der mich gesandt hat. Da hast Du recht: Lieber zehnmal übers Ohr gehauen werden. So was macht sich freilich nicht in der Wirklichkeit bezahlt, oder vielmehr in der Welt. Das gleicht sich auf ganz anderem Gebiete aus. — —

Aus der „Verfügung für den Fall des Todes".

Nun nur noch eine Bitte: Mich nicht durch erdenbindende Gedanken zu hemmen. Nicht denken, ich sollte da sein, mich nicht hereinziehen

ins Erdenreich. Aber mit Liebe helfen, daß ich weiterkomme und dieses kurze Leben ein Gewinn bedeutet. Ich sehne gewiß nichts mehr herbei als Fortschritt der Menschheit, und wenn ich hoffe, etwas getan zu haben in diesem Leben, so ist es die Richtunggabe fürs nächste gewesen in diesem Sinne.

*

Johannes Daehler, stud. cam., Heidelberg,
geb. 6. Januar 1895 in Mannheim,
gef. 21. August 1916 an der Somme bei Thiepval.

... Paul hat mir seine Photographie geschickt, auf der er, mit dem Eisernen Kreuz geschmückt, wunderbar getroffen ist.
Ihr werdet es mir wohl nachfühlen können, daß ich den lebhaften Wunsch hege, gerade so tapfer und pflichtgetreu wie Paul zu kämpfen. Da wir hier jedoch fast keine Aussicht wegzukommen haben und ja jetzt allmählich der Frühling ins Land zieht, so nehmt es mir nicht übel, wenn ich mich mit der Absicht, mich wegzumelden, trage, trotz der dabei zu überwindenden Schwierigkeiten. Kinder- und Vaterlandsliebe gilt es zu betätigen. Was das höhere in der Kriegszeit ist, wißt Ihr. Ich weiß wohl, daß es meine heilige Pflicht ist, mich Euch zu erhalten, aber auf der anderen Seite ist es ein betrübender Gedanke, alte, verheiratete Landsturmleute ins Feld rücken zu sehen, und wir jungen Leute sollen zurückstehen. Ohne Euer Wissen hiervon darf ich nicht handeln, im übrigen überlasse ich alles Gottes Vorsehung, die jedem das Seine nach Recht und Gebühr zuteilen wird.

*

Karl Thomas, stud. theol., Leipzig,
geb. am 18. Oktober 1892 in Dresden,
gef. am 6. September 1916 bei Vermandovillers a. d. Somme.

Schützengraben, den 14. Mai 1916.
Heute ist Sonntag „Jubilate". Wer kann aber in diesem Kriege diese Mahnung beherzigen? Gestern abend ½9 Uhr ist Feldwebel E. auf

Patrouille gefallen. Ich kann nicht in Worte fassen, wie mich sein Tod bewegt. In diesen Tagen noch sollte er auf Urlaub fahren, auf den er sich schon seit Wochen freute, am 25. sollte er zum Leutnant befördert werden. Seine Leiche fiel in Feindeshand. Ihr wißt, wie innig wir beide in den letzten Wochen verwachsen waren, in mancher unvergeßlichen Stunde, im Gespräch über manche ernste Frage – er, der lebensfrische, von Jugendkraft überschäumender Jüngling mit seinen leuchtenden großen Augen, deren Blick ich nie vergessen werde. R. i. p.

Den 15. Mai 1916.
Den gestrigen Sonntag haben W. und ich in aufrichtiger Trauer um unseren gefallenen Freund verlebt, tief ergriffen von der Tragik seines Schicksals. Nachmittags haben wir seine Sachen eingepackt. Gestern abend ist ein aktiver Offizierstellvertreter zur Kompagnie gekommen – schon ist die Lücke, die durch den Tod von E. gerissen wurde, wieder ausgefüllt. Lücken gibt es ja beim Militär überhaupt nicht. Die Maschine geht ihren Gang weiter. Es liegt eine unendliche Tragik über unser aller Leben in der Front, die einem bei solchen Ereignissen tief zum Bewußtsein kommt. Es ist dieselbe Tragik, die über dem Menschenleben im allgemeinen liegt, die einem manchmal alle Lebensfreudigkeit rauben möchte. Los kommt man nur von ihr durch die christliche Religion, deren trostreichen Inhalt ich jetzt von neuem erleben darf. Ich habe mit E. oft über religiöse Dinge gesprochen, wir haben oft nachts zusammen zum Sternenhimmel emporgeschaut – es ist schwer, urplötzlich einen Freund zu verlieren.

Den 19. Mai 1916.
Wenn Ihr wüßtet, was er mir war! Die Freundschaft im Kriege ist viel tiefer als unter friedlichen Verhältnissen. Er war erst 18 Jahre, der einzige Sohn seiner Eltern, deren Stolz und Freude, voll glühender Vaterlandsbegeisterung, von einer tiefen Gemütsart, wie ich sie in solchen Jahren nur selten fand. Gestern vor 8 Tagen saßen wir zusammen unter dem Kruzifix auf der Höhe bei St. Erme und sahen nieder auf eine selten schöne Frühlingslandschaft im Abendsonnenschein. Wie oft fanden sich unsere Augen im gegenseitigen Verständnis und in der gleichen Begeisterung für ideale Ziele.

Wenn Eltern in ihrem Schmerz um den im Felde gefallenen Sohn etwas trösten kann, so ist es dies, daß er bis zum letzten Atemzuge treu seine Pflicht tat und sein Leben freudig hingab für die große, heilige Sache unseres geliebten Vaterlandes. Das ist das Größte und Schönste, was einem Menschen beschieden sein kann. Dazu der Glaube, daß Gottesgedanken so viel höher sind denn unsere Gedanken, als der Himmel über der Erde ist. In diesem Glauben allein können wir, wenn auch nicht die Lösung all dieser schweren Schicksalsfragen, so doch ihre innerliche Überwindung erleben. Der Krieg verschlingt die Besten, warum wohl? Weil immer die Besten und Tüchtigsten es sind, die nach Taten drängen, die ungeachtet der eigenen Sicherheit ihre Pflicht tun und ihr Leben einsetzen. — Er war einer dieser Besten. Je mehr Hoffnungen und Wünsche, je mehr Ziele ein Leben hat, um so mehr wert ist es — so war sein Leben trotz seiner Jugend unendlich reich und wertvoll. Ich werde ihn nie vergessen können.

*

Fritz Wagner, Handelshochschule Mannheim,
geb. 3. April 1894 zu Nürnberg,
gef. 6. September 1916 an der Souvilleschlucht bei Verdun.

Metz, 15. März 1916.

Ich hoffe, daß Ihr, besonders die liebe Mama, nun mit Gottvertrauen der Zukunft entgegenseht. Wie auch ich es mir zum Troste sein lasse, in der uns aufgezwungenen Notwendigkeit des grauenhaften Krieges die Zukunft eines neuen, reinen Lebensideals zu erkennen, neugebildet und begründet durch den Gedanken der Gleichachtung und Kameradschaft, des Gottvertrauens und der Zuversicht, durch reinen sittlichen Ernst, durch Vertiefung und Wiedergeburt des Geistes. Und an diesem großen, schönen Lebensziel des deutschen Volkes, wenn auch nur als winziges Pünktchen, mithelfen zu dürfen, unter Umständen unter Einsetzung des eigenen Lebens, das muß einen deutschen Soldaten mit Stolz erfüllen. Seht, liebe Eltern, dieser eine große Gedanke ist es, der mich immer wieder aufrichtet, wenn ich mal in eine nachdenkliche Stimmung komme, der mich über all dem grausamen Hinschlachten, den weiten Kampffeldern mit ihren braven Toten den Lichtstrahl der neuen Lebenssonne des deutschen Volkes aufgehen sehen läßt. Allerdings wäre es mein sehnlichster Wunsch, diesen Sonnenaufgang miterleben zu dürfen.

*

Sophus Lange, stud. phil., Kiel,
geb. 21. September 1893 in Flensburg,
gef. 6. September 1916 bei Estrées.

18. August 1914.

Wie hat man bis jetzt gelebt? Selbst ein Buch von unmittelbarer, eindringlicher Wirkung bereitete erst dann den rechten Genuß, wenn man wußte, daß nicht nur im Zimmer, sondern in der ganzen Wohnung Harmonie herrschte; beim Kaffee blätterte man in Hebbels Tagebüchern, und in an und für sich belanglosen Stunden, wie etwa Privatunterricht, bereicherte man sich durch einen Strauß Rosen, den man vor sich auf den Tisch stellte und stets anschauen konnte.
Das jetzt hereingebrochene „neue Leben" bezeichnet von all dem das Gegenteil. Und doch fühle ich mich hier nicht unglücklich, nein, sogar riesig glücklich. Das „Zu-den-Fahnen-Strömen" gerade der Gebildeten beruht sicherlich nicht nur auf der Liebe zum Deutschtum — in all dieser Robustheit und in all diesem Strohsack-Leben ist gründliche Reaktion auf jede Verfeinerung. Man sehnt sich nach dem Bewußtsein, neben tüchtigem Geist und empfänglicher Seele auch Muskeln, Sehnen und Nerven zu besitzen. Man springt hinein in den bunten Rock wie in ein erfrischendes Bad.
So kommt es, daß ich mich ärgere, wenn ich im Schatten und nicht in der heißen Sonne exerzieren muß, wenn man uns den Dienst leicht macht; so kommt es, daß ich mich nach 20 Kilometern sehne, wenn wir 10 Kilometer marschieren. Ich fühle mich ungeheuer wohl in meinem Soldatenkittel. Viel zu meinem Wohlbefinden trägt der Umstand bei, daß von den 600 Mitgliedern unseres Bataillons mindestens 450 Einjährige und davon gegen 300 Studenten sind. Danach richtet sich die Behandlung, die tatsächlich höflich und väterlich zu nennen ist; man verschont uns mit jedem Drill, jeder Pedanterie und jedem Schnanzen.

Schützengraben bei Moulin, 6. Januar 1915.

Jetzt bin ich ganz Soldat. Nur die Geistigkeit laß ich in meinem augenblicklichen Dasein zu, die unmmitelbar mein Muskelleben vertieft und erklärt. Ich kann nicht anders, ich will momentan nur „Soldat" sein, dies Wort durch meine geistige Tätigkeit von allen Seiten beleuchten und erleuchten und ausleben bis zum letzten Farbton. Danach soll sich auch meine Lektüre richten. Obgleich ich weiß, daß Kant und Goethe und Dürer und Luther, daß all dies viel schöner ist als mein jetziges Leben, obgleich ich mit ungeheuer Freude später dahin zurückkehren werde — sollte es mir vergönnt sein, überhaupt zurückzukehren —, will ich doch von all dem und für sich nichts davon wissen, sondern nur, wenn es in irgendeinem Verhältnis zum „Soldaten" steht. Schick mir deshalb aus der Reclam-Sammlung „Penthesilea"; denn darin steht die große Glut und der große Brand, der für diese meine Tage nötig ist; darin rennen so viele edle, mutige, schnaubende Pferde über das Gefilde. Schicke mir den „Prinzen von Homburg"; darin ist auch ein Teil meines Lebens verherrlicht: der preußische Drill, die geniale Maschinenmäßigkeit des preußischen „Soldaten"; schick mir den „Wallenstein"; darin ist Grey, Hindenburg, darin sind Marketender und sorglose Soldatengelage, darin sind große Haupt- und Staats-Aktionen; schick überhaupt viel Schiller, Goethe und Shakespeare, aber nicht den Faust und nicht den Hamlet; die kann ich ganz und gar nicht gebrauchen. Ich bin Soldat! Ich suche augenblicklich meinen größten Ruhm nicht darin, geistig originell und tief zu sein, sondern darin, buddeln zu können so lange und so viel wie einer, der sein Leben lang den Spaten in der Hand hatte, und darin, trotz aller Strapazen noch nicht einmal einen Schnupfen zu haben. Augenblicklich freue ich mich am meisten, wenn ich an einem besonders heißen und gefahrvollen Tag nicht bedrückt, sondern von erhöhtem Lebensgefühl und innerem Jubel durchpulst werde. Frisch und sorglos und — kurz, wie Detlev von Liliencron, ziehe ich durch Frankreich, oder vielmehr hocke ich in Frankreich. Das allein ist nämlich mein Schmerz. Ich möchte Reiter sein, nachts hoch zu Roß durch die Gegend patrouillieren, tags in Hast und Eile Meldungen tauschen von Ort zu Ort. Oder es müßte bald vorwärtsgehen: Sturm auf der ganzen Linie, vor an Paris!

Schützengraben bei Moulin, 24. April 1915.

Wir leiden beide gleich tief unter der gleichen Armut und Entbehrung: man gönnt uns nicht die Nuancen des Krieges, die wir uns wünschen; von der gewaltigen Maschinerie des Krieges hält man uns fern, Dich ganz, mich halb. Wir möchten große Hebel gezogen, schwere Kolben stampfen sehen, möchten Maschinisten erster Klasse sein, und ich bin nur einer zweiter Klasse, Du gar dritter oder vierter. Du könntest mir den Vorwurf unberechtigter Unzufriedenheit machen und könntest sagen, hier bei mir wäre die gewaltige Maschine gewaltig im Gange. Gewiß, die Maschine läuft hier wild und großartig, aber sie ist nur ein Teil des großen, ganzen Betriebs, und diesem Teil schaue ich nun über sechs Monate täglich und stündlich zu. Ich kenne ihn in seinen Einzelheiten so genau, daß ich fast alles, was ich an ihm sehe und höre, nicht mehr erlebe, sondern nur zur Kenntnis nehme. Mir ist hier das Feldsoldatentum allmählich ebenso alltäglich und grau geworden wie Dir das Garnisonsoldatentum.

Aber man wäre doch ein jämmerlicher Kerl, wenn man sich nicht endlich aus dem Mißmut und dem Gähnen herausreißen könnte, wenn man den äußerlichsten Objekten, der äußerlichsten Staffage erlaubte, einem die Lebensfreudigkeit zu zerstören in einer Zeit, wo allein schon der Gedanke, in dieser leben zu dürfen, jeden jauchzen lassen muß. Es gibt noch so unendlich viel zu verarbeiten, zu lernen und zu fühlen, um des großen Krieges würdig zu sein: Läßt man uns nicht genug Einblick eignen Auges in den Krieg, so kann uns doch keiner verwehren, eignen Auges hineinzuschauen in das Licht des Grals, um den der Krieg geführt wird. Verkehren wir mit Menschen, mehr noch, weil es leichter ist, mit Bücher und Bildern, allein unter dem Gesichtspunkt, das Deutschtum kennen und unbeschreiblich lieben zu lernen! Vergleichen wir die einzelnen Kulturen der miteinander ringenden Völker und forschen wir nach, ob „Deutsch" tatsächlich das Wertvollste und vor allem von der Gottheit Gewollte auf der Welt ist — ach, bisher haben wir das doch mehr geglaubt als gewußt und gefühlt! Wir wollen kräftig lesen! — Das Milieu läßt es nicht zu? Das Milieu *soll* es zulassen, zum Donnerwetter! Du mußt doch sicherlich der Herr bleiben können über die tückische Umwelt. Du kannst doch oft am Abend und am Sonntag eine kleine deutsche Stube aufsuchen, bei Deinen Groß-

eltern oder gar zu Hause in einem Studiergiebel mit den Frühlingsbäumen davor. Und Du kannst Dir dann da so reiche und schöne Stunden auferbauen, daß die ganze graue Woche davon Zehrung hat. Du hast Bibliotheken da und Kunstläden und einen Tisch, wo Du Deine Bücher und Bilder dann ausbreiten kannst. Du kannst Dir Dürer und die Italiener holen und ihre Madonnen geruhsam vergleichen. Du kannst das „Snobsbuch" von Thackeray, Daudets „Tartarin von Tarascon" und Wilhelm Raabes Erzählungen nebeneinanderlegen und hast vor Dir Englisch, Französisch und Deutsch. Du kannst in vollen Zügen aus immer wieder gefüllten Pokalen das Deutsche schlürfen und so eine ungeheure Sehnsucht in Dir danach entfachen, nach dem Kriege Deinen Beruf allein darin zu finden, ein Verkündiger des Deutschtums zu sein.

Und bei Dir hat diese Tätigkeit auch den realen Zweck: Du weißt ziemlich bestimmt, daß Du nicht abgeknipst wirst. Du kannst doch nur Trost darin finden, all die Kräfte, die jetzt in Dir brachliegen müssen, weil man Dich in die Heimat verbannt, zehnmal kräftiger für das Deutschtum nachher im Frieden einzusetzen als ein Feldgrauer, um ihn in seinen Leistungen einzuholen. Ach, hätte ich auch Gelegenheit, so viel zu arbeiten und so gut, daß ich im Gewissen und Fühlen ein wahrhaft begeisterter Deutscher werde. Denn nur das Wissen bringt das Gefühl. Aber was soll ich hier anfangen in meinem engen, niedrigen Unterstand, wo ich mit Maurerlehrlingen und anderen wenig verwandten, gutmütigen, aber herzlich wenig kultivierten Menschen so eng zusammenliege, daß wir uns gegenseitig den Schützengrabenstaub von den Kleidern scheuern. Ich kann hier nur dann und wann einen kleinen, hastigen Schluck aus den deutschen Quellen nehmen. Aber trotzdem will ich das Leben meistern, daß es leuchtend werde.

Bald ist der erste Mai! Denke an mich am ersten Mai. Nie ist der Mai so gefeiert worden wie dann von mir. Mit ihm soll der Mai meines Lebens beginnen, eines Lebens der Ganzheit, der Schönheit und Kraft! Nimm am ersten Mai, morgens, wenn der Tag erwacht, ein Glas Wein und trinke auf meine und Deine, auf unsere maienmächtige Zukunft. Ich werde es auch tun!

*

Max Bäßler, stud. cam. et hist., Leipzig,
geb. 19. Februar 1895 in Leipzig,
gef. 12. September 1916 an der Somme.

Bei Ypern, Mitte Mai 1915.

... Der Leutnant war da und gab mir den Auftrag, für eine würdige Bestattung unserer Gefallenen Sorge zu tragen. Die waren nämlich inzwischen von anderen Händen eingescharrt worden. Aber wir wußten die Stellen. Auf dem Rückweg nach dem Nonnenbusch sah ich rechts vom Laufgraben ein Stückel mit einer Feldpostkarte, auf der stand: Richtschütze Kurt Limke. Etwas weiter ab erkannte ich an einem kurzen Pfahl die Namen Beers und Lichtenbergers. Ich veranlaßte noch am Abend im Polygonwald das Nötige und ließ mich für den nächsten Tag vom Regiment beurlauben. Unser Werk mußte unter dem Mantel der Nacht getan werden. Schon vor 3 Uhr nachts rief Gucks wilde Stimme meinen Namen in den Unterstand. Draußen stand im tiefen Dunkel eine Schar mit Spaten und Spitzhacken. Schweigend gingen wir unseren Weg. Draußen trennten wir uns in kleinen Gruppen. Ich ging mit, Beer zu holen. Wir mußten tiefer graben, als gedacht. Häßlicher, süßlicher Geruch stieg aus der Erde auf. Rauchen durften wir nicht wegen des Feindes. Erst fanden wir einen Infanteristen, der als dritter in dieses Grab gebettet war. Dann hoben wir den armen Beer heraus. Ihn habe ich mitgetragen, vier Mann blieben da, Lichtenberger auszugraben.

Wir wickelten unseren Toten in eine Zeltbahn und befestigten Stangen zum Tragen an der Seite. Langsam ging der Tag mit blassem Rot auf. Ich mußte an das Lied von Hauff denken. Ein Toter, so primitiv gebahrt, hat schon seine Last, aber am Rande des Nonnenbusches wartete ein Wagen. Knoblauch und Hunger lagen schon darauf. Jener, den Kopf mit dem schönen dunklen Vollbart im Nacken, sah einem leidenden Christus ähnlich. Dann brachten sie Lichtenberger, der einzige, der noch wie im Leben aussah, und Zietzschmann mit blutüberströmten Antlitz. Linke war nicht gefunden worden, sein Grab war leer.

Im Polygonwald, in unserem Lager, hielten wir kurze Rast. Dann gingen wir über die alte Stellung und den alten Ablösungsweg nach

Becelaere. Dort arbeiteten die Fahrer an den Gräbern, auf einem kleinen Soldatenfriedhof neben der Kirche. Wir holten große Glasurziegel vom Dache eines Gartenhauses zum Einfassen der Gräber und brachen blühende Flieder und gelbe und rote Zweige zum Schmücken. Dann vertieften wir die Gräber noch genügend. Inzwischen hatten sich alle eingefunden, die bei diesem letzten Ehrenakt dabei sein wollten. Wir senkten die Kameraden in die Erde. Ein 248er Fahrer, Bruder vom Rauhen Haus in Hamburg, sprach herzliche Worte. Der Flieder duftete, die Zweige glänzten auf den frischen Schollen, aber ungeduldig bröckelte die Erde nach. In den Augen des alten Böhne standen ein paar große Tränen. Dann warfen wir die Blüten und Blätter auf die Toten und begannen, die Gräber zuzuschaufeln. Der letzte Dienst, den ich meinem lieben Rudolf tun konnte, war, daß ich ein blaues Käferchen von seiner kalten Wange strich. Als ich ihn am Morgen zum erstenmal im Tode gesehen hatte, hätte ich ihn beneiden können um seine Empfindungslosigkeit; aber als ich jetzt sah, wie die Regenwürmer und anderes Getier mit verschüttet wurden und das letzte Endchen Zeltbahn verschwand, freute ich mich doch, daß mir die Maisonne so schön schien und mir der Flieder duftend blühte. –

*

Max Görler, stud. phil., Leipzig,
geb. 13. März 1896 in Wittmannsgereuth,
gef. 14. September 1916 vor Verdun.

Leipzig, den 9. Juni 1916.

Lieber Vater! Ich bitte Dich hiermit um die Erlaubnis, mich am 17. Juni in Erfurt als Kriegsfreiwilliger melden zu dürfen. Seitdem ich Scheidig in den Ferien wiedergesehen habe, weiß ich, daß ich Soldat werden muß. Wir haben uns immer in der Schule an Tüchtigkeit gemessen. Wie kläglich habe ich mich jetzt im Vergleich zu ihm gezeigt! Er hat nur noch einen Bruder, und der ist auch mit im Felde. 270 Studenten sind bis jetzt von hier gefallen. Den Ernst des Krieges kenne ich. Es ist doch eigentlich gemein, die jungen Kerls für sich kämpfen zu lassen, wo man's selber kann.

Wie soll ich einmal vor meinen Schuljungen stehen, ihnen etwas von Schiller, Körner und Geschichte erzählen, ohne jeden Augenblick lügen zu müssen? Ich möchte Dich bitten, mir die Erlaubnis in der Form zu geben, wie Du es schon einmal getan hast. Du stellst mir den Truppenteil frei. Ich will dahin gehen, wo ich nach dem Ausspruch des Arztes am besten geeignet bin. Auf keinen Fall melde ich mich ohne weiteres zur Artillerie, nur dann, wenn ich dafür tauglicher erscheine. In Friedenszeiten wäre ich auch zunächst zur Infanterie gegangen. Der Onkel Albert rät mir zur Artillerie, „denn die Artillerie hat ja nicht so viel Verluste wie das Kanonenfutter, die Infanterie, z. B. soll das ganze Regiment XX bisher erst 52 Mann verloren haben, während bei der Infanterie ganze Bataillone aufgerieben sind." Gehe ich daraufhin zur Artillerie, so ist das wenig anders, als wenn der K. freiwillig in die Schweiz gegangen ist. Dahin, wo ich am meisten leisten kann!

*

Otto Heinebach, stud. phil., Berlin,
geb. 14. August 1892,
gest. 14. September 1916 zu Frankfurt im Lazarett, verwundet vor Douaumont.

Schützengraben, 22. September 1915.

Mein lieber Vater! Ich schreibe Dir heute ganz allein, denn es ist etwas Furchtbares, das ich Dir mitzuteilen habe. Vor nicht ganz drei Stunden, 11.10 Uhr, ist unser lieber, guter H., mein bester Kamerad, durch eine Granate, die ihm den Leib zerriß, gefallen. Ich schlief im Unterstand, als das Schreckliche geschah. H. war auf Posten. Man weckte mich sofort mit der Nachricht; ich eilte an die Unglücksstätte und fand ihn in seinem Blute, den Leib aufgerissen. Ich trat in seine Nähe; er sagte nichts zu mir, obwohl ich ihn anrief und er bei vollem Bewußtsein war. Als ihm ein Kamerad mein Kommen anzeigte, soll er gesagt haben: „Es hat ja alles keinen Wert." Ich ertrug den grauenhaften Anblick nicht lange, aber ich blieb in seiner Nähe, an der nächsten Schulterwehr, so daß ich alles, was er noch sagte, hören konnte. Er litt entsetzliche Schmerzen und stieß erschütternde Klagen aus. „Ach, meine

armen Eltern, meine armen Eltern!" rief er wiederholt, und „jammervoll, jammervoll!" Als der Krankenträger und der Arzt die erste Hilfeleistung an ihm verrichteten, muß er unsäglich gelitten haben; soviel ich hörte, wehrte er sich gegen den Verband, dagegen bat er um etwas Betäubendes, das ihm aber, ich glaube wegen der Verletzung des Darmes, nicht verabreicht werden konnte. Der Arzt und andre gaben ihm Hoffnung, er glaubte aber keinen Augenblick daran, er wußte, daß er nicht mehr lebend den „Punkt 80", wo sich eine Sanitätsstation befindet, erreichen würde. Das letzte, was ich von ihm vernahm, waren die Worte: „Ich sehe ja nichts mehr — ich werde ohnmächtig!" Damit hat er wohl sofort das Bewußtsein verloren im Augenblick, als man ihn auf die Bahre hob. Auf dem Wege durch den Laufgraben 6 nach Punkt 80 verschied er. Seine Leiche ist unmittelbar in der Nähe jenes Sanitätsunterstandes aufgebahrt; heute abend wird sie mit dem Wagen nach Hettencourt abgeholt, um dort in unserem Quartierdorf zur letzten Ruhe gebettet zu werden.

Manchmal kann ich das Entsetzliche noch gar nicht fassen. Oh, welche Wut über den gräßlichen Krieg in mir aufstieg, als ich den lieben, edlen, hochstrebenden Menschen, der eine adlige Seele in seiner Brust trug, jämmerlich zerfetzt am Boden liegen sah. Laß mich schweigen von dem Unabänderlichen. Unserem lieben Freund war es wenigstens vergönnt, nur wenige Minuten die furchtbaren Schmerzen dulden zu müssen, und er hat seine Lieben und sie ihn nochmals gesehen. Vor fünf Tagen war er aus Urlaub gekommen. Wie froh war ich gewesen, daß ich ihn wieder hatte, den einzigen in meiner ständigen Umgebung, der mir innerlich wirklich nahestand. Heute nacht standen wir dreimal zusammen Posten, fünf bis sechs Stunden, und er mußte mir von zu Hause erzählen, von Euch und den anderen. Wir sahen zusammen den neuen Tag heraufdämmern, und ich sprach Fausts Worte vor mich hin. Wie so oft äußerte er auch in dieser Nacht seinen Abscheu gegen den Stellungskrieg mit seinem Verkriechen in die Erde, in die Stollen, seinem Feigemachen, dem Verdammtsein zur Passivität. „Wenn es nur endlich einmal vorginge! Ich hab's dicksatt!" Im offenen Gefecht, beim Sturmangriff unter Hurrarufen wäre ihm der Tod willkommen gewesen, so wie ihn sein Bruder gefunden. Es war ihm nicht beschieden. — Man fand bei ihm die Reclam-Übersetzung von Tilliers „Onkel

Benjamin", ganz mit Blut besudelt; er muß noch zuletzt darin gelesen haben. Er hatte sich das Buch auf meine Empfehlung hin schicken lassen, hatte erst mit seiner Lektüre begonnen und sprach heute nacht davon mit höchstem Entzücken, als wir auf Posten standen. Unter anderem erzählte er von einer geistreichen Stelle über den Krieg. Heute morgen sagte er zu mir im Unterstand: „Nachher bekomme ich Besuch, ich freue mich darauf." „Wen denn?" fragte ich. „Meinen Onkel Benjamin." — Es war der letzte Genuß, den der liebe, edle Mensch gehabt hat.

Achiet le Petit, 30. Dezember 1915.

Manchmal scheint es mir, als müßte die allgemeine Friedenssehnsucht aller Völker schließlich doch das Ende des Mordens notwendig herbeiführen. Man müßte ja sonst an den menschlichen Dingen verzweifeln. Gestern hörte ich glaubwürdig erzählen, daß auf die Greuel von Loos an einer Stelle der dortigen Front eine Zeit völliger, wie verabredeter Waffenruhe folgte; beide Teile bewegten sich unbekümmert auf Deckung unter den Augen des wenige Meter entfernten Gegners, und von beiden Seiten fiel kein Schuß. Ich glaube, solches Verhalten, ob es nun wirklich einmal vorgekommen ist oder nicht, entspricht am besten der Stimmung auf beiden Seiten, und ich könnte mir denken, daß die allgemeine Kriegsmüdigkeit schließlich einen solchen Grad erreichte, daß sie zu einem derartigen Entente cordiale der feindlichen Heere ohne diplomatische Präliminarien führte. Dann endete freilich der Weltkrieg, der mit so unerhörten Sturmfluten nationaler Begeisterung einsetzte, wie eine Farce, aber ich glaube, die Weltgeschichte kennt mehr solcher Tragikomödien, und wohl nicht jeder große Geist hat in ihr das Weltgericht gesehen; es gibt Skeptiker, die ein scharfes Auge für ihre Widersinnigkeiten, Grotesken und Ironien haben und sich nicht die Mühe geben wollen, sie hinwegzustilisieren.

Vor Verdun, Freitag, den 18. Februar 1916, abends [am Vorabend seiner tödlichen Verwundung].

Im Sanitätsunterstand, wo wir für einen Tag in Reserve liegen, herrscht eine erstickende Hitze. Der Raum ist gestopft von Menschen; draußen Regen wie immer. Vorhin kam die Nachricht, daß der An-

griff weiter um 24 Stunden verschoben, und bald darauf die Parole, daß er nunmehr auf den 20. festgesetzt sei. Das scheint definitiv zu sein, trotzdem keine Aussicht auf eine Besserung des Wetters besteht. Übrigens soll es mit Tornister gehen, unter Zurücklassung alles Entbehrlichen. –

Ich nehme Abschied von Euch, Ihr geliebten Eltern und Bruder, aus tiefstem, übervollem Herzen; Dank, innigen Dank für alles, was Ihr an mir getan. – Sollte ich bleiben, so tragt es, ich bitte Euch herzlich, mit Fassung; – bedenkt, daß ich doch wohl nie zu einem vollen Glück und Zufriedenheit gelangt wäre, vielleicht wäre bis zum Ende ein klaffender Riß durch mein Leben hindurchgegangen: Der Widerspruch zwischen Wollen und Können, Streben und Gelingen, Sehnen und Wirklichkeit, die Tragik halbbegabter Naturen, die sich durch ewige Selbstkritik, da ihnen der Weg zum schöpferischen Gestalten für immer verschlossen bleibt, im langen Zersetzungsprozeß zugrunde richten. Ich bin ja von Hause aus ein Melancholiker.

Und auch von Dir nehme ich heute Abschied, geliebter Freund, mein Friedel; sollte ich bleiben, so bedenke, daß Edlere, Wertvollere als ich dem dumpfen Verhängnis der Rassen zum Opfer fielen; Du weißt es, daß ich ungern, sehr ungern sterben würde, aber es steht nicht in meiner Macht. – Wir hätten noch schöne köstliche Jahre miteinander genießen können, vielleicht müssen wir darauf verzichten. Halte auch Du Dich aufrecht, sollte Dir die Kunde von meinem Tode kommen, und ehre mein Gedächtnis im ferneren rücksichtslosen Streben nach Erkenntnis, der Erkenntnis, wie wir sie miteinander verstanden haben, die vor keinem Abgrund zurückschreckt, der keine Wahrheit zu furchtbar ist. Das intellektuelle Gewissen bleibe auch künftig Deine und unsere Scham.

Lebt wohl. Ihr wißt und kennt die, die meinem Herzen nahegestanden, und Ihr werdet auch ihnen meine Abschiedsgrüße sagen. – Und so lösche ich denn mein Dasein aus in Gedanken am Vorabend der furchtbaren Schlacht und denke mein Selbst hinweg aus dem teuren Kreise, dem es als geliebtes Glied angehören durfte. – Auch die Lücke, die ich hinterlassen würde, muß sich schließen – der unendliche Reigen der Geschöpfe läßt sich nimmer beirren –, ich segne ihn, ein winziges Glied, das ihm angehörte, in alle Zukunft! Und bis in Eure letzten

Tage gedenkt mein, ich bitte Euch, in milder Liebe, ehrt mein Gedächtnis, ohne es zu übergolden, und bewahrt mich in treuen, zärtlichen Herzen.

*

Ernst Dieterich, stud. theol., Tübingen,
geb. 20. Januar in Gomadingen, O.-A.. Münsingen,
gef. 15. September 1916 bei Rancourt (Somme).

15. Dezember 1914.

... Bei uns weihnachtet es sehr, schon seit Wochen. In den meisten Päckchen, die wir erhalten, sind Tannenzweige. Ich habe einen Stützbalken in meiner Deckung, der ist ganz verziert mit deutschem Tannenreis und Weihnachtskarten. Da ich keine Reißnägel habe, binde ich alles mit Schnüren fest. Das muß ein schönes Weihnachten werden in Feindesland, weil wir uns ganz wie Kinder darauf freuen, wie leider schon lange nimmer. Hier erst ist einem die Friedensbotschaft recht lieb und ihrer Größe verständlich. Der Schrecken der Schlacht hat mein hartes Herz nicht erschüttern können. Ich bin bloß kaltblütig und gleichgültig gegen Gefahren geworden. Früher betete ich: „Herr, erschüttere mich, daß ich Dich erkenne!" Nun geht's mir wie dem Propheten Elias, daß Gott sich mir in stillem, sanftem Sausen kundtut. Es ist etwas Wunderbares und viel größer als die Schlachtenstürme, als der Kampfesmut der Krieger, diese wunderbare Liebe, die wir hier im Felde erfahren dürfen.

*

Hans Stegemann, Forstbeflissener, Hochschule Eberswalde,
geb. 28. März 1893 in Wutzenow, Kr. Prenzlau,
gef. 20. September 1916 bei Swinjuchy in Wolhynien.

Frankreich, etwa 100 Kilometer vor Paris, Straße Cambrai – Peronne, 28. August 1914.

... Unsere Leute wie Helden, keinen Schritt zurück. Vizefeldwebel Struck fiel neben mir, ein guter Kamerad, Lungenschuß, sofort tot.

Wir haben ihn auf dem Kirchhofe Caffenciers zusammen mit dem Leutnant Lorenz von uns beerdigt, die Leiche hatte ich mit Tannenreisig umhüllt, da ein Sarg nicht zu beschaffen war; auf dem Grabhügel wurde ein Kreuz errichtet. Mein Leutnant Rogge erhielt einen Schrammschuß durch den Tschako auf die Schädeldecke; er fiel gleich um, war aber nur betäubt. Jetzt ist er fidel und reitet schon wieder mit. Gefreiter von Heimburg fiel mit den Worten: „Wir siegen doch!" und lächelte. Am Tage nach der Schlacht war ich in der Kirche, die in ein Lazarett umgewandelt war. Den Leuten mit Lungenschüssen geht es sehr gut, fast besser als den Leichtverwundeten. Die Lunge schließt sich leicht, da Vollschüsse ein kleines Loch machen und glatt durchgehen. Alle fragten nur immer: „Feldwebel, wie steht's denn, geht's wieder gut?" „Kinnings, ich komme eben von vorne, es geht alles gut, wir sind weit vorgekommen; die Engländer haben mächtig eins ans Maul bekommen." Dann lächelten sie und schliefen wie selige Kinder ein, alle ruhig und zuversichtlich, sie leiden ohne zu klagen. Die Schwerverwundeten sind schrecklich anzusehen, besonders jene, die bewußtlos phantasieren. Gestern bin ich über das Schlachtfeld geritten. Ungefähr zehn Engländer kommen auf einen von uns. Vom Schlachtfeld schreibe ich nichts weiter. Wie man aus der Schlacht heil herauskommt, scheint einem unverständlich. Man wird ganz kaltblütig und ruhig. Meine Pfeife ist mir den ganzen Tag nicht ausgegangen. — Alle Armeen Richtung Paris, wir auch!

Coucy le Château, 18. September 1914.

Von rechts kommt ein Radfahrer die steile Höhe herunter, mehr getrudelt als gefahren, atemlos: „Meldung vom Major (Name unverständlich), Jäger sind ohne Munition." Mein Fuchs bekommt die Sporen. Herumgerissen, im Galopp zurück. Ich finde einen Patronenwagen von den Jägern. „Galopp! Rechts schwenkt, marsch!" Immer Galopp, feste auf die Gäule gehauen. Die Höhe hinauf, vorwärts, vorwärts, durch die schweren Geschütze hindurch, die über uns wegfunken. Man sieht die großen Zuckerhüte fliegen, weil wir gerade von hinten darauf sehen, wo das Auge den Eindruck länger behält. Immer vorwärts! „Wo liegen die Jäger?" rufe ich jedem zu. Die Schrapnells platzen, Verwundete humpeln und kriechen zurück. Auch ein Jäger.

Arm kaputt. „Na, Junge, wie geht's?" Er lacht fröhlich übers ganze Gesicht. „Gut, gut, sie kriegen wieder Senge. Bloß Patronen, Feldwebel!" „Adieu, laß dir's gut gehen, gute Besserung." Immer im Vorbeitraben — — das letzte hinterhergebrüllt.

Wieder ein grüner Rock. Ein Gefreiter geht zurück. „Nanu, was ist los?" „Keine einzige Patrone mehr." „Herrjeh, da sind ja welche." „Gott sei Dank!" „Rauf auf den Wagen. So, nun zeige Bescheid." Noch ein kurzer Trab, da liegen sie schon. Als sie mich sehen, verfeuern sie die letzte Munition. Es gibt ja neue. Viertausend habe ich mit. Inzwischen fängt es an, ernst zu werden; der Mann, der eben noch auf dem Patronenwagen saß, liegt daneben. Sein Bein ist kaputt; es ist jetzt schon abgenommen. Ich halte hoch zu Roß neben einer Artilleriemunitionskolonne, sechs Wagen, dazu meine Patronenwagen. Der Gegner hat sich eingeschossen. Jetzt geht der Zauber los, sss . . . rrr . . . sch! geht es, wie wenn ein Riese mit einem Stock ins Laub der Eichbäume schlägt. Von dem fünften Artilleriewagen liegen die Gäule alle da (der nächste ist heil), drei Pferde rechts, drei Pferde links und halten die Beine hoch und strampeln. Die Bedienungsmannschaften kriechen am Boden umher, viele sind tot. Eben war die Kolonne noch heil und fidel. Und nun sieht es aus, als ob jemand mit einer großen Fliegenklappe zugeschlagen hat. Mein Wagen hält mitten dazwischen, das Gepfeife geht immer weiter. Vorläufig steige ich nicht ab. „Wen's trefft, den trefft's", sagt mein Jäger immer; er hat recht. Meine Leute laden aus mit einer Ruhe, als ständen wir am Sonntag in Görlitz auf dem Dorfplatz, sie zählen wie beim langsamen Schritt: einhundert, zweihundert, dreihundert, vierhundert und so weiter; sie stapeln die Päckchen auf. Die Jäger kommen und holen sich die spitzen Dinger mit Ruhe. Die Engländer laufen ja nicht weg und die Holsteiner kommen nicht aus der Ruhe. Wenn eine „schwere" pfeift, grienen sie und pfeifen mit dem Munde den Ton nach. Als einer meine brennende Pfeife sieht, sagt er: „Donnerwetter, das ist auch wahr", holt sich eine lädierte Zigarre heraus und raucht. „Sie wär' mir doch beinah kaputt gegangen." Immer Ruhe. Einer nimmt den Tschako ab und besieht ihn. Völlig durchlöchert: „Wenn dat man nicht dörchregent nu" — und setzt ihn wieder auf. „So, nun habt ihr Patronen." Mein Gaul fällt unterm Sattel und stangelt. Ich habe jetzt keine Zeit, bringe

Munition in die Schützenlinie. Als ich zurückkomme, kommt er mir ganz fidel entgegengewiehert und beschnuppert mich. Er hat drei Streifkugeln hinten und nur einen Schreck bekommen. Ich habe einen Schuß durch die Gamasche. Es ist dieselbe Stelle wie damals. Ich muß mir nun schon die dritten Gamaschen kaufen. Ein Schuß ging durch den Rockärmel; der wird genäht. Die teure Haut ist unverletzt.

23. November 1915.

Morgens um 7 Uhr rücken wir ab aus Novaja; eigentlich ist es schade, ich hatte die Kompagnie so nett eingebaut. In Smielina auf der großen Straße versammelt sich das ganze Bataillon und biegt bald nach Norden ab. In Lautzensee, wo ich bei der 6. Kompagnie, die dort Divisionsstabswache hält, einen Sattelschnaps genehmige, und über Kompinischki geht es nach Norden. Wir haben zunächst ganz blendendes Wetter. Rußland zeigt sich mal von der freundlichen Seite. Am selben Tage ändert sich jedoch noch das Gesicht. Am Vormittag lacht die Sonne, blauer Himmel über den herrlichen Seen und schwarzen Fichten. Ab und zu eine kleine Marschpause. Es ist doch nett, wieder mal in Bewegung zu sein. Auch das, was vor einem liegt, dunkel und ungewiß, hat einen eigenartigen Reiz. Wir marschieren auf Steinsee, wo wir zu Mittag rasten. Die Wege waren schlechter und schlechter geworden, weil das Gelände ganz flach wurde und die Seen durch weite Sumpfwiesen miteinander verbunden waren. Die Folge war, daß zunächst meine Feldküche an einer üblen Stelle, wo ein Bach den Weg kreuzte, steckenblieb und rettungslos festsaß. Die anderen Kompagnien hatten mehr Glück und bekamen ihre Küchen heran. Schließlich nach langem Marsch im Quartier. Scheunen, die sich überlegen, nach welcher Seite sie umfallen sollen. Dickes Schneegestöber. Die armen Kerls in offenen Scheunen in der Dezembernacht, aber alles kriecht so bald wie möglich unter. Hier und da glimmt die letzte Zigarre auf. Schließlich kommt ein Lied, bald wird es kräftiger, mein Lieblingslied:

Im Marschquartier auf hartem Stroh
streck ich die müden Füße,
und sende in die Nacht hinaus
der Liebsten meine Grüße.

Nicht ich allein hab's so gemacht,
Annemarie.
Von seiner Liebsten träumt bei Nacht
die ganze Kompagnie,
die ganze 8. Kompagnie.

Wir müssen mit dem Russenpack
gar blut'ge Schlachten schlagen;
von einem Wiedersehenstag
kann ich dir noch nichts sagen.
Vielleicht werd' ich bald bei dir sein,
Annemarie,
vielleicht scharrt man schon morgen ein
die ganze Kompagnie,
die ganze, ganze Kompagnie.

Und schießt mich eine Kugel tot,
kann ich nicht heimwärts wandern;
dann wein' dir nicht die Äuglein rot
und such' dir einen andern.
Nimm einen Burschen schlank und fein,
Annemarie.
Es braucht ja nicht grad' einer sein
von meiner Kompagnie,
von meiner lieben 8. Kompagnie.

Schwermütig verhallt das Lied; es klingt nach in einem: „Vielleicht scharrt man schon morgen ein die ganze Kompagnie". Ich suche ein Quartier. Wir kriechen alle bei einer Panjefamilie unter. Zuerst Begrüßung und Gastgeschenk in Gestalt von Rum, der aus einem zerbrochenen Glas mit Schmatzen und Wohlbehagen getrunken wird. Darauf eine Zigarre an den Pan, welcher sehr aufgeregt ist, weil unsere Burschen etwas von seinem Dach abdeckten mit der Begründung, es sei ihr Bett. Die Zigarre beruhigte ihn.
Nach den üblichen Versicherungen, daß alles sabrali (futsch) ist, holt die Madja einen Samowar, es gibt noch tadellosen Tee. Um

Beleuchtung zu haben, trägt unsere Wirtin auf ihren Gängen in der Stube einen brennenden langen Kienspan im Mund. Wir haben wenig zu essen. Das Letzte muß herhalten. „Kümmerlich sucht das Eichhörnchen seine Nahrung." Ich liege noch lange wach. Mich läßt die Sorge um das Herankommen der Feldküche nicht recht zur Ruhe kommen. Was soll werden, wenn wir morgen nichts zu essen bekommen? Darum lasse ich mir meinen Meldereiter kommen, schreibe einen Brief an meinen Feldwebel, der die Bagage nachführt, daß unter allen Umständen die Küche, tot oder lebendig, heran müsse. Gerade will mein Meldereiter lostosen, da steht der Feldwebel in der Tür, nachts um 1 Uhr, und meldet: „Herr Leutnant, Feldküche zur Stelle!"

Der Feldwebel lagert sich auch noch neben uns und bald pennen wir den Schlaf des Gerechten, den wir arg verdient haben. Ab und zu quiekt ein Kind. Dazu quietscht die russische Wiege: eine lange elastische Stange quer durch die Stube, an deren Ende eine Kiste an vier Stricken hängt. Nebenan kläfft ein Köter, es brüllt und brummt die letzte Kuh und grunzt sich Schwinje letztes, was beides dem Panje keiner nehmen darf, denn Hindenburg hat's so befohlen. So vergeht die Nacht. Wanzen und Flöhe konstatiere ich noch soeben, aber das ist ja klar.

29. Dezember 1915.

Augenblicklich geht es mir so ausnehmend gut, daß ich hier gar nicht weg will. Wenn der Krieg nur nicht aufhört, bevor die Schnepfe zieht. Das muß herrlich sein in diesen wunderbaren Wäldern.

Am Heiligen Abend revidierte ich zunächst so um 7 Uhr meine Posten an der Düna, vorher hatte ich mich an einer landschaftlich schönen Ecke dieser unvergleichlichen Waldungen mit der Pfeife im Munde gesetzt; ich sah viel Wild, sogar eine Elchkuh mit Kalb konnte ich beobachten. Es war ein ganz unvergeßlich schöner Abend. Geschossen habe ich nicht. Das war die Einleitung zu meiner Weihnachtsfeier, vielleicht sogar mein eigentlicher Gottesdienst.

Die Posten revidierte ich dann mit meinem Gefreiten Haupt zusammen. Dummerweise hatten wir keine Schneemäntel angezogen. Als ich mit ihm so auf dem Eise der Düna stand und gerade probiere, ob es

schon halte, schoß der Kerl von drüben und schoß richtig meinen Gefreiten mit dem ersten Schuß an. Leichter Fleischschuß durch Oberarm und Schulter. Es war mondhell und wir auf dem Schnee gut zu sehen. Wir warfen uns gleich nieder, eine kleine Bodenwelle war da. Ich habe dem Ruski erst mal ein paar Patronen rübergehauen in sein Horchpostenloch, das am anderen Ufer deutlich zu sehen war. Ob ich ihm eine verpaßt habe, weiß ich nicht. Jedenfalls stellte er die Nase weg und hielt's Maul. So konnte ich meinen guten Haupt in einem kleinen Graben erst richtig verbinden. Das war ziemlich schwierig, da sich der Bengel so blödsinnig dick angezogen hatte und ich alles aufschneiden mußte. Inzwischen kam mein Doppelposten heran, verhielt sich sehr vernünftig und hielt Iwan im Schach. Darauf gingen oder vielmehr krochen wir zum Unteroffiziersstand zurück. Ich telephonierte nach meinem Schlitten, der Haupt zurückfuhr, da er inzwischen infolge Blutverlust schlapp machte. — Darauf ging ich von Feldwache zu Feldwache. Überall brannte ein Bäumchen. Besonders von außen durchs Fenster sah es famos aus. Liebesgaben waren auch genug da und es hat jeder doch den Zauber des Weihnachtsfestes gespürt, vielleicht mehr wie in früheren Jahren. Darauf begann um 10 Uhr in meinem Blockhaus mein Weihnachten. Die höheren Offiziere kamen auch noch, ebenso Leutnant Gottschalk von meiner Kompagnie. Es war riesig nett, wir hatten viel Sekt heranbekommen. Vor allen Dingen hatte mein Bursche ein reizendes Bäumchen gemacht. Bei Handharmonika wurden Weihnachtslieder gesungen; es war so, wie es Weihnachten sein mußte. Ruski verhielt sich ruhig und hielt Frieden.

Malepartus a. d. Düna, 13. April 1916.

Wir haben sehr schwere Tage hinter uns. Es war diesmal nicht Ruski, mit dem wir zu kämpfen hatten. Abgesehen von einiger Artillerietätigkeit und schwächlicher Patrouilletätigkeit hat er hier bei uns nichts unternommen. Aber das Hochwasser kam uns am 2. April nachts mit elementarer Gewalt und Schnelligkeit über den Hals. Schon am Nachmittag waren die überschwemmten Wiesen vor unserer Stellung so erheblich gestiegen, daß ich meinen Postierungen, die ja eineinhalb Kilometer vor uns an der Düna lagen, auf einem üblen Kahn die nötige Verpflegung senden mußte. Am Abend waren zwei

meiner Telephonisten, um zu versuchen, die telegraphische Verbindung zu erhalten, und zwei Leute, die Essen nach vorne bringen sollten, mit einem Kahn unterwegs nach Geikli. Sie wurden überrascht durch das Hochwasser, dazu kam starker Eisgang. Das Wasser stieg in einer Stunde um anderthalb Meter, der Kahn kenterte, weil er von den Schollen bei sehr starker Strömung erdrückt wurde. Nun stockdunkle Nacht. Uns in der Hauptstellung kam das Wasser ebenfalls über den Hals. Wir mußten im Nu sieben Blockhäuser räumen. Auch ein Offiziersunterstand versank im Wasser. Dauernd schossen wir mit Leuchtpistolen, um den Leuten, die im Kahn gewesen waren, zu helfen. Hilfe bringen konnten wir nicht, da der gekenterte Kahn der einzige gewesen war. Verschiedene Leute, auch ein Offizier, schwammen hinaus und stellten fest, daß unsere Kameraden sich an ein Bäumchen festgeklammert hätten. Helfen konnten sie ja bei der Strömung und bei dem Eisgang nicht. Diese Leute, die hinausgeschwommen waren, bekamen wir Gott sei Dank, wenn auch völlig erschöpft, zurück; es war ja eigentlich sinnlos, hinauszuschwimmen. Nun die herzzerreißenden Rufe meiner Leute, die nach mir um Hilfe riefen und allmählich leiser wurden. Der Ruski schoß mit Infanterie und Artillerie dazwischen; darauf mußten wir vom Drahthindernis weg, weil das Wasser uns fortdrängte. Endlich bekomme ich hinten Telephonverbindung mit unserer weit hintenliegenden 7. Kompagnie. Dort war ein Kahn. Leutnant Jakobs fuhr von dort sofort auf die Unfallstelle los, die ich inzwischen von dem linken Teil meiner Stellung, der hoch liegt und nicht gefährdet war, mit dem Scheinwerfer beleuchtete. Darauf gelang es mir, noch einmal bis an den Waldrand vorzudringen, konnte mich dort allerdings nur mit Mühe halten; da erkannten sie mich an der Stimme und antworteten. Leider war mein kleiner Gefreiter Mondry, 16 Jahre alt, schon ertrunken. Den Leuten rief ich zu, sie sollten noch eine Stunde aushalten, sich mit den Hosenträgern festbinden; in einer Stunde käme ein Boot. Sie verstanden mich auch und antworteten. Die Situation verschlimmerte sich ja nun bei der steigenden Flut von Minute zu Minute. Schon am Abend um 6 Uhr hatte ich, Gott sei Dank, so mit dem Gedanken, besser ist besser, Pferde von mir fortgeschickt, um ein Boot aus dem Pionierpark zu holen. Das war unser Glück. Denn es saßen ja noch dreißig Leute von mir in den

Häuschen an der Düna, die bis zu den Fenstern im Wasser standen. Mit Mühe und Not kam ich vom Drahtverhau zurück. Dahl war bei mir. Ich war vollständig erstarrt und fertig. Ich zog mich schnell um, trank fünf Schnäpse und steckte mir eine Zigarre an, dann ging's wieder. Die Uhr war jetzt 2 geworden; da kam ein Boot. Plötzlich großer Jubel vorn am Scheinwerferkegel: ein Boot mit fünf Köpfen darin: Leutnant Jakobs, ein Pionier, drei Gerettete. Der kleine Jakobs hatte es fabelhaft schneidig gemacht, auf einem lecken, schlechten Kahn — bei der Strömung. Die drei Leute waren vollkommen erstarrt. Ich ließ sie sofort ins Revier schaffen. Jakobs habe ich zur besonderen Auszeichnung eingegeben, seinen Pionier auch. Die drei Leute tun heute schon längst wieder Dienst. Noch vor Morgengrauen kam unser Boot, das ich hatte holen lassen. Die Strömung ließ nach. Vor Tagwerden hatte ich alle meine Leute zurück bis auf den kleinen Mondry, dessen Leiche wir natürlich auch nicht hatten bergen können. Es ging mir furchtbar nahe, zumal ich ihn immer um mich hatte. Die Postierungen holten wir zurück. Ich hatte die Feldküche herandirigiert mit Grog usw. So kam dann alles wieder in Ordnung. Die Leute, deren Unterstände ersoffen waren, konnte ich alle unterbringen, meine ganze Stellung ist perdü, dafür liegt ein See von 3 km Durchmesser vor uns. Jetzt sind meine Posten schon wieder vorn auf den kleinen Inseln an der Düna in den einzelnen Häusern. Kahnverkehr, natürlich nur nachts. Wasserkabel ist gelegt, auch Telephonanschluß usw. ist in Ordnung. Leider sind bei unserem Truppenteil recht ernste Hochwasserverluste zu beklagen. Auch bei unserer 5. Kompagnie sind fünf Mann ertrunken.

18. Juni 1916.

25 km nordwestlich Luck kurz vor dem Angreifen. Tag für Tag schwere Verluste. Doch es geht glänzend vorwärts. Es wird angegriffen wie in alten Tagen zu Anfang des Feldkrieges. Wie unter Friedrich Rex! Große Erfolge an Beute usw. Der Geist ist glänzend. Es ist schön, unsere alte Kraft, die doch selbst mich alten Krieger immer aufs neue ergreift, wieder zu erproben. Ruski hat wahnsinnige Verluste und kriegt tüchtig was aufs Dach. Ich habe seit vier Tagen nicht gepennt. Schickt Zigarren, ich rauche ununterbrochen.

4. August 1916.

Hier war großer Jubel darüber, daß Hindenburg (jetzt in Brest-Litowsk) den Oberbefehl übernommen hat bis zur Armee des unbesieglichen Bothmer ausschließlich. Die rechte Flügelheeresgruppe von Hindenburg, diesem unterstellt, ist Exzellenz Litzmann aus Neu-Globsow am Stechlin, der uns heute als sein altes Leibregiment aus der Masurenschlacht begrüßen wollte. Die Parade ist wegen des Regens ausgefallen. Litzmann soll sich 40 Korps mitgebracht haben. Hindenburgs Führung ist für uns alle ein ungemein beruhigendes Gefühl; denn unter ihm ist uns ja nie etwas mißlungen. Die Leute waren derart vergnügt bei der Nachricht, daß ich mich über meine Hanseaten und Mecklenburger und Holsteiner gewundert habe. An Urlaub für mich ist natürlich nicht zu denken. Ich überlasse meine Kompagnie jetzt keinem andern. Ich fühle mich übrigens als Kompagnieführer viel wohler wie als Adjutant. Ich brauche das Bewußtsein: „Du hast die Verantwortung." Adjutant ist so ein unverantwortlicher Redakteur.

3. September 1916.

Hier bei Swinjuchy ist der Teufel los. Schwere, aber siegreiche Kämpfe, habe furchtbare Tage hinter mir. In der Kompagnie habe ich am 31. August sämtliche 3 Offiziere und 50 Mann verloren, meistens im Nahkampf. Ich selber bin gesund und munter wie durch ein Wunder. Urlaub ist genehmigt. Ich verlasse jedoch meine Kompagnie nicht, da ich der einzige Offizier bin. Vor der russischen Offensive, die restlos abgeschmiert ist, habe ich Rudolf Nitschke getroffen. Ich liege in Stellung, der Russe greift täglich an, wird jedoch unter wahnsinnigen Verlusten abgewiesen. Lieb Vaterland, magst ruhig sein!

6. September.

Gesund und munter. Heute hat mir Exzellenz Litzmann das Eiserne Kreuz 1. Klasse angeheftet. Er läßt sich empfehlen und läßt Euch seinen Gruß und Dank übermitteln. Er sagte wörtlich: „Grüßen Sie Ihre Eltern und besonders Ihre Mutter von mir und schreiben Sie: Ich beglückwünsche sie zu dem Erfolg ihres Sohnes, der durch seine Tapferkeit und seinen Schneid mit Hilfe seiner herrlichen Kompagnie

durch seine Gegenstöße die bereits durchgebrochenen Russen vertrieben und von meiner Armeegruppe durch seinen Sturm auf Höhe 259 schwere Gefahr abgewandt hat."

Meine Freude könnt Ihr Euch denken. Ich habe mir diese hohe Auszeichnung verdient. Ich war jetzt dreimal eingereicht. Die Freude meiner Leute ist größer fast als meine. Und ich bin mir bewußt, was ich meiner Kompagnie verdanke. Nicht zuletzt denen, die jetzt still und stumm mit geballten Fäusten und friedlichen, fast frohen Gesichtern, weil sie unsern Sieg noch im Sterben sahen, unter dem Rasen liegen. — Das eine weiß ich seit jenen furchtbaren Tagen: Wenn wir auch fallen, wir können durch den Tod nicht besiegt werden. Denn der deutsche Gedanke wird siegen, der deutsche Geist ist unüberwindlich bis in alle Ewigkeit. Gott erhalte unser Vaterland!

Im Felde, 11. November 1916.

Sehr geehrter Herr Pastor!

Soeben erreichen mich Ihre Zeilen vom 3. d. M., und tiefergriffen von Ihrem so berechtigten Schmerz will ich sie sofort beantworten. Am 15. September habe ich mit einem anderen General den Abschnitt getauscht; ich wurde sein südlicher Nachbar, während ich vorher der nördliche war. So habe ich auf den Kampf am 20. keinen Einfluß gehabt, aber tags darauf hörte ich schon von unseren dabei erlittenen Verlusten und auch von dem Heldentode Ihres lieben Sohnes. Ich war durch die Nachricht erschüttert, denn Ihr Sohn war meinem Herzen nahegekommen, weil er in vorbildlicher Tapferkeit für die Waffenehre meiner Truppen eingetreten war. Es war mir eine besonders große Freude gewesen, ihm am 6. September bei Koniuchy in Gegenwart seines Regimentskommandeurs das heilige Ehrenzeichen an die Brust zu heften. Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin spreche ich nun meine innige Teilnahme aus. Sie können aber beide stolz sein auf diesen Sohn und können sich sagen, daß Sie dem Vaterlande ein Opfer gebracht haben, das auch in seiner Nachwirkung auf das tapfere 265. Regiment seinen köstlichen Wert behält. Unsere Helden fallen nicht umsonst und sie leben fort für uns durch ihr leuchtendes Beispiel. Leutnant Stegemann, der die zurückeroberte Höhe 259 durch 5½ Stunden gegen vielfache Übermacht mit zähester Tapferkeit be-

hauptete und erst, als die letzte Patrone verschossen war, sich mit seinem Häuflein durch die Russen hindurchschlug, bleibt unvergessen. Wenn ich dereinst mein Kriegstagebuch veröffentliche, soll ihm darin ein ehrenvolles Denkmal gesetzt werden. Nun gestatten Sie mir, den Eltern meines lieben jungen Kameraden im Geiste die Hände zu drücken als

Ihr aufrichtig mitempfindender
Litzmann,
General der Infanterie und Armeegruppenführer.

*

Adolf Beck, stud. iur., Leipzig,
geb. 30. April 1894,
gef. 21. September 1916 bei Korytnika (Wolhynien).

Am Serwetsch, 17. August 1915.

Wir liegen in der Schlucht, in der wir die ersten Tage des Angriffs zubrachten. Es ist wieder recht gemütlich. Aber wie mancher ist nicht mehr dabei. Die Sonne leuchtet in schönstem Glanze. Ein schöner Spätsommer-Frühherbsttag. Die Zeit der weiten Felder und weißen Wolken, die Zeit der Wanderlust und Sehnsucht ist wieder da. Kaum daß Sommer war, ist man unmerklich in den Herbst geglitten. Habe heute schon einige Äpfel gegessen. Auch die Winden blühen, und dann geht ja der Sommer zu Ende. Ob wohl der Frieden bald kommt? Ich habe noch nie und nirgends solche Blumenpracht gesehen wie hier. All das früher bebaute Land trägt jetzt die prächtigsten Blumen, die man Unkraut zu nennen gewohnt ist: Wucherblumen, Kamillen, Kornblumen, Rittersporn und Mamas Lieblingspflanze, der gelbe Frauenflachs, zeigen ihre leuchtenden Blüten. Böcklinwiesen, der Serwetsch dazwischen mit Badenden, darüber weiße Wolken im Böcklinblau. Es ist wirklich schön hier. Gestern ein wunderbarer Abend. Ich war zu Wildes Grab. Solange war mir alles nicht zum Bewußtsein gekommen in der Hast des Grabenkrieges. Aber als ich jetzt auf den stillen Kirchhof kam und unter den Gräbern suchte und auf einer eingesteckten Tafel las: Vizefeldwebel Wilde † am 10. August 1915, kam mir alles so fürchterlich vor. So ein Menschenleben wieder dahin. 30 Jahre hat ihm das Schicksal gegönnt. 30 kurze Jahre, und nun war er am Ziel. Es ist alles so unbegreiflich, so unsinnig. Ich denke noch an die letzten Tage in Stralsund, wie wir mit seiner kleinen Braut zusammen waren. So fidel. Und wie Frau Jänicke und sie in Stettin auf dem Bahnhof standen. Und wie ihre kleine weiße Gestalt vor uns verschwand. Eng ist nun Deine Wohnung. Ich will ihm einen Kranz binden und das Grab photographieren lassen und das Bild als letzten Gruß den Seinen schicken.

Von Jänicke bekam ich eine Karte. Es geht ihm gut: „Ich sitze am Marmortisch bei Kaffee und Kuchen und Du liegst da draußen." So war gestern das Maß voll, und ich war in dementsprechender Stimmung. Es ist wirklich nicht gut, wenn man nichts zu tun hat. Ich ging an den Serwetsch und legte mich in die bunte Wiese. Der grüne Mond stieg langsam empor. In der Ferne klappert ein Wagen. Der Serwetsch plätschert. Sonst alles so ruhig. Kein Schuß zerriß den Frieden. Langsam fing eine Harmonika an, traurige Walzermelodien aus der Heimat glitten in alte Volkslieder über. Abends bekamen wir dann noch Ersatz. Ein kleiner Elsässer kam zum Feldwebel und bettelte, doch auch zur 12. Kompagnie kommen zu dürfen, da 4 von seinen Freunden dahingekommen seien und er ganz allein sei bei der 10. „Wir sind zusammen eingezogen, waren immer auf einer Stube." Der Feldwebel sagte, er solle fragen, ob einer tauschen wolle. Er läuft von einem zum andern und fragt — wie Elisabeth im Tannhäuser — aber alle stehen stumpfsinnig und gleichgültig. Auf seinem jungen Kindergesicht steht die Angst. Wir sagen dem Feldwebel, er solle doch dafür sorgen, daß der Kleine in der 12. bleibt, sonst sei er ganz von aller Welt verlassen. Ich weiß ja, wie es mir ging und geht. Wer einmal das erlebt hat, wird mitfühlend dadurch. Und der Feldwebel war verständig genug. Er wollte es regeln. Nachher traf ich den Kleinen und fragte: „Na, bist Du hier geblieben?" Und er strahlte übers ganze Gesicht. Am selben Abend, 2 Stunden später, verwundete eine verirrte Kugel schon einen vom neuen Ersatz: Einen von seinen Freunden, der fast zwei Jahre im Westen lag und nun hier in Reserve was abkriegt. Einer ist schon weg. Ja, der Kleine wird sich wundern. Wie lange wird er seine Freunde haben?

Am 18. August.

Heute morgen Gewitter, Regen. Habe Wildes Grab photographiert. Mir ist der Tod des kleinen Kerls sehr nahegegangen. Ich versuche mich seit einiger Zeit im Gedichtemachen und habe Jänicke und Menzel folgendes geschrieben:

Joseph Wilde,
Vizefeldwebel im Infanterie-Regiment 42, gefallen am 9. August vor Skrobowa.

Sie haben ihn still begraben
In Waldeseinsamkeit,
Nur meine Gedanken gaben
Ihm trauriges Grabgeleit.

Und haben aus leuchtenden Stunden,
Die er mir einst geschenkt,
Einen blühenden Kranz gewunden
Und mit in die Gruft gesenkt.

Dezember 1915.

Liebe Eltern, liebe Schwester!

Zu Weihnachten kommt dieser Brief hoffentlich in Eure Hände. Ihr werdet Willy und Emil dort haben, es wird also kein einsames Fest sein — fast so wie sonst. Nur ich werde nicht dabei sein können, aber meine Gedanken werden bei Euch sein, an diesem Abend, den ich zum erstenmal nicht zu Hause bin, zum erstenmal nicht im Vaterland, — im Feindesland. Vielleicht werden auch wir uns ein paar Tannenzweige schmücken, ein paar Geschenke uns zurechtquälen. Vielleicht werden auch wir lustig sein und alte herrliche Lieder singen, und sei es auch nur, um den Riß zu verkleiden, der unsere Seele durchklafft; denn überwältigend groß wird hinter allem, was wir sagen und was wir singen, Heimatland und Vaterhaus stehen, und wenn wir in sternklarer Nacht gen Himmel sehen zu den hellen Funken, die nie erlöschen, oder zum Mond, der über windgepeitschte Wolken klettert, dann werden viele Hände emporgehoben sein: „Dort hinten irgendwo ist Deutschland.“ Und den Blick leiten weiße, öde Felder nach Westen: „Ja, dort ist Deutschland — irgendwo dort hinten.“ Und dann wird ein stilles Besinnen die Sehnsucht dämpfen, und eine reine Freude wird anschwellen in unserer Brust und emporlodern gleich einer hellen Flamme: „Für dieses Land der Sehnsucht, dieses herrliche Kleinod, das herrlichste von allen, darfst du kämpfen und darfst es schützen.“

Und dieses stolze Bewußtsein wird uns tragen und wird uns auch diesen schweren Tag leicht machen, so daß wir auch dieses Jahr „fröhliche Weihnachten“ feiern. Mein Weihnachtsgeschenk für Euch ist die Wacht im Osten, mein Weihnachtswunsch:

Fröhliche Weihnachten!

Vor Skrobowa, 16. Juli 1916.

So ruhig schläft das weite Land.
Nur müde Morgennebel fließen;
zerschoss'ne Tannenstümpfe spießen
hervor aus wild zerwühltem Sand.

Ein wüst Gewirr von Gräben quält
sich durch die dichten Wurzelschlingen;
bisweilen zischt das scharfe Klingen
von Kugeln, die das Ziel verfehlt.

Wir stehn am Feind. Ins Einerlei
des Nebels sich die Blicke bohren,
und manchmal gellt an unsere Ohren
ein wilder Todesschrei.

— — So etwas macht man, wenn man weiter nichts zu tun hat. —

24. Juli 1916.

Um ½8 wird ein Befehl vom Kompagnieführer geschickt: „Feldwebel Beck sofort zur Sappe, Feldwebel Jänecke ist verwundet.“ Ich nehme mir ein Gewehr und stürze hin. Im Graben begegne ich Willem. Sein Gesicht ist blutüberströmt. Ich frage: „Ist es schlimm?“ „Nun, zu schlimm ist es wohl nicht.“ Ich kann ihm nur rasch noch die Hand geben, denn vorne ist kein Feldwebel und es sieht wild aus. Wie krachen die Handgranaten. Die Artillerie tobt. Ich höre, daß auch Feldwebel Meier verwundet ist. Nach einiger Zeit kommt Fähnrich Brehmer. Ich bitte ihn, mich für einen Augenblick zu vertreten. Ich möchte Willem so gern noch einmal sprechen. Er macht sich gerade fertig zum Abmarsch. Hat einen Gewehrkopfschuß durch

die Schläfe. Es ist nicht schlimm. So kann ich ihm Lebewohl sagen. „Es wird aber einsam für mich werden", sagte ich. „Du hast ja Fähnrich Brehmer wenigstens." Uns stehen die Tränen in den Augen. Ich muß wieder in die Sappe! Gerade komme ich zur rechten Zeit, denn Panje greift an. Dicht kommt er über den Berg, aber die Handgranaten treiben ihn mit schweren Verlusten zurück. Es wird dunkel, es wird still. Ununterbrochen steigen die Leuchtkugeln, zeitweilig ist es taghell, um dann wieder in Nacht zu versinken. — Die Leute sind ruhig — jeder Zoll Soldat. Es ist eine Freude. Wir wissen, daß Iwan die Nacht kommt. Gegen 1 Uhr setzt wieder die Bescherung ein. Wieder das wahnsinnige Feuer. Unsere Artillerie schießt brillant. Wir stehen und erwarten den Angriff. Kühl bis ans Herz hinan, wir wissen, er kommt nicht durch. Aber er versucht es gar nicht. Er wagt es nicht mehr. Wir merken es erst an den Leuchtkugeln, die er schießt. Wer angreifen will, schießt keine Leuchtkugeln. Um 12 Uhr löst Feldwebel Zenck mich ab. Bis dahin habe ich etwa 60 Leuchtkugeln verfeuert. Keine Handgranate. Es wird alles wieder totenstille. Da höre ich, Fähnrich Brehmer ist von einer Mine schwer verwundet. Ich stürze in den Unterstand. Da liegt er mit verbundenem Kopf und stöhnt und redet wirr im Fieber. Seine Gedanken sind im Krieg. Einmal sagt er: „Na, gute Nacht, dann lassen Sie sich's gut gehen da oben", so hatte er oft gesagt, wenn ich auf Sappe zog. Er hatte Kiefer-, Hals- und Schulterwunde. Gegen Morgen wird er klar. Er klagt über Schmerzen und gibt in seiner ruhigen, bestimmten Art und Weise seine Anordnungen. Ich werde das Bild nie vergessen: Ein Unterstand. Auf dem Lager der Verwundete, dabei sitzt der Bursche und stützt ihn. Ein Talglicht wirft auf das Ganze unruhiges rotes Licht. Um 3 Uhr wird er weggetragen. Es ist nicht so schlimm, wie es schien. Er wird aller Wahrscheinlichkeit nach durchkommen. — Nun ist auch der letzte von unserem kleinen Kreise weg. Jänecke, Brehmer, Meier, Rossow. Ich bin jetzt ganz verlassen! Im Juli vorigen Jahres erhielt Herr Jänecke die erste Verwundung, dieses Jahr die zweite. Wenn wir nun wieder in unsere alte Stellung kommen sollten, wie soll ich das bloß aushalten. Wir waren jede freie Stunde zusammen und sprachen über die Heimat, über dies und das. Nun habe ich keinen Menschen mehr hier. Ob die anderen noch alle

da sind? 6. Kompagnie hat die letzte Nacht 9 Tote gehabt. Auch 1. Bataillon hat viele Verluste.

Ich sitze wieder auf der Sappe. Es ist ½11 morgens. Alles ist still. Ein Panjeflieger über uns. Herrlichster Sonnenschein. Man wird schon leise an den Herbst erinnert. Eben höre ich, daß Riedel in der Nacht gefallen ist. Er ist der erste von unserem Transport.

Den 26. abends.

Ein wundervoller Sommerabend. So still wie selten wohl in einer Stellung. Kein Schuß fällt. Auf dem Serwetsch quaken wilde Enten. Es ist der 12. Abend in dieser Stellung. Unsere Kompagnie hat als einzige so lange ausgehalten. Alle anderen sind schon längst abgelöst. Unser Regimentskommandeur hat ein großes Lob auf die 12. losgelassen. Es hat heute abend viel Post und auch Punsch gegeben. Die Stimmung ist wundervoll. Im Unterstand 7 Meter unter uns sitzen die Putzer und ein Spielmann und singen alte Soldaten- und Heimatlieder. Und Willem ist nicht mehr dabei und der kleine lustige Fähnrich — und alles geht seinen ruhigen alten Gang. Und wenn der Wind über die Heide geht, so wird er dich suchen — und wird dich nicht mehr finden. — Die Stunden und Stimmungen, die man hier erlebt, sind wohl die schönsten, die es überhaupt gibt.

*

Oskar Greulich, Dr. phil., Freiburg i. B.,
geb. 8. Dezember 1888 in Bruchsal,
gef. 27./28. September 1916 bei Swinjuchyi in Wolhynien.

Ostermontag, den 24. April 1916.

Hoffentlich habt Ihr daheim das wunderbare Osterwetter wie wir. Die Zeit, wo wir nun hier liegen — und es ist jetzt bald ein halbes Jahr — haben wir noch nicht so herrliche Tage gehabt, wie die beiden Osterfeiertage. Die Sonne hat innerhalb 2—3 Wochen bei uns direkt Wunder gewirkt. War vorher alles zu Tode erfroren, so herrscht jetzt überall munteres Leben. Es gibt jetzt soviel Mückely und Fröschely, daß ein gewisser Jemand seine Botanisierbüchse kaum mehr

vom Leib wegbringen würde. Aber schon hat sich auch der Klapperstorch eingestellt, um gewissermaßen als Wächter dafür zu sorgen, daß alles in seinen Grenzen bleibe und die Ordnung nicht störe. Ja, er ist uns ein guter Freund geworden, der Stürk, wenn er sich auch immer und immer darüber wundern muß, daß wir uns selbst mit einem Eisengitter umspannen und beständig Marionettentheater spielen; denn so muß ihm unser Drahthindernis und Schützengraben von außen vorkommen. Auch will er das nächstemal seine Maruschka mitbringen, wenn sie mal endlich mit der neuen Wohnungseinrichtung fertig ist.

Unser See wird von Tag zu Tag herrlicher, und wenn nun gar die Bäume grün werden, so wird's hier mindestens so angenehm werden wie voriges Jahr an der Aisne. Auf die Russen, die ja viel größere Naturfreunde als wir sind, hat der Wechsel der Landschaft freilich nicht seinen Eindruck verfehlt. Hüben und drüben fällt seit einiger Zeit kein Schuß mehr, obgleich alles frei auf den Deckungen herumspaziert oder gar seinen Mittagsschlaf dort nimmt. Man gibt gegenseitig auf sich acht, hält aber für töricht, sich durch Beschießen zu beunruhigen. Zieht der russische Posten auf, so meint er, daß das unbedingt sein vis-à-vis drüben wissen müßte. „Morgen Aujuscht" ruft er dann über den See rüber und verabschiedet sich auf dieselbe Weise. Warum der Ruski mit Vorliebe den Deutschen „Aujuscht" nennt, weiß ich nicht. Jedenfalls meint er's besser hiermit als der Franzose, für den wir nur die „Boches" sind. Der „Aujuscht" hat aber anfangs nichts wissen gewollt und zeigte sich gegen alle Anbandelungen äußerst spröde, hat höchstens mal eine Kugel hinüberpfeifen lassen. „Germanski verfluchtes nix schießen", klang's dann von drüben. Die Truppen drüben sind nämlich meist Polen und Litauer und können daher etwas Deutsch. Gut nur, daß ein großer See dazwischen ist, sonst wäre schon mancher von ihnen übergelaufen. „Germanski, nix schießen, morigen Fridden" hat's am Karsamstag gerufen und diesmal war Germanski nicht verfluchtes und hat nix geschossen. Der Ruski war ihm dafür dankbar. Seit gestern morgen erfreuen sie uns mit dem schönsten Konzert. Ziehharmonika und Mandoline hört sich gar nicht so übel an, und endlos schallt durch den großen Wald, in dem die Russen ihre Stellung haben, ein kräftiges „Juihu", wie man es schöner auch nicht draußen im Eichelbug über Ostern gehört hat. Am

Abend setzt immer der Männerchor ein. Es schallen tiefernste Lieder (wohl Osterlieder) in die Nacht hinaus, dreistimmig und von guten Kehlen vorgetragen. Anna hat mir vor einem Jahre geschrieben, sie habe in Titisee die gefangenen Russen so schön singen hören. Und so ist's auch. Aber die Unsrigen wollten zeigen, daß sie auch was können, und so gaben sie die ergreifendsten und feierlichsten Lieder, wie: „Das ist der Tag des Herrn" oder „Sonntag ist's" oder „Weh, daß wir scheiden müssen . . ." usw. zum besten, bis der Hahn den Morgen verkündete. Der Hahn? Auch den haben wir, oder wenigstens so hört sich's an. Am Morgen gegen 2 Uhr, wenn's hell wird, stimmt gewöhnlich einer von hüben oder drüben sein wundervolles Kikeriki an; ein anderer, der's auch kann, fängt's auf und gibt's weiter, so daß ein gutes Ohr den ersten Anruf auf lange Strecken sich weiterpflanzen hört.

*

Heinrich Müller, stud. theol., Heidelberg,
geb. 30. Mai 1893 in Ebersbach,
gest. 2. Oktober 1916 im Feldlazarett Vaulx bei Bapaume.

A. l. P., 6. August 1916.

Nun hast Du bereits die Sekunda erstiegen. Mögen auch fernerhin Deine Studien von gleichem Erfolg begleitet sein, damit Du zur Freude Deiner Eltern und aller einst ein tüchtiger akademischer Bürger wirst. Ihr Jungen seid Deutschlands Zukunft. Die jetzige Generation ist zum Blutopfer auf dem Schlachtfeld bestimmt. Eure Sache ist es, einst in friedlicher Kulturarbeit das wieder gutzumachen, was der Krieg an geistigen und sittlichen Werten mit Füßen getreten hat. Sieh, einer nach dem andern hier draußen geht zur großen Armee; wir sind uns dessen bewußt und sehen dem Tode kalt ins Angesicht. Die Begeisterung der ersten Kriegswochen beseelt keinen mehr, und dennoch ist jeder entschlossen, bis zum letzten Atemzuge dem Feind die Stirne zu bieten. Es ist einfach ein Wunder, woher wir noch die Kraft haben, mit solcher Zähigkeit einem an Zahl weit überlegenen Gegner Widerstand zu leisten.

*

Kurt Rohrbach, stud. theol.,
geb. 21. August 1893 in Stettin,
gef. 6. Oktober 1916 an der Somme.

Flandern, den 26. Juli 1915.

In diesem fortwährend alle Aufmerksamkeit erfordernden, alle Kräfte bis aufs äußerste anspannenden Kriegsleben habe ich selbst viel von all den Schätzen verloren, die mir eine langsame, hoffnungsvolle Entwicklung im Frieden geschenkt hatte. Das Wissen, was ich sowohl auf der Schulbank wie auf der Universität erworben, die mancherlei Interessen, die eine private Beschäftigung in mir geweckt hatte, sie sind mir aus den Augen, aus dem Sinn gerückt; nur schwer wird man sie wieder erwerben können. Wie Du weißt, habe ich infolge allzu früh erwachten Lebensernstes nur eine kurze Jugend gehabt. Selbst lieben konnte ich nicht einmal recht.

Dieser furchtbare Krieg aber hat mich nun alt werden lassen. Mein Körper zwar ist erst hier im Felde wetterhart geworden und meine Muskeln gestählt, aber der Geist ist nicht kräftiger geworden. Wer tagtäglich dem Tode ins glutleere Auge schaut, wer in soviel leidensvolle, entsagende Totengesichter geblickt hat, der wird zwar hart, aber alt, sehr alt. Das ist es, was mich betrübt, mein lieber alter Freund und Kriegskamerad.

Seit so langer Zeit von der Heimat fern, lag bald mein ganzes bisheriges Leben wie ein schöner, sehnsuchterweckender Traum hinter mir. Selbst die Träume, jene leichten scheuen Kinder der erquickenden Nacht, die mich in der ersten Zeit auf leisen Flügeln vom Feindesland in die stille, schöne, ferne Heimat geführt hatten, hörten langsam auf, mich zu beglücken. Die Stunden des Schlafes waren dem ermatteten Krieger zur Erholung alle nötig. So war mir die Heimat langsam in die Ferne gerückt. Da geriet ich eines Tages zufällig mit einem Manne ins Gespräch: es war unser Kompagnieschreiber, der in Berlin-Friedenau beheimatet war. Er riet mir, einmal bei der Division um einen Heimaturlaub vorstellig zu werden. Gesagt, getan.

Eines Abends hieß es: „Freiwillige vor, die aus dem Schützengraben vor Pilkem ein Maschinengewehr holen wollen!" Natürlich trat ich vor. Erst um 3 Uhr morgens gelangten wir nach überaus beschwerlichem Marsche zum Lager und legten uns ermattet zur Ruhe nieder. Als die Sonne aufgegangen war, trat plötzlich der Feldwebel vor mein Zelt, weckte mich und sagte mir, ich hätte für 8 Tage Urlaub zur Heimat erhalten, den ich noch am selben Nachmittag antreten könne. Die 4. Nachmittagsstunde sah mich mit wenigem Gepäck, mit erwartungsvoller Brust auf dem Kleinbahnhof in Houthulst. Das Kleinbähnle entführte mich bald den mörderischen Gefilden, in denen es Kulturzweck zu sein scheint, jedes erdenkliche Mord- und Verwüstungswerkzeug zu verwenden. Schon ward mir das Herz leichter, als ich rings um mich statt unfruchtbarer Heideflächen kornbedeckte, fruchtbare Acker, auf den Wiesen buntgeflecktes Vieh, statt verbrannter Gehöfte stattliche Bauernsitze hinter grünenden, schwer mit Früchten beladenen Obstbäumen sah. Hier diese Leute schienen nichts davon zu wissen, daß ein wahnsinniges, ungeheures Ringen sich nur wenige Meilen von ihren Fluren entfernt abspielte.

In Courtrai geriet ich in einen Urlauberzug, der verheiratete Leute der Munitionskolonnen und Trains auf 14 Tage zur Heimat brachte. Da ich keine Möglichkeit hatte, einen schnelleren Zug nach Berlin zu bekommen, schloß ich mich diesem Transport an. Später habe ich es bereut; denn die Reise dauerte dadurch im ganzen 51 Stunden. Wie sehr freute ich mich auf den Anblick des ersten deutschen Mädchens, über die erste deutsche Landschaft, die hinter dem belgischen Berglande zwischen Herbesthal und Aachen vor den Blicken sich breitete. Allmählich überkam mich ein derartiges Verlangen, die Heimat sobald als möglich zu erreichen, daß ich alles andere über dieser Sehnsucht vergaß, nur vorwärts, vorwärts. Ein geheimes Ahnen trieb mich zum Elternhause, unbegreiflich, unwiderstehlich. Endlich fuhr der Zug am 14. Juni in aller Herrgottsfrühe in den Bahnhof; dann mit der Bahn nach Lichtenrade. Dabei ein Intermezzo: Sowohl um alleine zu bleiben, unbelästigt von neugierigen Blicken, als auch, um einmal luxuriös zu fahren — seit ¾ Jahren sah ich kein Bett mehr —, fuhr ich 2. Klasse. Bei der Papestraße öffnete ein junger Mann von angenehmer Erscheinung und vornehmem Äußern die Tür, mit Glacé an Händen und Füßen. Ohne ins Abteil zu schauen, steigt er mechanisch ein, schließt die Tür und sieht sich dann erst um. Da erblickt er mich, macht ein verlegenes

Gesicht und verschwindet im Nebenabteil. Er hatte mit sicherem Blick in mir einen echten „Feldgrauen“ erkannt und fürchtete sich vor Läusen.
Endlich fuhr der Zug in L. ein. Überall die altbekannten Gesichter. Selbst der Schaffner war noch derselbe. So schnell ich konnte, eilte ich vom Bahnhof nach Hause. Von allen Seiten grüßten mich die Häuser und Villen, die ich ja alle seit ihrem Entstehen kannte, wie einen guten alten Freund. Da tauchte zwischen dem Grün der Bäume mein liebes Vaterhaus auf. Mit neugierigen Blicken überflog ich den heimischen Grund. Häuschen wie Garten lagen wie einst vor mir, da ich sie verließ. Wieder trugen die Bäume ihre Last an Kirschen, Äpfeln und Pflaumen. Die Blumen blühten und das duftige, zarte Spargelkraut schwankte leise im Winde. Den hellen hohen Giebel aber umspielte das goldene Licht der Morgensonne, und oben am First saß der Fink, wie stets am Morgen, sein Lied singend. Noch war's drinnen still. Doch als ich nun um die Ecke der Straße bog, da öffnete sich die hohe Hauspforte, und Schwester und Bruder kamen mir entgegen, gefolgt von Wölfchen, der laut kläffte, als sie mich zum Gruß umarmten. In der Tür umarmte mich die liebe Mutter. Sobald sie mich freiließen, fragte ich: „Wo ist Väterchen?“ und schritt auf die Tür des Zimmers zu, wo er seit seiner ersten Erkrankung schon monatelang lag. Da fiel mir die Mutter in die Arme: „Er ist tot. Vor zwei Tagen starb er. Seine letzten Worte, als ihm der Arzt die kühle Hand auf die brennende Stirn legte, waren: ‚Kurtchen hat heute geschrieben.‘ So ist er gestorben.“
Das war meine Heimkehr, mein lieber alter Freund. Jetzt bin ich wieder in Flandern im Graben.

Flandern, den 26. August 1915.

Gestern abend gegen 11 Uhr wurde ich mit meinen acht Leuten, wie stets, solange wir im Reservegraben lagen, zum „Pumpen“ abgeschickt, d. h. wir sollten ganz nach vorne gehen, um aus den in die vorderen Linien führenden Laufgräben das sehr lästige, stets nachsickernde Schmutzwasser auszupumpen. Nun, so begaben wir uns denn, ausgerüstet mit einer schweren Hubpumpe, nach vorn. Es war eine herrliche Nacht, die volle Mondesscheibe stand am Himmel und ließ den Weg, der infolge

mannigfacher Gräben und Drahtverhaue in dunkler Nacht schwer gangbar ist, leicht erkennen. Der Franzmann schoß verhältnismäßig wenig, nur dann und wann klang ein Büchsenschuß, schwirrte eine Kugel daher, fuhr ein Geschoß gegen einen Baum und sauste dann mit wehklagendem Ton als Querschläger durch den Raum. Bei dem hellen Mondenschein stiegen auch nur selten Leuchtkugeln in die Höhe. Ganz links, wohl bei Ypern, grollte Kanonendonner. Sonst war's still.
Lautlos schritten wir auf den Holzrosten des schmalen Laufgrabens nach vorn. Als wir die schlüpfrige Stelle erreicht hatten, begann die Arbeit. Meine Leute faßten gut zu, und da es in den letzten Tagen wenig geregnet hatte, war der Graben bald leergepumpt. Da sagte plötzlich einer von ihnen: „Das ist ja der hohe Birnbaum, von dem der Sanitäter sagt, er säße ganz voll reifer Birnen.“ Ehe ich's verhindern konnte, waren die Kerle aus dem Graben gesprungen und begannen, kaum 120 Meter von dem Feind entfernt, mit Knütteln und Lehmklößen den Baum zu bearbeiten. Denk' Dir das Bild: Hier im Mondschein, dicht am Feinde, liefen die Satanskerle herum ohne Deckung, von Kugeln umpfiffen und warfen nach Birnen. Allerdings schützte ein feiner weißer Nebel, der über der Erde lagerte, sie vor Entdeckung. In Zeit von wenigen Minuten war der Baum abgeerntet; mit Früchten beladen machten wir uns auf den Rückweg. Da, als wir über ein freies Feld kamen, hörten wir ein eigentümliches Rauschen und Rascheln. Als wir nähertraten, erblickten wir einige Leute unserer Kompagnie, die Weizen mähten. Rauschend fuhren die Sensen, von kräftigen Armen geschwungen, durch die reifen Halme. Vom Getreide hatte sich bei der vorigen Ernte soviel abgesät, daß der kräftige Lehmboden und die gute Witterung auch in diesem Jahre einen guten Weizen gedeihen lassen konnte. Freilich, mancherlei „Unkraut“ wucherte in diesem Korn, nicht etwa nur Dornen und Disteln, sondern auch Drahthindernisse, Verhaue von Stacheldraht, Telegraphenleitungen hinderten die fleißigen Mäher, daß die Sense bisweilen mit schrillem Kreisen in einem Draht hängenblieb oder gegen die Hülse eines Artilleriegeschosses traf. Trotzdem ward hier so manche volle, schwere Weizengarbe gebunden und dank deutscher Sparsamkeit und Ordnungsliebe vor dem Verfaulen gerettet.

Von einer solchen Ernte im Mondenschein, während die Elfen mit unheilvollem Pfeifen in Gestalt „blauer Bohnen“ ihren Reigentanz aufführen, hast Du wohl noch nichts gehört?

•

Anton Steiger, stud. theol., Freising,
geb. 7. Oktober 1896,
gef. 14. Oktober 1916 an der Somme.

17. Juli 1916.

Der letzte Tag vor Verdun und der schrecklichste! Am 11. Juli ist unsere Kompagnie nach dem Fossewalde abmarschiert. Um 12 Uhr weiter bis zur Ablainschlucht. Da blieben der zweite Zug und eine Gruppe vom dritten Zug. Die erste und zweite Gruppe vom dritten Zug, 17 Mann, zwei Unteroffiziere, ein Feldwebel marschierten weiter. Darunter ich und meine beiden Schulkameraden Steiner und Reiser. Ungefähr 600 Meter vor unserem Bestimmungsort rasteten wir in einem Granatloch, um Kraft zu sammeln, da wir diese Strecke möglichst schnell im Marsch-Marsch machen mußten; denn da war schreckliches Sperrfeuer. Ein Granatloch könnt Ihr Euch am besten vorstellen, wenn Ihr Euch einen großen Baum samt den Wurzeln ausgerissen denkt. Ich hatte mich kaum hingelegt, da ststst! — schlägt eine Granate direkt vor uns ein. Geschrei, Gewinsel, Geheule, zugleich der Ruf: „Auf, auf, marsch, marsch, was noch kann!“ Ich nahm meine letzte Kraft zusammen und sprang auf (wir waren natürlich alle bepackt); ich bin die 600 Meter nicht mehr gegangen, sondern gefallen von einem Granatloch ins andere. Im Unterstand gingen von den 17 Mann sechs ab, drei waren tot, darunter Reiser, der die neun Jahre mit mir auf der Schulbank rumgebummelt. Von den drei Verwundeten schleppte sich einer am anderen Tag bei der Frühe in unseren Unterstand. Er wurde nachts von unseren Leuten mitgenommen. Eine Granate schlug ein unter ihnen und der Verwundete samt den vier Trägern waren tot.

Unser Unterstand war eine alte, schon halbzusammengeschossene französische Kasematte, 150 Meter vom Panzerwerk Thiaumont entfernt.

Von uns aus gesehen, war es nur ein Erdhaufen; wie ein Fuchsloch war der Eingang. Dahinter führte eine ganz verschüttete Stiege in den Raum, in dem wir vier Tage lang lagen. Tote lagen unter dem Schutt; von einem schauten die Beine heraus bis zu den Knien. Unten waren drei Räume, einer voll französischer Leuchtraketen und Leuchtkapseln; ein Raum, so groß wie unsere Küche, in dem wir uns aufhielten, zum Teil voll französischer Munition: der dritte mit französischem Sprengstoff gefüllt. Die ganze Zeit war es stockdunkel, da wir nur ein paar Kerzenstangen hatten. Dann war ein schrecklicher Geruch da unten, ein Modergeruch von Toten. Ich habe die vier Tage fast nichts essen können. Am dritten Tage schoß die französische Artillerie mit 28ern so auf unseren Unterstand, daß wir glaubten, es falle alles zusammen. Am vierten Tage, Freitag, ging's dann schon in der Frühe los mit der schweren Artillerie bis abends ½10 Uhr. Was das heißt: zehn Stunden im Unterstand liegen unter Granatfeuer, zehn Stunden den Tod des Lebendigbegrabenwerdens vor Augen oder die Aussicht, in die Luft zu fliegen, falls eine Granate da einschlägt, wo der Sprengstoff liegt — es sollte anders kommen: Ein Loch war schon ganz zusammengeschossen, das andere so stark verschüttet, daß mit knapper Not ein Mann, jedoch ohne Gehänge, durchschlüpfen konnte. Wir bekamen also, da unser Keller sechs Meter hinter dem Loch und dann noch zwei Meter in der Tiefe war, fast keine Luft mehr. Zum Schluß feuerten die Franzosen wahrscheinlich Gasgranaten vor unser Loch. Auf einmal steht der Feldwebel auf, es wird ihm schlecht; ein paar weitere stehen auf und fallen um. Da schreit auch schon der Feldwebel: „Hinaus, hinauf, was noch kann!“ Ich und die übrigen liegen auf unseren Tornistern. Als wir aufstehen, fallen wir samt und sonders um. Ein Wirrwarr ging los. Alles schnappte nach Luft. Alles wollte hinaus. Einer fiel, dann stockte wieder alles. Viele hatten nicht mehr die Kraft, sich hinaufzuschwingen. Ich hatte sie Gott sei Dank noch, half sogar noch einem hinaus. Draußen ins nächste Granatloch hinein! Alle waren wir kreideweiß! Wir blieben da liegen und rührten uns nicht mehr, trotz der Granaten, die rechts und links einschlugen. Ein paar kamen schneller wieder zu Kraft und holten die übrigen, die nicht mehr heraufkommen konnten. So wurden alle gerettet. Bei drei oder vier mußte man Belebungsversuche anstellen. Nach einer halben

Stunde, um 10 Uhr abends, traten wir dann den Rückweg an, d. h. wir wankten zurück. Keiner konnte mehr gehen, alle fünf Minuten machten wir halt.

*

Heinz Marcuse, stud. iur., Berlin,
geb. 4. November 1894 in Staßfurt,
gef. 17. Oktober 1916 an der Somme.

Berlin, Sonntag, den 27. September 1914.

Meine heißgeliebten Eltern.

Es fällt mir sehr schwer, diese Zeilen an Euch zu richten, die meinen letzten Gruß Euch bringen sollen. Meinem Wunsche gemäß sollen sie Euch erst übergeben werden, wenn ich nicht mehr am Leben bin.

Übermorgen werde ich Berlin verlassen und hoffentlich in Lüben eingestellt werden; aber auch, wenn das nicht der Fall sein sollte, werde ich doch in den nächsten Tagen abberufen werden und freudig meiner Pflicht nachkommen. Denkt nicht, daß mir der Abschied leicht fällt, gewiß nicht. Aber muß ich nicht gehen, muß ich nicht freudig gehen, da es mein Vaterland verlangt. Erst in den letzten Tagen ist es mir so recht zum Bewußtsein gekommen, wie eng ich doch mit meinem Heimatland verknüpft bin und wie ich an ihm hänge. Und sollte ich nicht auch deshalb freudig gehen, weil sich jetzt eine Gelegenheit bietet, die Gedanken, für die ich stets eingetreten bin, in die Tat umzusetzen? Ich weiß ja, daß das Leben nicht das höchste Gut ist, ja, daß es leer und inhaltslos ist, wenn man nicht mit ihm einen Zweck verbindet. Leben, nur um zu leben, ist niedrig und vielmehr nur ein Vegetieren; aber leben für eine Idee, für ein Ideal hat Zweck. Ich bin nicht das, was man eine idealveranlagte Natur nennt, ich bin kein Schwärmer, sondern ich stehe mit beiden Füßen auf dieser Welt und mitten in dem Getriebe um mich herum; aber doch bin ich ein Idealist im guten Sinn des Wortes. Ich habe mein Leben in den Dienst der Menschheit gestellt, weil ich glaube, daß es einen Fortschritt gibt und daß ich an ihm mitarbeiten kann. Ich wollte dies als Jurist tun, indem ich für ein gutes Recht sorgte. Doch meine Pflicht reißt mich aus diesem friedlichen Beruf heraus und stellt mich unter die Kämpfenden. Und in diesen Zeiten, wo mein Vaterland

bedroht ist, ist nur in der Schlachtreihe mein Platz. Ich werde mich bestreben, diesen voll und ganz auszufüllen und, liebe Eltern, wenn ich falle, so werde ich als ein Held sterben. Ich bin nie feige gewesen und sehe auch allem Kommenden mutig entgegen. Ich tue, was ich tun muß; ich habe es immer mit meinen Pflichten sehr genau genommen. Und ich erachte es für meine heilige Pflicht, für mein Vaterland einzutreten.

So schmerzlich auch mein Tod für Euch sein wird, so bitte ich Euch doch, weiter so aufrecht durch das Leben zu gehen, wie Ihr es bisher getan habt. Ihr könnt noch so vielen nützen und helfen! Meine Ruhestätte laßt bitte auf dem Felde der Ehre sein, wo ich gefallen bin. Dort will ich in Ruhe liegen nach einem Leben, in dem ich keine Arbeit und Tätigkeit gescheut habe. Ich habe immer vorwärts gestrebt, das hat meinem Dasein einen Inhalt gegeben.

Euch, meine Eltern, habe ich von ganzem Herzen geliebt, wenn ich das auch nicht so zeigen konnte. Ich kenne auch Eure grenzenlose Liebe zu mir und bin Euch aufs neue dafür dankbar. Für alles, was Ihr mir erwiesen habt — und es war unendlich viel Gutes — danke ich Euch in dieser Stunde nochmals und ich bitte Euch, mir in den Fällen zu verzeihen, in denen ich gegen Euch gefehlt habe. Ebenso danke ich auch allen Verwandten und Freunden und richte an sie die gleiche Bitte.

Behaltet mich lieb und in gutem Andenken, dann werde ich auch nach meinem Tode weiterleben.

In den Karpathen, 30. Januar 1915.

Ich halte einen Brief in der Hand,
den Mutting mir von zu Hause gesandt.
Vier Seiten sind es und eng beschrieben,
ein schmaler Rand nur ist freigeblieben.
Und wieviel Güte und Liebe allein
schließen diese vier Seiten ein.
Ich lese den Brief im Dämmerlicht,
es ist schon Abend und hell ist es nicht;
doch die Augen schauen begierig darauf
und lesen die einzelnen Buchstaben auf.
Schade, ich bin schon wieder am Schluß;
ich werde schnell noch einmal lesen,

es waren doch vier Seiten gewesen.
Warum nur mein Auge so blinzeln muß!
Und es wird auch zu dunkel, drum lass' ich es sein
und stecke den Brief in den Umschlag hinein.
Und fang' an zu träumen, ich denk an zu Haus
und male im Geiste das Glück mir aus,
wenn ich erst wieder bei Muttern darf wohnen.
Doch da donnern schon wieder die Kanonen
und gemahnen mich an die Wirklichkeit,
zum Träumen hab' ich heut' nacht noch Zeit.
Und glücklich halt' ich den Brief in der Hand,
den Mutting mir von zu Hause gesandt.

Kolomea, 14. April 1915.

Meine geliebten Eltern!

Den letzten Tag, den ich hier bin, benutze ich, um Euch noch einmal ausführlich zu schreiben. Morgen werde ich mit einem Postauto zunächst nach Horodenka fahren, wo unser Divisionsstab liegt, von dort muß ich dann sehen, irgendwie weiterzukommen. Ich weiß, welch anstrengendes Leben mich beim Regiment erwartet, ich kenne auch die Gefahren und gehe nicht mehr wie das erstemal als Unkundiger hinaus. Illusionen hatte ich mir zwar auch damals nicht gemacht, aber nun weiß ich aus Erfahrung, wie es draußen zugeht, und trotzdem muß ich sagen, daß ich gerne auf den Platz gehe, wo ich als gesunder Mensch hingehöre. Mich treibt keine Abenteuerlust, auch nicht mein vielgetadelter Ehrgeiz, denn ich habe gesehen, daß für den einfachen Mann keine Lorbeeren im Felde zu pflücken sind und Euch außerdem versprochen, keine zu suchen. Aber dieses verdammte Pflichtgefühl treibt mich. Ich hätte auch nach Hause kommen können und bei der Ersatzschwadron in Lüben Dienst tun, wenn ich es darauf angelegt hätte. Man wollte mich ja vom ersten Tage an hier abschieben und nach Ungarn senden, von wo ich nicht allein zum Regiment zurückgekonnt hätte. Ich habe damals gebeten, mich hier hinter der Front zu behalten, und bereue es keinen Augenblick. Morgen abend werde ich mich wieder in dem alten Zwang befinden und darüber so schimpfen wie bisher. Gott gebe, daß ich den ganzen Feldzug hindurch bis zum Frieden so weiterschimpfe!

25. September 1916.

Meine lieben Eltern!

Jetzt ist es Abend geworden nach einem jener schönen, warmen Sommertage, in denen doch so eine Ahnung vom nahenden Herbst liegt. Ich trete vor die Tür meiner Wohnung, über mir wölbt sich der sternenbesäte Himmel in stiller Feierlichkeit. Ich werde andächtig; leuchten Euch nicht jetzt dieselben Sterne, die mich hier erfreuen? Der Gedanke hat so etwas Beruhigendes und der Sturm in meinem Innern legt sich. Nur wenige Tage noch, vielleicht nur wenige Stunden, und ich werde an der Somme sein inmitten jenes gewaltigen Völkerringens.
Ich gehe ohne Furcht; Furcht ist etwas Häßliches, das keinen Mann kleidet, und ich kann wohl sagen, daß ich in diesem Kriege zum Manne gereift bin. Aber der Gedanke an Euch läßt mein Blut schneller pulsieren und treibt mir wider Willen die Tränen in die Augen. Doch es gibt nur einen Weg, das ist der Weg der Pflicht. Ich gehe ihn festen Schrittes und erhobenen Hauptes. Darum, meine innig geliebten Eltern, Gott befohlen.

*

Willi Naumann, stud. theol. et phil., Leipzig,
geb. 27. Januar 1894 in Muldenberg,
gest. 18. Oktober 1916 im Lazarett zu Göttingen [an der Somme verwundet].

Hantay, 4. Juli 1916.

Ich habe jetzt die ersten zwölf Nummern der „Sonntagsfeier" erhalten; herzlichen Dank dafür! Es ist für uns eine große Freude, solche Gedichte zu lesen, die den Krieg nicht nur als Zerstörer, sondern auch als neuschaffende Arbeit ansehen, nicht nur als drückende Not, sondern als Läuterung. Unsere Soldaten hier im Felde sind dafür viel mehr empfänglich als die in der Garnison. Man weiß hier eben besser, wofür man kämpft und was erreicht wird. Daß hier ebenfalls geschimpft wird, ist selbstverständlich. Wer so lange im Feld war wie die meisten meiner Kameraden, der wird halt nervös und reizbar. Aber es gibt hier geradezu Prachtkerle, die ihre letzten zwei Zigaretten noch mit

einem anderen teilen. – Neulich erlebte ich in unserem Unterstande etwas, das mich mächtig verblüfft und erfreut hat. Da lieh ich mir von einem Kameraden Goethes Gedichte. Nach dem Mittagessen, also nachts 11 Uhr, las ich darin. Da bat mich einer meiner Leute, ein Kaufmann, etwas vorzulesen. Ich hatte gerade eines der Gedichte an Frau von Stein da: „Kanntest jeden Zug in meinem Wesen". Der Kaufmann war verlobt, das machte ihn vielleicht noch empfänglicher. Ich erzählte kurz von Goethes Leben, auch von Weimars Park und dem Goethehaus usw. und las dann immer das entsprechende Gedicht. Während ich las, kam einer nach dem anderen aus der Schlafhöhle gekrochen und hörte zu. Da war ein Fabrikarbeiter, ein Bauernknecht usw., aber die konnten gar nicht genug Goethe bekommen. Und das, was mich am meisten wunderte: nicht etwa Goethes Liebesgedichte aus seiner Jugend wirkten am meisten, sondern so feine, stille, abgeklärte Lieder wie das „An den Mond" („Füllest wieder Busch und Tal"). Um 1 Uhr hörte ich auf, sonst hätten sie mir noch länger zugehört. Und eine Stimmung war da im Unterstand – so eine Goethebegeisterung habe ich noch gar nicht erlebt.

August 1916, im Felde.

Meiner Braut

Ich habe kein Denkmal im Häusermeer,
es kündet kein Buch von mir,
doch wenn ich einst falle im heiligen Krieg,
dann leb' ich in Dir.

Du trugst meine Worte im Herzen tief,
Du lebtest mein Leben mit,
Dein Auge glänzt', wenn ich fröhlich war,
Du weintest, wenn ich litt.

Wenn einst eine Kugel mein Herz zerreißt:
In Dir kann ich nimmer vergehn.
Stets wirst Du die Welt, die schöne Welt
mit meinen Augen seh'n.

Hugo Müller, stud. iur., Leipzig,
geb. 5. Mai 1892 in Buchholz (Erzgebirge),
gef. 18. Oktober 1916 bei Warlencourt (im Ancretal).

Vor Agny, südöstlich Arras, 17. Oktober 1915.

Anbei lege ich eine französische Soldatenpostkarte, die ich bitte, in meinen Kriegserinnerungen aufzuheben. Die Karte stammt aus der Brieftasche eines gefallenen Franzosen. Überhaupt war es hochinteressant, die Briefschaften der gefallenen und gefangenen Franzosen zu studieren. Genau wie bei uns kehrt auch dort die Frage oft wieder: „Wie soll denn das noch enden?" Zu meinem Erstaunen las ich eigentlich nie gehässige oder abfällige Bemerkungen über Deutschland und die deutschen Soldaten. Hingegen sprach aus vielen Briefen der Angehörigen der feste Glaube an die Gerechtigkeit ihrer Sache, teilweise auch Siegeszuversicht. Mit jedem Briefe hofften Mutter, Frau, Braut, Kinder, Freunde, deren Photographien oft dabeilagen, auf fröhliche Rückkehr, auf baldiges Wiedersehen – und jetzt liegen sie alle tot und kaum verscharrt zwischen den Schützengräben und über sie pfeifen die Kugeln und singen die Granaten ihr grausiges Sterbelied. Wohl denen, die wir oder die drüben wenigstens noch halbwegs anständig begraben konnten; noch heute aber hängen Fetzen von Menschenleibern in den Drahtverhauen. Vor unserem Graben lag bis vor kurzem noch eine Menschenhand mit Fingerring, ein paar Meter davon ein Unterarm, von dem zuletzt nur noch der Knochen übrig war. So gut mundet den Ratten das Menschenfleisch. Scheußlich – wer das Gruseln nicht kennt, lernt es hier. Ich habe es verlernt. Wenn ich so nachts allein durch die Gräben und Sappen gehe und es raschelt hier und raschelt dort, jeden Moment kann ein Schwarzer einem an die Gurgel springen – wenn alles so pechdunkle Nacht ist –, das ist manchmal tatsächlich schauerlich; mit der Zeit aber habe ich mich gewöhnt, und ich bin ebenso kalt dagegen geworden wie unsere Landser. Der Krieg verroht Herz und Gemüt, macht den Menschen kalt gegen alles, was ihn sonst ergriff und bewegte; und doch sind diese Eigenschaften, Härte und Unbarmherzigkeit gegen das Schicksal und den Tod notwendig für die heißen Kämpfe, zu denen der Schützengrabenkrieg führt. Wer die ganze Tragik der mannigfachen Ereignisse, die

schon der normale Tag hier bringt, auf sein Gemüt einwirken lassen will, der muß seinen Verstand verlieren oder mit hochgehobenen Armen zum Feinde überlaufen.

Vor Arras, 23. Februar 1915.

... Neulich haben wir eine französische Patrouille abgeschossen; den einen zerrten wir herein durch unseren Drahtverhau, ein großer, dicker Brauereibesitzer aus Paris: „Mon camarade, s'il vous plaît" — „S'il vous plaît? mon dieu!" war alles, was er noch sagen konnte, ehe er seinem schweren Bauchschuß in unserer Sappe erlag.

Vor Armentières, 30. Dezember 1915.

Als ich gestern abend 12 Uhr von der Ronde zurückkam, habe ich ausgepackt, habe die Tannenzweige an die Wand gesteckt, einige Lichter angezündet und mit meinem Burschen Weihnachten gefeiert. Selbst die Mäuse und die Ratten haben an diesem Feste teilgenommen und mitgeknabbert an den Stollenbröckchen und an der Aalhaut. Das geht nun einmal nicht anders hier draußen, da will jedes seinen Teil und Teilchen haben, und es herrscht hier beinahe altchristlicher Kommunismus, der das Teilen mit seinem Nebenmenschen als eine der ersten Tugenden befiehlt. Und das ist auch recht so, denn fast täglich und stündlich wird uns hier das Märchen vom Besitz, den die Motten zerfressen oder die lachenden Erben an sich reißen, zur grausigen Wahrheit. Noch zittert in mir die Aufregung vom gestrigen Nachmittag, an dem die Engländer unseren Graben mit Schrapnells und Gewehrgranaten überschütteten. Mehr als eine Wasserlache war purpurrot gefärbt vom Bluten der zu Tode Getroffenen, und ich mußte an die alten Heldensagen denken, wo die Krieger durch das Blut der Erschlagenen wateten, als ich während meiner Dienstzeit von 3 bis 6 Uhr durch die Gräben patrouillierte, immer das bange Gefühl im Herzen: jetzt erwischt's auch dich...

Im Schützengraben, 11. März 1916.

Jene Minengeschichte werde ich nie vergessen. Alles was ich nicht gerade am Leibe trug, war futsch. Was ich von dem übrigen noch leidlich Erhaltenen nicht gleich nach der Beschießung mit eigenen Händen aus den Trümmern zu graben vermochte, haben unsere Landser gemopst, die sich jedes solche Unglück schnell zunutze machen. Am nächsten

Morgen war von den Brettern und Pfählen des „stolzen" Baues überhaupt nichts mehr zu sehen; flinke feldgraue Heinzelmännchen waren nachts am Werke gewesen, schon um wieder etwas Brennholz zu ergattern. Einesteils traurig, anderntei ls verständlich; wir werden alle mehr oder weniger hart und gefühllos hier draußen in diesem schrecklichen Krieg; wer das nicht wird, wird verrückt im wahrsten schrecklichen Sinne des Wortes. Soeben habe ich einen Brief an den Vater eines vorgestern gefallenen Unteroffiziers meines Zuges geschrieben. Wenn die armen Eltern ihren Sohn gesehen hätten! Eine Granate hatte ihm den Kopf weggerissen, das Gehirn haben wir buchstäblich mit dem Spaten zusammengekratzt. Solche Bilder gehören nicht zu den Seltenheiten des Schützengrabenlebens! Auf den Wagen, auf denen das Essen abends herausgefahren wird, bringen sie dann diese blutigen Reste eines stolzen Menschentums zurück. —

*

Adolf Stürmer, stud. iur., Straßburg,
geb. 13. April 1890 in Straßburg,
gef. 23. Oktober 1916 am Szurdukpaß bei Petroseny.

Unweit Povorce, 9. August 1916.

Gestern habe ich mich freiwillig zur Patrouille gemeldet, die den Steg sprengen sollte, den die Russen über den St. geschlagen haben. Ich kannte das Gelände von früheren Streifen her. Zu so vielen geht es nicht hinüberzuschwimmen, weil es zuviel Lärm macht. Wir versuchten es darum mit einem Floß. Vorher machten wir draußen ein kleines Feuer an, um zu sehen, woher am meisten geschossen würde. Wir sahen gleich, daß wir nach rechts nicht durchkamen. Wir gingen darum nach links und dann über den St. und hoben dort die erste Feldwache der Russen aus. Merkwürdig, wie erschrocken die Kerls waren, sie hatten nichts gemerkt. Ein mächtiger bärtiger Hüne besonders, auf den Kamerad Krämer losging, schlug blitzschnell ein Kreuz und hob die Hände hoch. Dann waren sie froh und küßten uns Rock und Hände, rissen die Kokarde von den Mützen und warfen die Waffen weg. Sie fielen mehr als sie gingen von einem Granatloch

ins andere, als sie nach unserer Stellung geführt wurden. Wir waren aber doch etwas laut gewesen. Als wir weiter vorwärtskamen, erhielten wir Feuer; wir warfen uns auf den Boden und steckten den Kopf in die Erde. Doch wir kamen bis zu dem langen Steg. Die österreichischen Sappeure brachten die Sprengladung an, dann aber zurück marsch, marsch! Eine Explosion erschütterte die Erde. Wieder suchten wir Deckung. Ein Österreicher bekam ein Sprengstück an den Kopf und blutete wie ein Schwein. Als wir ihn verbanden, bemerkte ich eine Patrouille, die hinter uns her war. Sofort machten wir rechts um, marsch — und schon standen wir an einem Nebenarm des St. Die vordersten versuchten durchzukommen, aber Kamerad Krämer versank bis an den Bauch, ein anderer bis zum Hals im Sumpf und schrie: „Halt, ich kann nicht schwimmen!" Wir zogen ihn mit Mühe heraus und machten uns dann am Wasser entlang davon. Dabei fällt Senhofer, ein tadelloser Kamerad, erst heute zum Unteroffizier befördert; er stand schon vier Jahre beim Regiment. Schuß durch den Mund und zum Hinterkopf heraus. Ich bin merkwürdig ruhig und kalt geblieben; man ist mit dem Gedanken an den Tod innerlich so fertig, man steht mit dem Schicksal auf du und du; man muß hart sein, unerbittlich hart. Aber nachher ist es mir doch sehr zum Bewußtsein gekommen, da ich den Kameraden sehr gern hatte. Den Toten konnte ich allerdings nicht lange ansehen — das bleiche, blutige Gesicht so starr, und am Morgen waren wir noch zusammengesessen und hatten geplaudert und gelacht ... Heute hatte ich Ruhe. Ich ging durch den Wald und durch die Dünen. Unterwegs stecke ich mir einige Heideblümchen an die Mütze und ein ganzes Bund Heideblumen pflücke ich zusammen für meine liebe, gute Mutter daheim.

Als es dunkel wurde, setzte ich mich am Waldrand unter die Birken. Ringsum aus den nächsten Unterständen tönt Gemurmel der Soldaten, die einen erzählen, andere politisieren. Dann wird es ganz still. Von den Österreichern herüber hört man singen, eine einzelne schöne Stimme, die in den Abend hineinklingt. Die dunklen Gestalten der Bäume ragen über mir wie Riesenschatten in den Nachthimmel und die Sterne stehen wieder klar und so nahe über mir. Auf einmal fühle ich mich so leicht, so frei von jeder Erdenschwere, als würde ich dort hinab- oder hinaufsinken in die Sterne. Und dann betete ich ein tiefes Nachtgebet.

28. August 1916.

Ich denke jetzt oft an Straßburg. Während meines letzten Heimaturlaubs im Juni ist es mir eigentlich zum erstenmal lieb und wert geworden. Zum ersten Male habe ich es als schöne Stadt sehen und als Heimat lieben gelernt. Jetzt ist mir unverständlich, wie ich früher so unachtsam an all den Schönheiten vorbeigehen konnte. Nur das Münster und das alte Kammerzellsche Haus kannte man. Aber jetzt brauche ich nur durch die Straßen zu gehen oder den Ill-Staden entlang, und überall standen die merkwürdigsten Häusergruppen, Fachwerkbauten mit alten Schnitzereien, gotische Häuser mit Erkern und Türmchen, mit hohen Treppengiebeln und steilen Dächern wie aus einem Bilderbuche von Schwind. Die alten schwarzen Türme, an denen die Ill vorüberrauscht, wie eine düstere Reihe klotziger Riesen stehen sie dort zur Verteidigung der Stadt. Und dann die Prachtbauten aus der Franzosenzeit. Man kann all die schönen Bauwerke kaum aufzählen, immer neue tauchen auf. Und sie bergen reiche, vielverschlungene Erinnerungen wie wenig Städte in Deutschland und daraus leuchten Namen wie Gottfried von Straßburg, Tauler und Fischart, Gutenberg und Meister Erwin und Goethe. Straßburg sah eine Zeit, da es eine der höchsten und schönsten Blüten des Deutschtums war. Warum ist all das tot und vergessen? Sobald man einmal die Erinnerung wachruft, beginnt es überall merkwürdig lebendig zu werden. Und die Heimat, die einem vorher fremd war, wird schön und liebenswert. So träume ich jetzt oft, wenn ich draußen auf Feldwache stehe oder wie jetzt im Lager unter den Birken liege.

*

Friedel Oehme, stud. iur., Leipzig,
geb. 23. März 1897 in Wurzen,
gef. 25. Oktober 1916 vor Warlencourt.

30. März 1916.

Dein heutiger Brief setzte mich in tiefe Trauer. Schon mancher meiner Freunde hat sein Leben für das Vaterland gelassen, aber keiner hat mir so nahegestanden wie Otto I. Du weißt, was wir uns ge-

wesen sind. Und nun dieser entsetzliche Schlag! Ich habe das tiefste Mitgefühl mit Frau Sanitätsrat. So Schweres wie sie hat wohl selten ein Mensch zu tragen; Gott stärke sie, den Schlag zu überstehen. Und wie schrecklich für die Großmutter: die beiden Söhne sterben und den einzigen Enkel ihnen folgen sehen zu müssen! Welche unsägliche Trauer muß die Achtzigjährige tragen um all die verlorenen Hoffnungen.

Gottes Hand liegt schwer auf unserer Klasse. Der achte bereits ist mein Otto. Wenn uns früher in der Religionsstunde der Lehrer sagte bei einer Stelle wie: „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende", daß wir immer bereit sein müßten und daß niemand wüßte, wer der erste wäre, da sahen wir uns immer an: „Ach, das hat ja noch Zeit! Wir sind ja noch so herrlich jung!" Acht von denen schlummern bereits in die Ewigkeit hinüber. —

16. Juli 1916.

Was Du über mein Bild schreibst, mag stimmen. Man wird ja älter, ernster hier draußen. Die ständige Nähe der Gefahr übt ihren Einfluß mächtig aus. Dazu noch die Sorgen um das Vaterland im Innern und Außeren; ich denke soviel nach, was eigentlich nach dem Kriege werden soll. Und dann ist's ja auch kein Wunder, wenn man älter von Aussehen wird durch die vielen Erfahrungen, die man doch täglich macht. Manches, was mir erst hoch und hehr schien, ist in den Dreck gezogen; was glänzend und gut schien, ist faul und schlecht. Der Schleier, der das Schlechte deckt, der sich in normalen Zeiten langsam beim Älterwerden vor den Augen des Jünglings hebt, der wird vor den Augen von uns kriegsfreiwilligen Schülern mit einem Ruck weggerissen. Offen liegt das Gemeine unserem Blick, und der Gegensatz erschreckt uns. Den Zeitraum, der an den Anblick gewöhnen könnte, drängt das Geschick für uns auf wenige Monate zusammen. So ist man ernster geworden.

Doch trotzdem lebt in mir der Wille zum Leben. Wie alle anderen freue auch ich mich auf die Zeit, wo die Gefahr beiseite tritt, wo ich nach meinem Willen arbeiten kann, nach meinem Willen mich freuen kann, wenn ich wiederkomme. Wie lange wird das dauern?

26. Juli 1916.

Es ist jetzt ein frischer Ostwind. Abgesehen davon, daß dabei keine Gasgefahr ist, ist er für die Ernte ganz hervorragend. Hoffentlich habt Ihr ihn drinnen ebenso. Zu tun haben wir nichts. Gestern abend war ein herrliches Stündchen. Eichler, der hübsches Geschick zum Vortragen hat, las aus Homer vor. Unsere Putzer lauschten gespannt den schönen Versen des alten Heinrich Voß, und im Fluge verschwand die Zeit, während wir kaum zwei Gesänge vorgelesen hatten. Wir haben lebhaft unserer lieben Pennälerzeit gedacht und auch unserem gemeinsamen Lehrer des Homer, dem alten Cressus, einen Gruß gesandt. Ich bin neugierig, ob er antwortet.

An der Somme, 21. August 1916.

Furchtbar ist es, hier zu sein. Drei Tage und vier Nächte habe ich in vorderster Stellung gelegen. Es ist entsetzlich. Am 17. abends erhielten wir Befehl, die vierte Stellung zu besetzen. Bald wurden wir in die dritte und schließlich in die zweite Stellung vorgezogen. Der Weg dahin schon ist unbeschreiblich. An einem zerschossenen Kloster vorbei geht's auf die Höhe. Der ganze Himmel ist ein unaufhörliches Zucken und Leuchten. Die Luft ist erfüllt vom Krachen und Donnern der Abschüsse, vom Platzen berstender Granaten, vom Heulen und Pfeifen der Geschosse, die hin- und herfliegen. Granaten haben die Straßen zerrissen. Die Löcher sind ausgefüllt, damit die Sanitätsautos verkehren können. Nur eines liegt offen. Ein mit Verwundeten besetzter Wagen ist hineingestürzt, metertief. Die Kompagnie ist auseinandergezogen. Einer geht hinter dem anderen, um die Verluste zu verringern. Autos sausen lautlos vorüber, um die Verwundeten zu holen. Eines nach dem anderen, überfüllt rasen sie zurück. Munitionskolonnen bringen Futter für die unersättlichen Mäuler der Kanonen. Abgelöste Truppen eilen nach hinten. Trupps von marschfähigen Verwundeten, jeder mit dem Ausweiszettel im zweiten Knopfloch, begegnen uns. Sie haben es geschafft. Sie brauchen nicht mehr vor und deshalb ziehen sie fröhlich trotz aller Schmerzen nach hinten. Allmählich kommen wir in die Zone, die dauernd unter Feuer liegt. Der Marsch geht in Laufen, in Rasen über. Hier und da bleibt einer zurück, der nicht mehr kann. Keuchend, schwitzend kommen wir end-

lich in ein Dorf. Ja, ein Dorf ist es gewesen. Martinpuich war vor sechs Wochen noch ein blühender Ort, bewohnt und sicher. Jetzt ist's ein Ort des Schreckens, des Grauens. „Lasziate ogni speranza“ („Laßt alle Hoffnung draußen“), so lauten die Eingangsworte der Hölle in Dantes Göttlicher Komödie. Immer mußte ich ihrer gedenken, als wir durch das Dorf rasten. Zunächst ging's hinter einem Haus in Deckung. Alles liegt platt. Kein Führer ist da. Niemand weiß Bescheid. Dabei donnert und pfeift es. Sprengstücke klatschen in die Mauern. Die Leute werden ungeduldig. Es ist zum Verzweifeln. Endlich kommt dann einer, der Bescheid weiß und uns vorführt. Wohl Euch, daß Ihr das Schreckliche nicht zu sehen braucht. Auch ganz ohne Feuer bietet der Anblick der furchtbaren Zerstörung Grund zum Schaudern. Kein Haus steht hier noch mit der Mauer. Alles ist zerstört. Balken, Steine, Quadern liegen auf der Straße. Ein Granatloch hat das andere verschüttet. Die Kalkbeschotterung ist weit herumgespritzt. Bäume, Wagen, Leichen, Tornister, Pferde, Gewehre, Bleche, Draht, Ausrüstungsstücke liegen über dem getretenen Pfade durch die Trichter hindurch. Im heftigsten Granat- und Schrapnellfeuer stürzt die Kompagnie vorwärts. Springt über die Hindernisse. Einer oder der andere stürzt in ein Granatloch, stolpert über Leichen, fällt verwundet hin, kann nicht mehr mit. Doch unaufhaltsam geht's vorwärts. Dann müssen wir halten. Da liegen wir zähneknirschend auf der Straße. Wann geht's weiter? Schließlich wird die tolle Jagd fortgesetzt. Wir kommen ans Ende des Dorfes. Gleich da ist die Stellung. Links herein geht's von der Straße. Eine flache Mulde ist da, die früher ein Graben war. Da stürzen wir hinein. Schon einige Leute liegen dort in Löchern, in Resten von Unterständen; verhetzt und schlapp gucken sie uns teilnahmslos an. Nun die Leute verteilen. Hierhin und dahin einer. Sie sind ja verrückt in ihrer Angst. Immer schlagen die Granaten ein. Splitter und Dreck fliegen durch die Luft. Schließlich ist alles untergebracht. Ich setze mich einen Augenblick. Ich treffe einen Kameraden von der ersten Kompagnie. Die hat eben mit fünf anderen Kompagnien angegriffen. Am 17. war die Stellung verlorengegangen, die der Heeresbericht vom 18. erwähnte. Der Angriff war im eigenen Artilleriefeuer infolge des Nebels gescheitert. Nun hockten sie da, die Kameraden, verzweifelt, und

sollten wieder vor. Aber sie gingen nicht. Sie wußten ja auch nicht wohin. Doch der Tag graut. Ich eile durch die Stellung, nach den Leuten zu sehen. Entsetzt erkenne ich, daß ich vorhin über Leichen gelaufen bin, die im Wasser herumliegen. Die Leute sind ganz verstört. Sie sollen Handgranaten suchen. Hätte ich's nicht schließlich selbst gemacht, sie hätten keine gehabt. Immer heller wird es. Plötzlich, die Sonne geht bereits auf im Rücken, kommt der Befehl: Die zehnte Kompagnie geht 350 Meter vor und gräbt sich dort ein. Wir lagen in zweiter Stellung, aber die erste war verloren, und nun mußten wir eine neue erste Stellung bauen, die an die englische herangeschoben wurde. Ich nehme meine Leute zusammen, um sie gedeckt in einem Gange vorzuführen und springe voran. Als ich dabei mich umsehe, ist keiner, aber nicht einer gefolgt. Ich gehe zurück, rede ihnen zu und befehle ihnen, mit mir zu springen. Diesmal übers freie Feld, denn auf den gedeckten Wege hätten sich zu viele verkrümelt. Jetzt springe ich vor, stürze durch die Granatlöcher fünfzig Meter vor und werfe mich hin, um Atem zu schöpfen. Zwei Mann sind mitgekommen. Ich gehe weiter vor, Infanteriekugeln und Granaten schlagen neben uns ein. Doch keine trifft uns; wir könen uns nicht um sie kümmern. Endlich sind wir genügend weit vor und nun heißt's eingraben. Von einem Granatloch zum anderen wird nach der Seite gearbeitet, bis dadurch ein zusammenhängender Graben entsteht. Ein anderer Feldwebel treibt mit der Pistole die Leute von hinten nach vorn, bis wir schließlich für unseren Abschnitt von 200 Metern etwa vierzig Soldaten vorne haben. Neunzig hatten wir mitgebracht. In fieberhafter Arbeit wird nun am Graben gearbeitet. Die wenigen, die vorgekommen waren, haben Großes geleistet. Kaum waren wir fertig, als auch schon Trommelfeuer eintrat; zwei Stunden wurde die neue Stellung mit schwerem Feuer belegt. Aber ein Angriff folgte nicht. Ich hatte die zwei Stunden lang ununterbrochen beobachtet und war recht kaputt. Da bekam ich Befehl, bei Tageslicht noch dem Bataillon Meldung über die Lage zu machen. Bei Tage zurück. An dem Abhang hin, an den Dutzenden stinkender, fliegenbesetzter Leichen dahin, alles sehen im Dorfe, was die Nacht mit Dunkel verhüllt hatte. Es war nicht leicht. Im Bataillon eine Verwirrung, niemand hatte Ahnung von etwas. Alles war kopflos. Wie ich heute erfuhr, hat

es damals furchtbar brenzlich gestanden, ohne daß wir es ahnten. Das Bataillon hatte bereits die wichtigen Papiere verbrannt. Jedenfalls war ich froh, als ich wieder fort konnte. Inzwischen stand für uns Verstärkung bereit, die ich gleich mitnahm. Neue Leute in dem Feuer vorführen. Von fünfzig habe ich dreißig mitgebracht. In Regen und Kälte, ohne Mantel und Decke, ohne etwas Warmes zu trinken, nur auf Selterswasser angewiesen, haben wir dann drei Tage vorn zugebracht. Erlaßt mir die Schilderung des Zustandes der Kompagnie von verfrorenen, todmüden, durch das schwere Feuer niedergedrückten Leuten. Ich habe persönlich die Ablösung durchgesetzt. Noch zweimal habe ich den Weg durch das Feuer und das Grausen nach hinten gemacht. Dann endlich kam diese Nacht die Ablösung.

*

Helmut Straßmann, stud. rer. tech., Charlottenburg,
geb. 21. Januar 1893 in Berlin,
gef. 5. November 1916 bei Thilloy.

Reserve, im Walde von Roshan, 24. Juli 1915.

Seit dem 1. Juni wurden hier kleine Angriffe angesetzt, die alle den Zweck hatten, uns für den Durchbruch eine gute Angriffsstellung zu geben. So nahm unser Bataillon am 13. Juni die Cerwona Gora, eine kleine Höhe bei Jednorozek, in einem Nachtangriff, und so an der ganzen Ostfront. Vom 1. Juli an wurden überall Sturmstellungen angelegt, schmale Gräben, 100 Meter vom Feinde ab, in denen wir uns mit Leitern und Handgranaten bereitstellten. Ferner krochen nachts unsere beherzten Pioniere und auch Infanteristen unter das russische Drahtverhau, legten Sprengminen, zündeten sie an und bahnten uns schon vorher die so sehr notwendigen Gassen. Dann kam unheimlich viel neue Munition und schwere Artillerie, die sich auf den Feind einschoß. Unsere Flieger photographierten von oben die russischen Stellungen, so daß jeder Zugführer, ja jeder Unteroffizier genau wußte, wie es drüben aussah. Endlich wurde der 13. Juli bekanntgegeben mit dem Stichwort „Hochzeitstag". Um halb ein Uhr nachts bezog die Infanterie die Sturmstellungen, jeder Mann eine Drahtschere und fünf Handgranaten, zwei eiserne Portionen und zweihundert Patronen. Um 4.30 Uhr begann unsere Artillerie ihr Vernichtungswerk. Granate auf Granate ging in die russischen Gräben bis 8 Uhr. Von 8 bis 8.30 Uhr gab es Schnellfeuer und von 8.30 bis 8.42 Uhr Trommelfeuer, die höchste Steigerung. Es gingen in einer Breite von 200 Metern in diesen zwölf Minuten pro Sekunde etwa zehn Granaten in die russischen Gräben. Die Erde dröhnte.

Unsere Kerls brannten auf den Angriff; unsere segensreiche Artillerie riß sie förmlich vorwärts. Die Kompagnie war in vorderster Linie und sollte in drei Wellen vorgehen. Als der älteste Offizier führte ich die vorderste Reihe. So krabbelte ich um 8.41 Uhr bereits aus dem Graben, winkte den Leuten mitzukommen und im Schnellauf ging es die Höhe hinauf, das Drahtverhau wies zum Glück verschiedene Löcher auf und wir kamen glatt durch. Wir waren vierzig Meter vor den Sibiriern; es war ein Schützenregiment. Trotz der verheerenden deutschen Granaten begannen sie ein ganz nettes Maschinengewehr- und Flintenfeuer, aber es war zu spät, wir waren heran. Als unsere Bajonette anfingen zu arbeiten, da ergab sich der Feind oder lief weg. Es kamen wenig davon, denn bei der kurzen Entfernung saß jeder Schuß.

Unsere Grenadiere waren wie die Teufel; für die vier Monate Schützengraben nahmen sie blutige Rache. Die Kompagnie machte 86 Gefangene und schoß wohl 50 Mann nieder. Eigene Verluste waren drei Tote und elf Verwundete. Einer der Besten fiel neben mir beim Sturm, als er gerade „Hurra" anstimmte. Er bekam einen Herzschuß und hatte einen glücklichen Tod, denn er fiel gleich leblos hin. — Dieser Sturm, den Hindenburg aus nächster Nähe leitete, gelang auf der ganzen Front und brachte 13 000 Gefangene, 17 Geschütze. Nachmittags wurden wir abgelöst; ein anderes Regiment stürmte die nächste Russenstellung, während wir zur Belohnung in Reserve kamen.

Mit diesem zweiten Sturm, der ebenfalls verlief, wie Hindenburg ihn befohlen, war die Front völlig durchbrochen und der Russe mußte von Lomsha bis Warschau zurück, sollte nicht die ganze Streitmacht eingekreist werden.

Am späten Abend wurden wir alarmiert, der Russe sei in vollem Rückzuge, und als ob der Stellungskrieg nicht schon seit dem 1. März

hier angedauert hätte, waren alle Geschütze, Fahrzeuge und Kolonnen sofort marschbereit und eiligst ging die Verfolgung an. Die Kosaken sengten die ganze Gegend ab, so daß wir durch rasches Nachdrängen manches Dorf vor der Mordfackel bewahrt haben.
Am 15. stellte sich der Russe am Orzyc in einer vierfachen, märchenhaft ausgebauten Stellung, drei Drahthindernisse, bombensichere Eindeckungen und der Fluß als Hindernis. Unserem Nachbarregiment, Reserveregiment 93, fiel der schwere Sturm zu. Dreimal setzten sie an, aber trotz unsinniger Artilleriewirkung hielt der Russe stand. Beim vierten Sturm endlich gelang das schwere Werk; die Orzycstellung, eine Stellung von furchtbarster Verteidigungsstärke, war durchbrochen; das war, glaube ich, der größte Erfolg der Offensive. Vor unserem Regiment ging der Russe ohne Kampf zurück und ersparte uns dadurch jeglichen Verlust. Am 19. kam dann ein letzter Sturm auf eine Höhe; dieser gelang ebenfalls und wir standen vor Roshan, der Narewfestung. Unsere Kompagnie fand in einem Landhaus Quartier für vier Tage. Es war die Villa eines geflüchteten Arztes aus Roshan. Ich dachte an Wannsee.
Bei unserem Kommen war der halb abgegessene Teetisch noch da, die Bewohner geflüchtet. Es war eine herrliche Zeit. Vier Salons, weiße, lausefreie Bettwäsche und vor allem ein deutscher Konzertflügel. Wir lebten wie „bei Tante auf dem Gut". Am 22. hatte das Idyll ein Ende. 2. Bataillon stürmt Dorf Miluny, eine Festungsvorstellung; 30 Meter Drahtverhau; uns wurde traurig zumute, daß unser Quartier verlassen werden sollte. Um ½2 Uhr mittags sollte Sturm sein. Wir hatten eine unheimlich freigebige Artillerievorbereitung, 30,5-Zentimeter-Haubitzen der Österreicher und sogar eine „dicke Berta" erleichterten unserer Infanterie ihre Aufgabe. Dazu 5 Minenwerfer. Die 30,5-Zentimeter machten einen Krach, als ob die Hölle losgelassen wäre. Als wir in die erste Stellung kamen, waren die Russen geflüchtet, beschossen uns aber um so heftiger aus der zweiten, die in 10 Minuten auch genommen war. Aus Rache befeuerte uns die russische Artillerie unaufhörlich mit Granaten den ganzen Tag, schließlich merkten wir es gar nicht mehr. Um 6 Uhr nachmittags bekam ich noch einen Extraauftrag, nämlich eine rechte Flankenstellung zu besetzen. Ich hatte das Glück, mit 32 Grenadieren

64 Russen gefangenzunehmen. Hielt mich drei Stunden in dem eroberten Graben, bis drei Kompagnien Jäger mir die heißersehnte Verstärkung brachten. Zweimal wollten die Russen mich angreifen, aber jedesmal erkannte es rechtzeitig unser Artilleriebeobachter und setzte einige Salven in die Angreifer; abends versuchten die Russen noch einmal den Gegenangriff, der aber in seinen kümmerlichen Anfängen bereits erstickt wurde. Um ½2 nachts kam Ablösung, dann mußte ich für die Nacht noch Führung einer Kompagnie übernehmen, deren Führer gefallen war. Dann kam 7 Uhr früh die Feldpost mit prächtigen Sachen und einem Brief von Mutter, in dem sie schrieb, „sie wäre beruhigt, daß ich zurzeit einen Lehrkursus durchmache und doch etwas mehr in Sicherheit wäre". Daß der Kursus infolge der Offensive ausfiel und daß die Gefechte anfingen, konnte sie nicht wissen. Aber es war doch komisch, das hier zu lesen.
Danach schlief ich 10 Stunden und wir blieben 2 Tage in Reserve. Heute haben nun die Russen die Festung Roshan in die Luft gesprengt, und wir haben die Narewlinie forciert. Rußlands stolzestes Befestigungswerk ist durchbrochen, die erste Binnenfestung gefallen. Und nun kommt mit Macht der Angriff auf Warschau.

Stud. Erwin Straßmann über den Tod seines Bruders Helmut.

Bei Bapaume, 16. November 1916.

Heute war ich an meines Bruders Grab. Es war eine schwere Stunde... Liebe Eltern, ich sprach mit den Herren seines Bataillons und seiner Kompagnie. Sie berichten folgendes: Am Abend des 3. rückte das 1. Bataillon in die Stellung südwestlich Bapaume. Immer wachsend setzte die Angriffstätigkeit der Engländer ein, bis sie am 5. November mit Infanteriestürmen anfingen. Als vor Helmuts Abschnitt die englischen Schützen aus dem Graben sprangen, bekamen sie solches Feuer, daß sie auf offenem Feld Stellung nehmen mußten. Dort eröffneten sie ein unregelmäßiges Schützenfeuer. Helmut stand während der ganzen Zeit an der Grabenwand und sah hinüber über die Brustwehr. Da erhielt er einen Infanterie-Kopfschuß quer durch Stahlhelm und Haupt. Er sank wortlos in die Arme seines Befehlsempfängers und hatte so den kürzesten, bestmöglichen Soldatentod. Man brachte ihn aus der Stellung, überführte ihn nach Beugny,

6 Kilometer östlich Bapaume, und beerdigte ihn dort auf dem deutschen Soldatenfriedhof. Es war derselbe Ort, in welchem ich mit Helmut 48 Stunden vor seinem Tode zusammen war. Liebe Eltern, was Ihr seit über 2 Jahren fürchten mußtet, ist eingetroffen. Quält Euch nicht zu sehr! Wir wollen wenigstens dankbar sein, daß wir ihn solange hatten, daß er freudig und hoffnungsvoll bis zuletzt war und mit Herz und Seele den Krieg mitmachte, daß er schließlich ohne Schmerz und Bewußtsein den leichtesten, schnellsten Soldatentod erlitt. Wenn es droht, über Euch zusammenzuschlagen, so denkt einmal, was Helmut dazu sagen würde. Mit wenig Worten und Gründen würde er Euch fest und zuversichtlich machen, wie er es ja oft tat. — So erfuhr ich die Wirkung seines Wesens auch am letzten Tage, an dem wir einander hatten, am 3. November. Da war ich niedergedrückt und voller Ahnungen und wollte ihn nicht hinausziehen lassen in die Schießerei da vorne. Da lachte er mich aus und sagte: „Ein solches Ende ist noch nicht das schlechteste. Denn sieh mal, mein bisheriges Leben war ungetrübt und voller Freuden. Es war ein ständiger Aufstieg; das Erlebnis des Krieges jetzt ist der Höhepunkt; von da kann es nur noch abwärts gehen. Zwar weiß ich bestimmt, daß ich etwas leisten werde, ganz gleich, was ich nach dem Kriege mache. Aber mehr, als ich jetzt im Felde bin und leiste, wird es nie werden; man wird kümmerlich von seinen Erinnerungen leben und sich wie ein Fisch auf dem Trocknen vorkommen."

Und so ist es auch. Die letzte gänzliche Hingabe war wohl das höchste Ziel. Darum weint nicht.

Heute, im Ballon, schwebte ich über Helmuts Grab, über den Stellungen, wo er fiel, wo dauernd Kameraden fallen, und über dem Feind. Wenn das alles ein Blick umfassen kann, ist man sich seiner Pflicht doppelt bewußt. Es ist das wohl jetzt der beste Posten für mich.

Hier, im dauernden Donner der Schlachten, ist es ein leiser Trost, ihn draußen zu wissen, wo keine Granate mehr stört, denn unaufhörlich geht das Morden weiter. Wohl ihm, daß er die letzte Konsequenz, dem Vaterland alles zu opfern, schon zog! Denn der Wert der Opfer bürgt für die Kraft des Erfolges. Hier draußen, wo Leben und Tod eine enge Gemeinschaft bilden, wird keine trennende Schranke mehr empfunden. Wenn Ihr sehen würdet, was da für Reihen von Gräbern

ausgehoben werden, was an Menschen da täglich hinzugelegt wird, so würdet Ihr in vollstem Maße empfinden: Es geht nicht um Einzelschicksale, es geht ums ganze Volk, und zwar um dessen Existenz. Denn ehe ein Volk in solchen Massen seine Söhne opfert, seit über 2 Jahren mit unerhörter Freigebigkeit opfert, muß ihm wohl die Faust an der Kehle sitzen. Diese Myriaden von Kreuzen im Feindesland sind es, welche das Fundament bilden für Frieden und Zukunft unseres Volkes.

Hier im Felde, an der Somme, ist Tod und Trauer etwas ganz anderes. Da weiß jeder: es sterben in jedem Augenblick die Kameraden, die Fahnenträger: Aber die Idee, die Fahne lebt, wird hochgehalten. Und das ist das Wesentliche. Die ihr Leben für uns ließen, sind die, welche uns und unserem Volk das Leben geben. Sie sind das Fundament der Zukunft. Darum ist der Tod fürs Vaterland höchste Lebenserfüllung; das sei der Stolz der Trauernden. Heute auf dem Friedhof mußte ich lächeln mitten in all den Empfindungen. Hellmut liegt als erster in der ersten Reihe. Selbst hier bleibt er seinem Prinzip treu:

„Stets der erste zu sein und vorzustreben den andern."

Ich wünschte, Ihr hättet heute die letzten Kerls des 5. Garde-Regiments gesehen, die abends in die Gräben gehn. Es sind so heilige stille Jungen; aus ihren Augen leuchtet ruhevolle, weltferne Unendlichkeit. — Sie gehen und besuchen noch einmal die gefallenen Kameraden. Es ist ihnen eine Erholung, bei den einzelnen Kreuzen stehenzubleiben und von dem, der da unten liegt, zu sprechen. Der Gedanke, bald bei ihnen zu sein, gibt ihnen stilles Glück; denn sie sehnen sich nach Schlaf. Wir aber müssen wachen! Darum Augen auf! Blick geradeaus, daß wir nicht in Anfechtung fallen.

*

Bernhard Becker, stud. phil., Freiburg i. B.,
geb. 10. Oktober 1895 zu Wolfach,
gef. 11. November 1916 an der Somme.

17. November 1914.

... Von dem eintönigen Exerzierdrill frei, will ich den Abend benutzen, um wieder in einem Briefe an Dich den „individuellen Menschen" in

mir sprechen zu lassen. Deine Karte hat mich unendlich gefreut. Sie war in ihren geistvollen Gedanken für mich wie ein Wassertropfen auf glühenden Stein. Ja, der Bach!! Dieses göttlich schöne Konzert strotzt so von genial-kühnen Einfällen (NB. ein über 50 Takte langes, prachtvoll aufgebautes Klaviersolo läßt bereits den ganzen Liszt ahnen!), daß ich mich überhaupt fragen muß, wie es möglich war, daß ein Musiker sich jedesmal so neu und vielgestaltig ausdrücken kann. Deswegen ist er für mich einfach der Größte, das A und O der deutschen Musik. Sein Ahnen der Zukunft deutscher Musik (sogar bis zur Programmusik inkl. der „Tondramatik" R. Wagners, die in den 198 Kantaten vorgeführt wurde), sein herrlich-tief germanisches Empfinden (von vielen nur das eine: der Koloß der H-Moll-Messe), seine Vielseitigkeit und Gedankenfülle (eklatantes Beispiel: die 30 Goldberg-Variationen, bei denen jede wieder anders ist, und doch ein Abkömmling einer simplen „Aria") machen ihn zum größten Musiker. Meine musikalischen „Augensterne" sind: Bach, W. A. Mozart, Johs. Brahms und Gustav Mahler. In der nächsten musikwissenschaftlichen Abhandlung will ich versuchen, die „Größe Mozart" zu beleuchten. So kommt einer nach dem andern bis Mahler.
Sehr interessant war Streichers Schrift: „Schillers Flucht von Stuttgart". Welche Freude hat es mir gemacht, hier einem Manne, der für Schiller kompetent ist und der ihn wirklich und wahrhaft verstanden hat, lauschen zu dürfen, zumal er ein inniger Freund eines der größten Genies war. Gerade durch dieses Büchlein wurde mir das „dramatische Genie" Schillers, das ja außer Frage steht, ganz klar. Auch hier die allen Großen gemeinsame Erscheinung: Aus einer Empfindung heraus entsteht — den Schöpfern selber unbewußt — das Werk. Streicher betont und beweist es für Schiller. Neben mir liegt der „Götz". Da habe ich diese Behauptung bestätigt gefunden: „So fühl' ich denn, was den Dichter macht, ein volles, ganz von einer Empfindung volles Herz."
Das war noch bei allen Künstlern oder besser gesagt: bei allen musikalischen Menschen der Fall.
Ja, die Kunst ist etwas unschätzbar Schönes. Ein Labsal, eine Erfrischung, mitunter eine förmliche Neugeburt des inneren Menschen.

Ich möchte ihr — der Kunst — die Verse Tibulls beigeben, die ich mir immer schon als „Motto" für jede Art von Kunst gedacht:

Te spectem suprema mihi cum venerit hora
Te teneam moriens deficiente manu.

(Dir möcht' ich noch ins Antlitz schauen, wenn mir die letzte Stunde schlägt,
Dich möcht' ich sterbend noch halten, wenn schon die Hand mir versagt.)

Am 10. Dezember 1914.

Trotz recht angestrengtem Dienst finde ich abends doch noch Zeit und Wille, einen recht langen, ausführlichen Brief über Musik Dir zu schreiben. Da ich ohnehin das praktische Musizieren sehr entbehre, so muß ich mir im Geiste Musik machen, und um so mehr drängt es mich, über Musik zu schreiben.
Kommt heute mein „zweiter Gott" W. A. Mozart. Er ist mir der „Musiker". Alles ist bei ihm ganz selbstverständlich. Die Melodiebildung so ganz musikalisch empfunden. Die Stimmführung namentlich im vierstimmigen Satz genau so musikalisch, wie die Melodie alles singt. Er ist wirklich der Meister des Gesangs. C. schickte mir die Ouvertüre zur „Entführung". Ich bin vor Freude fast außer mir über diese Geniemusik. Ich wage nicht weiter über Mozarts Genie hier mich zu äußern: Da heißt es andächtig seinen Geistesspuren folgen.
Jetzt aber Brahms: Offen gestanden mußte ich, um mir diesen Meister zu „erobern", ziemlich mich hineinarbeiten in sein Wesen. Bei Brahms ist es die Tiefe seiner musikalischen Gedanken, die mich für ihn einnimmt. Gerade dieses leise, innige Schwelgen in wogenden Triolen oder in Synkopen ist ganz bezeichnend für ihn. Es versteht sich, daß dieser Umstand seine Eigenart zu einer intimen macht. Deswegen gab er sein Allerbestes in der Kammer (Lied und Quartett), und deswegen, behaupte ich, ist sein Wesen nur wenigen Auserwählten ganz vertraut. Das „Odi profanum vulgus" trägt seine Musik — im direkten Gegensatz zu Wagner in sich. Das Requiem, die D-Dur-Sinfonie, Feldeinsamkeit und vieles andere zählen zu den schönsten Erzeugnissen deutscher Musik

nach Beethoven. Er steht in einigen Werken – z. B. der 4. Sinfonie – in der P l a s t i k und Ernst und Tiefe seiner Gedanken und Empfindungen g a n z u n d d i r e k t n e b e n Beethoven. Das hat mir Bodanzky damals vollauf bestätigt.
Im Lied freilich ist ihm H u g o W o l f über, schon durch die viel reichere und vielseitigere Ausdrucksmöglichkeit den verschiedensten Dichtern gegenüber. Der T e x t der von Brahms komponierten Lieder ist im Grunde genommen inhaltsgleich, wogegen Wolf tatsächlich den verschiedenartigsten und unter sich stimmungsverändertsten lyrischen Gedichten Goethes, Eichendorffs und Mörikes die gleiche K r a f t seiner musikalischen Eigenart entgegenbringen konnte. Zum Vergleich und Beweis: „Der Gärtner" von Mörike, der musikalisch und auch rhythmisch ganz hervorragend feinsinnig dem Gedicht angepaßt ist, und dann wieder die schlichte Frömmigkeit des „Schlafenden Jesuskind" usw. Das nächste Mal kommt mein „Spezel": Gustav Mahler, wobei ich auch Richard Strauß rechtfertigen will gegen etwaige A n g r i f f e. Genau heute vor einem Jahr hörte ich von Bodanzky zum erstenmal – für mich in meiner künstlerischen Entwickelung ein Ereignis von tiefgehendster Bedeutung – die „Ariadne", dieses technisch und auch musikalisch sehr f e i n s i n n i g e (nicht große) und bedeutende Werk.

Harnes, den 8. März 1915.

Du schreibst, daß ich weniger von Kunst und Musik usw. schreiben soll als vielmehr von der „Wucht und Tragik des Feldlebens, die auf mich einstürmt". Das ist wunderschön gedacht und gesagt. Diese Wucht und Tragik habe ich aber noch nicht kennengelernt. Nein, alles, was man erlebt, ist S t i m m u n g s - R o m a n t i k – wenigstens für mich. Ja, wenn es wieder so vorginge wie zu Anfang oder jetzt in Rußland – ja, dann könnte man von oben gemeldeter Wucht und Tragik was erzählen. Aber in dem Stellungskrieg!!! Zudem haben die guten Zeitungsschreiber so verdammt wenig Vorstellung und Ahnung von dem Feldleben, die machen ihren Lesern nur was vor. Schwamm darüber! Wenn ich jetzt in Harnes am Kanalufer sitze und zwischen Silberpappeln in der Vorfrühlingslandschaft Mörike lese und von weitem Donnergeschütze – wer will mir das übelnehmen.

Kurz und gut, Schwamm darüber! Eine andere Freundin von mir findet es ganz großartig von mir, daß ich, der ich bei Schulschranzen und Röllchenmonarchen kaum noch als Kunstempfinder genannt werden konnte, jetzt im freien Kriegsleben mich in meiner ganzen Kunstliebe wiedergefunden habe. Das ist doch verdammt wichtig. Ich bin selbst ganz stolz darauf. Denn so wie ich jetzt meinen Mörike und Hölderlin usw. usw. liebe, hab' ich ihn auf der Schulbank n i e geliebt. Es ist mir gerade, wie wenn ich aus tiefstem, kaltem Keller käme und jetzt die Kunst in warme Sonnenstrahlen gebadet vor mir läge.

Am 3. November 1916.

Gestern – am Allerseelentage – erfuhr ich durch einen Freund den Tod Bayerthals.
Bayerthal, den ich erst in den letzten drei Monaten kennenlernte, war einer von den wenigen Menschen, die im Gespräch etwas zu geben hatten: Er hat mich oft seelisch wiederaufgerichtet und als älterer in mir viele Ideale und Begeisterung erweckt. Unsere leider zu kurze Freundschaft war keine gewöhnliche „Kriegsbekanntschaft". Sie wurzelte viel tiefer. Ich bin sicher, daß unser geistiges Band auch nach dem Kriege ein dauerndes und festes geworden wäre, da wir ja auch dann mehr Anregungen für unser geistiges Leben gehabt hätten. Wir sprachen von gemeinsamen Reisen nach interessanten Kulturstätten: Prag, Berlin, Wien. Wir sprachen auch über ausländische Kultur. Mit einer wunderbaren geistigen Sicherheit faßte er die Eigenart von Männern wie Balzac (den ich sehr liebe), Turgeniew usw. Noch bei unserer letzten Zusammenkunft legte ich ihm E. T. A. Hoffmann warm ans Herz. Er kaufte sich auch den einzig schönen und w a h r h a f t g e n i a l e n „Kater Murr", das Hauptwerk Hoffmanns. So kurz unser Zusammensein war (ich konnte ihn nur von unserer Schützengrabenbeobachtung, die seiner Batterie nahe lag, aus besuchen), so schmerzlich, ja unersetzlich ist mir sein Verlust. Wir waren stets sehr gern zusammen und die Stunden verflogen nur zu schnell. J e d e s m a l, aber auch j e d e s m a l, rissen wir uns aus dem Alltag des Krieges heraus und gaben uns in Gesprächen über die Kunst gegenseitige Anregungen. Ich kann es noch ga rnicht fassen, daß ich ihn nimmermehr aufsuchen kann.

Nordfrankreich, den 17. Dezember 1914.

. . . Ich habe mich am Donner meiner Kanone ebensosehr gefreut, wie über die fabelhaft schönen Farben eines nordfranzösischen Abendhimmels (wir stehen 50 Kilometer vom Kanal). Ach, ich habe Ihnen ja noch gar nicht vom französischen Schlößchen in D. erzählt. Dieses Schloß steht im herrlichsten Park, lauter alte Bäume; tief versteckt lugt der weiße Palast ganz verträumt heraus. Das gibt's ja nun in Deutschland gewiß auch. Aber das fabelhafteste vom Stilvollen war doch die Einrichtung. So was gibt's ja nur in Frankreich, wie überhaupt — in dieser Hinsicht können wir ruhig von Frankreich lernen — der Franzose einen feinen Sinn für Stilechtheit kundgibt. Denken Sie sich einen großen Speiseraum. Eckzimmer 4 hohe Fenster à la Versailles. Einfache blaue Tapete, weiß, edel verzierte, nicht überladene Decke. Parkett, dicker Perser. Alte, geschnitzte, mit blauer Seide überzogene Sessel. Eine elektrische Ampel, runder Tisch, und ein Marmorkamin mit Läugervase. Alles ganz einfach und doch mit einem fabelhaften Schick zusammengestellt. Dann noch die richtigen Schloßgardinen. Mir hat das Schloß sehr viel Freude gemacht, ich spazierte im Herbstsonnenschein im Park. Dann erfreute ich mein Stilempfinden an alten Ampeln, Spiegeln, Kaminen und alten Parkettböden. Dann nimmt man mit Vehemenz seinen Mörike — so man einen hat — und schlägt das Gedicht „Der Gärtner" auf, oder läßt beim Durchlesen Eichendorffscher Ständchen-Romantik die Umgebung sich mit Spitzwegschen und Schwindschen Gestalten beleben.

*

Johannes Nogielsky, Techn. Hochschule Charlottenburg,
geb. 4. März 1892 in Breslau,
gef. im Luftkampf 22. Januar 1917 in der Champagne.

Liebe Mutter!

Wenn Du diese Zeilen liest, bin ich nicht mehr unter den Lebenden: „Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben." Weint nicht um mich, denn ich bin im Reiche des Lichts, und warum da trauern. Es kam der Krieg, und ich zog mit vielen anderen Kameraden auch hinaus und war getreu bis in den Tod. Da ich diese Zeilen schreibe, weiß ich noch nicht, wo mein Grab sein wird; kümmert Euch nicht um meine sterblichen Reste. Mögen sie in Schutt und Trümmern vermodern und wieder zu Staub werden, die Seele lebt und ist göttlich. Mögt Ihr noch lange leben auf der schönen Welt! Grüßt alle, die ich lieb gehabt und die mir nahestanden. Feinde habe ich nicht gehabt, wie ich hoffe. Und nun seid nicht traurig, denn in einer kleinen Weile werden wir uns wiedersehen.

Ich grüße Euch und bin bei Euch im Geiste.

*

Hans Forster, stud. math., München,
geb. 6. Oktober 1890 in Bettbrunn,
gef. 29. November 1916 bei St. Mihiel.

Vor Verdun, 1. Juli 1916.

Am 20. abends 9 Uhr geht's in die Stellung vor. Rasendes Granatenfeuer. In einen früheren Hohlweg hinein. Dort hatten 2 Züge Stellung. Der 3. Zug kam links davon einen Hang entlang. Ihr dürft Euch da nicht etwa was Grünes darunter vorstellen. Es gibt keine Farbe außer braun, grau und schwarz — es gibt keine Form außer Granatlöchern. Die Leute werden in Löcher verteilt, immer 2 oder 3, ein Loch vom anderen 30—50 Meter entfernt. Ich bin am linken Flügel mit einem Mann in einem Loch. Links 40 Meter zu den Jägern, rechts 40 Meter zu einem Kameraden. Das Loch ist 1,40 Meter tief, 1,60 Meter lang, 1 Meter breit. Die ganze Nacht gespannte Aufmerksamkeit nach vorn. Der Aufsichtsbereich ist groß. Die Augen angestrengt — Handgranaten und Gewehr bereit; Revolver geladen. — Wir können ja am Tage schlafen! — Um ½6 Uhr kochen wir uns etwas Kaffe auf einem Kocher. Legen uns dann schlafen. Um 8 Uhr morgens beginnt Trommelfeuer bis 4 Uhr nachmittags. Von Essen oder Aufrichten keine Spur, da die Splitter nur so fliegen. Um 5 Uhr mit großem Kaliber bis 7 Uhr. Neben uns wird alles aufgewühlt, und da kommt Verborgenes, was nach menschlichem Recht Ruhe haben sollte, zutage. Der Gestank wird sehr arg. Wir dürfen

keine Bewegung machen, da ein feindlicher Flieger kreist. Mit Zeltdecken verbergen wir uns, die Gewehre und alles Auffällige. Wir sehnen die Nacht herbei. — — Die zweite Nacht — um 4 Uhr morgens will ich mich hinlegen. Habe noch nicht mein Zelttuch gerichtet, kommt Oberleutnant Frhr. v. K. und bittet mich, ihn zur Kompagnie zu führen. Dort erfahre ich, daß um 8 Uhr, am 23. früh, also in einigen Stunden, ein Sturm auf die feindliche Linie stattfinden soll. Alle benachbarten Brigaden stürmen mit. Wir sollen das uns gegenüberliegende starke a-Werk nehmen. Die französische Stellung lag, soweit wir überhaupt etwas davon wußten, 200 Meter vor uns im Grunde einer Mulde. „Alles zum Sturm vorbereiten, Gasmasken bereithalten. Handgranaten fertig. Verbindung mit den Nachbarn." Das sind unsere Befehle.

Der Sturm. Vorbereitung. Um 4.15 Uhr begann mit kleinen Kalibern die Beschießung der feindlichen Linien. Gasgranaten. Große Wolken. Einige zu kurz gegangene zwingen uns zur Benützung der Gasmasken. Wir geben Signalzeichen (Leuchtkugeln, die man auch bei Tage sieht): „Feuer vorlegen". Um 4.45 Uhr ist der Dampf über den feindlichen Stellungen dicht. Das Feuer der kleinen Batterien uns gegenüber verstummt. Bis 5 Uhr kommen gewöhnliche Granaten. Der Rauch verteilt sich. Die Franzosen schießen wieder. Von 5 bis 5.30 Uhr Gas, 5.30 bis 6 Uhr gewöhnliche Granaten, 6 bis 6.30 Uhr Gas, 6.30 bis 7 Uhr gewöhnliche Granaten. Wir stehen oben und schauen trotz der Splitter zu. Das Kaliber unserer Artillerie wird größer. Die feindlichen Batterien beschießen unsere rückwärtigen Linien; Sperrfeuer! Wir erhalten fast keinen Schuß. 7.30 Uhr Gas mit den größten Kalibern. 7.30 bis 8 Uhr 38,5- bis 42-Zentimeter-Granaten. Ein furchtbares, gewaltiges Schauspiel. Erde bis zum Himmel. Die Schlucht eine riesige Dampfwolke, turmhoch flogen die Trümmer. Dorf Fl. auf der Höhe, 3 Kilometer entfernt, ist eine Rauchwolke. Gegenüber unserer Stellung scheint die Welt unterzugehen. Und wir? Wir stehen mit begeisterten Augen und schauen und schauen! — Dann essen wir unsere Vorräte auf bis auf den eisernen Bestand, denn Kraft tut uns not in den nächsten Stunden. Für manchen der letzte Bissen! 8 Uhr rechts und links Leuchtkugeln bestimmter Farbe. Raus aus den Gräben! Rasch geht es vorwärts über 1—2 Meter tiefe Löcher und Trichter.

Kein Quadratmeter, der nicht verwühlt ist. Der Feind hat sich tapfer gehalten. Die Maschinengewehre rasseln, das Infanteriefeuer rollt. Ein Höllenlärm. Weiter geht's. Da stürzt einer, dort wieder einer. Weiter! Rast in einem Granatloch. Näher heran. Die Granatlöcher werden tiefer; manche bis zu 15 Meter tief — steile Schächte. Unsere 42er! Dort — da „Blaugraue". Sie bleiben und schießen. Auch wir. Heraus aus dem Loch! Vorwärts. Rechts ein Loch mit 4 Franzosen; den Kolben hoch — sie heben die Hände. „Retour!" rufen wir, und gehorsam springen sie, soweit sie nicht verwundet sind, heraus und laufen ohne Waffen hinter unsere Front, wo die Reserven sie auffangen. Das Maschinengewehrfeuer wird stärker. Aha — das a-Werk. Vorwärts! Die Franzosen fluten zurück; auf Befehl eines Offiziers nehmen sie wieder Stellung. — „Handgranaten!" gellt bei uns der Ruf. Überall stürzen Verteidiger — andere ergeben sich. Noch ein kräftiger Stoß — das a-Werk ist unser!!! — Weiter geht es durch den Grund der Mulde. Vor uns ein Bahndamm; rechts eine Kurve des Dammes. An ihr 40—50 Franzosen, heben die Hände. Ein Gefreiter schießt noch auf sie — ich reiße ihn zurück. Ein alter Franzose hebt die nur wenig verletzte linke Hand und lächelt und dankt mir. Dem Bahndamm gilt es nun. Der Hang gegenüber speit Maschinengewehrfeuer. Wir legen uns hin und schießen. Unsere Artillerie setzt drüben mit Gas hinein. Gewaltige Detonationen. Auf Signal von uns „Feuer vorverlegen" geht es weiter den Berg hinan — die Franzosen beginnen die 2. Stellung zu räumen. So mancher der Flüchtlinge fällt; ein Teil ergibt sich. Weiter geht es. Wir bekommen Flankenfeuer eines Maschinengewehrs — ein Unterstand im Bahndamm. Einige Handgranaten oben hinein. Da kommen sie sofort heraus.

Hinüber über die Bahn. Die Stellung darüber am Berg besetzt. Am Bahndamm sind Geschütze. Das ist eine Freude. — Fast sind wir auf der Höhe — aber wir müssen warten, bis unser Feuer verlegt wird. Wir warten in einem Granatloch. 10 Meter links von mir steht in einem Loch Leutnant A., unser derzeitiger Kompagnieführer. Leutnant A. ruft herüber: „Schön ist es gegangen" und lacht; dann wird er ernst, da er sieht, daß einige Leute weiter vorgehen und Gefahr laufen, ins eigene Feuer zu kommen. Er steht auf und will rufen — da —

spritzen Fetzen seiner Generalstabskarte, er krampft die Hände vor die Brust und fällt vornüber. Einige Leute springen hinzu – doch schon nach wenigen Minuten ist er tot. Weiter geht es. Kein Aufenthalt. Über Drahtverhau zum Dorf Fl.; in Zeit von 10 Minuten unser. – Mit umgehängtem Gewehr, die Zigarette im Munde, lachend und plaudernd geht es weiter. Gefangene Franzosen kommen zu Hunderten. Rechts brennen die Zwischenwerke von Ch., eines neben dem anderen. Weit vorne liegt das große Werk „Kalte Erde"; vier rote Backsteintürme. Links Fort S., im Hintergrund Fort T. Sieht man den Bergrücken von Fl. aus westwärts hinunter zwischen Fort T. und Fort S. hindurch, so erblickt man ein Tal, dessen Ausgang, rechts sich wendend – Verdun, bzw. seine Vorstädte sehen läßt. Oh, Verdun, welche Begeisterung! – Man drückt sich mit strahlendem Blicke die Hand. Rechts vom Dorf Fl. steht Prinz Heinrich, freudig bewegt. Es ist ein Anblick – so groß und erhaben: Zeit 9.20 Uhr vormittags. Die Sonne scheint. Vor uns die Täler. Gewaltige Explosionen ab und zu.

Um 12 Uhr mittags raffte sich der Feind zu einem Gegenstoß auf, wir überrannten ihn und besetzten einen Schützengraben 1½ Kilometer vor Dorf Fl. Das Artilleriefeuer steigert sich. Wir können uns nicht mehr im offenen Graben halten und suchen die Unterstände. Es sind Jäger, Leiber, 15 Mann des 10. Regiments und 2 Unteroffiziere und 3 Mann vom 24. Infanterie-Regiment unter Führung eines Leutnants des 24. Infanterie-Regiments, der mich nicht mehr fortließ. Als wir abends (23.) aus unseren Löchern krochen, merkten wir, zu unserem Schrecken, daß die Stellung um 8 Uhr geräumt war und nur mehr wir 24er und die paar 10er die Stellung von 500 Metern hielten. Das war unmöglich. Leutnant E. gab Befehl, bei Einbruch der Dunkelheit zurückzugehen, da wir vergessen worden seien. Doch schon um 8.30 Uhr schoß unsere Artillerie in den Graben – so hieß es noch am hellichten Tage: zurück. Das Gelände bot – durch die vielen Granattrichter verändert, große Schwierigkeiten beim Zurechtfinden. Leutnant E. ging voraus und befahl auf 100 Meter zu folgen. So verloren wir ihn. Ich nahm die übrigbleibenden 12 Mann unter mein Kommando; ein Mann, am Oberschenkel verwundet, wurde mitgenommen. So ging es unter Granatenhagel zurück. Der Durst war

riesig. Jede, auch durch Gas gelbgefärbte Pfütze mußte herhalten. Nach 2 Stunden hatten wir 500 Meter zurückgelegt. Von Loch zu Loch. – Es wurde Nacht – der Granatenregen weniger stark – aber dafür sehr schwer die Richtung zu finden. Gott sei Dank hatte ich den Leuchtkompaß, sonst wären wir bestimmt in Gefangenschaft geraten.

Bis morgens 4 Uhr lagen wir dann in einem Loch und konnten nicht vorwärts, da die Mulde vor uns stark beschossen wurde. Durst riesig. Endlich regnete es, da leckten wir die Überzüge am Helm und die Rockärmel ab. Die Kehle war wie ausgetrocknet. – Um ½5 Uhr kamen wir an unsere frühere 1. Stellung, wo uns Major M. II/Leib-Regiment nach Fort D. zurückschickte. Der Weg dorthin liegt stets im Sperrfeuer. Ein Unteroffizier vom Leib-Regiment bat mich, ihn dorthin zu bringen, er hatte Unterleibsschuß. Die Blase wollte springen; – also los. Er war einen Kopf größer als ich, und es war schwer für mich, ihn zu stützen. Wegen der schweren Verletzung und der aufgerissenen Wege konnten wir nur in kleinen Schritten vorwärtskommen und brauchten bis morgens 9 Uhr 4 Stunden. Es war ein schrecklicher Weg. Als es heller wurde, erkannte ich in ihm einen Kommilitonen bei den Hessen-Preußen: G. in München. Wir kannten uns aber nicht näher. Er weinte und dankte mir bewegt in Fort D. für meine Hilfe. Von D. aus ging es weiter nach der B-Schlucht. Auf dem Wege dahin lag ich eine Weile ohne Besinnung – vor Entkräftung. Das Anschnuppern eines reiterlosen Pferdes brachte mich wieder zu mir. Endlich beim Regiment in der B-Schlucht, wo ich mich an Wasser und Kaffee erquickte, wusch und schlief. Die Strapazen hatten ein Ende.

*

Hero Hellwich, stud. rer. pol., Freiburg i. B.,
geb. 15. März 1896 in Bischofstein (Ostpr.),
gef. 20. Dezember 1916 an der Somme.

Auf dem Bauche liegend, bei Kerzenschein, obwohl es Tag ist. Dieser Ort läßt das Licht nicht durch, wohl aber die Kälte und Wind und

Regen. — Liebe Eltern, sollte mir etwas Menschliches passieren, so hoffe ich, mit mir halbwegs im reinen zu sein. Aber etwas Nagendes bleibt doch, und zwar, daß ich als dummer Junge aus der Welt gehe. Macht keine Einwendungen. Es kann ja nicht anders sein. Ich komme gerade von der Schulbank und habe noch keine Zeit gehabt, mich zu entwickeln. Und der Eindruck, den Ihr zuletzt von mir gehabt habt, ist der eines unreifen Jungen. Dieser Eindruck bleibt für immer. Eigentlich gelebt habe ich noch nicht. Denn das Leben ist Mühe und Arbeit. Davon habe ich aber noch nichts kennengelernt. Für mich war das Leben nur Freude und Lust. Wenn ich nicht immer Gefühle der Lust gehegt habe, so war meine Dumme-Jungens-Art allein schuld daran. Aus meinem kurzen Aufenthalt in Nordfrankreich habe ich ein Gefühl ungeheurer Dankbarkeit gegen den Schöpfer heimgebracht, daß ich am 1. November nicht gefallen bin und auch nicht am 5. oder 6. November, wie so manche Kameraden. Wenn mich jemand nach einer Grabschrift für D. H. und E. H. und wie sie alle heißen, fragte, so würde ich ihm eine Antwort nicht schuldig bleiben. Die Worte des sterbenden Hamlet würde ich auf den Grabstein setzen: „Der grause Scherge Tod verhaftet schnell". — In Eichendorffs Lied: „In einem kühlen Grunde" kommt die Strophe vor: „Ich möcht' als Reiter fliegen — wohl in die blut'ge Schlacht, um stille Feuer liegen — im Feld bei dunkler Nacht." Das ist die Romantik des Krieges. In Wirklichkeit ist dieser Krieg eine äußerst nüchterne Sache. Keine wehenden Fahnen, keine schmetternden Trompeten, keine Trommeln, keine gezückten Säbel tragen einen in die Schlacht. Die Sache ist anders. Durch den Aufenthalt im Schützengraben ist man in eine besondere physische und psychische Verfassung geraten. Da kommt der Befehl zum Vorgehen. Im Dunkel der Nacht schleicht und windet sich alles vorwärts, jede Deckung benutzend, bemüht, dem tödlichen Blei eine möglichst geringe Angriffsfläche zu bieten. Ich könnte mir nichts Nüchterneres denken. — Der sterbende Valentin sagt: „Ich gehe durch den Todesschlaf — Zu Gott ein als Soldat und brav". Falle ich, so tue ich meinen Eltern den ersten großen Schmerz an. — Es ist nicht wahr, daß der Krieg verrohend auf die Menschen wirkt. Wer verroht zurückkommt, war vorher schon roh. Der Krieg wirkt vielmehr läuternd und vertiefend. Für jeden Tag, den man noch erleben darf,

dankt man Gott. Sollte ich nach Gottes unermeßlicher Gnade lebendig aus dem Kriege herauskommen, so will ich mich — so schlecht und ungenügend es mir auch gelingen wird — dieser Gnade würdig zu erweisen suchen. Im Kriege ist keiner Herr über sein Geschick. Menschenwitz versagt. Man kann nur sagen: „Herr, Dein Wille geschehe". Ich bemühe mich, jederzeit so zu sein, daß ich, wenn mich ein Einschläger oder eine Kugel trifft, nicht mit unnützen Gedanken im Kopfe verscheide. Behaltet mich so im Gedächtnis, wie ich in meinen besten Stunden war.

*

Willi Hölscher, Forstakademie Hannoversch-Münden,
geb. 12. August 1893 in Münster i. W.,
gef. 31. Januar 1917 in der Champagne.

In der Champagne, 20. Februar 1916.

Das Wetter ist heute schön. Wenn es so bleibt, reite ich heute nachmittag zu unseren Fliegern. Nun noch eines. Seid doch so gut und schickt mir Blumensamen! Vorn um meine Deckung herum sieht es wenig hübsch aus, und wer weiß, wie lange ich da noch drin sitze — darum will ich Blumen dahinpflanzen. Also bitte Samen von Wicken, Winden, Sonnenblumen, Flachs, Reseda usw. Ich will mir die häßliche Erde da ordentlich grün anpflanzen.

Graudenz, 7. April 1916.

Bald kann ich alleine fliegen; nach dem Urteil meines Lehrers lerne ich diese Sache sehr gut und leicht. Dann werden Überlandflüge gemacht, das ist erst recht schön. — Nun seid bitte so gut und schickt mir sofort meinen Drilling mit Zubehör, Patronen, auch Kugeln, meinen dunkelgrünen Forstanzug, Litewka und den alten Forsthut, Lodenmantel und Rucksack hierher. Ich bin nämlich netterweise durch meinen Fluglehrer von einem Gutsbesitzer hier in der Nähe, der nicht viel Zeit hat, gebeten worden, seine Jagd zu bejagen, und zwar habe ich plein pouvoir. Nur den ersten Rehbock will er selbst schießen, alles andere für mich.

25. April 1916.

Heute werde ich meine erste Prüfung, das Pilotenexamen, machen. Da muß ich alle möglichen Sachen in der Luft machen. Eine „8“ fliegen, verschiedene Landungen usw. — Alle hier wundern sich, daß ich schon so weit bin und nach knapp 4 Wochen so bon fliege. Mir macht es riesigen Spaß. Ich habe jetzt, seitdem ich allein fliege, eine tadellose Maschine ganz zu meiner Verfügung. Einen neuen Albatroß-Doppeldecker mit 100-PS-Mercedes-Motor. — Vor ein paar Tagen war ich 1200 Meter hoch, etwa 300 Meter über den Wolken, so gegen Abend bei untergehender Sonne. Unten auf der Erde war trübes, häßliches Wetter. Ein großartiger Anblick, als ich aus der trüben Gegend unter den Wolken heraustauchte, in den wunderbarsten Sonnenschein über den Wolken, die wie ein endloses Leichentuch über der Erde lagen. Da konnte man ganz vergessen, daß es da unten irgendwo noch eine Erde gab, auf der so kümmerliche Lebewesen herumkrochen. Ich hatte ein Gefühl, als könnte ich ruhig aus meinem Flugzeug aussteigen und auf den Wolken zu Fuß spazieren gehen. (Ich hab's aber doch gelassen.) Ganz unirdisch war's. Die armen Menschen, denen so etwas nicht vergönnt ist! Am liebsten möchte ich Euch alle mal mitnehmen dahin.

In der Champagne, 21. Januar 1917.

Hier ist jetzt ziemlich viel Betrieb. Wir sind den Franzosen aber über. Das im französischen Heeresbericht vom 20. Januar erwähnte deutsche Flugzeug, das „von einem französischen Piloten abgeschossen hinter der Navarin-Ferme niederfiel“, ist leider eines von unserer Abteilung. Der hat Pech gehabt. Ausnahmefall. Wir werden ja immer, wenn wir in Reichweite der französischen Abwehrkanonen kommen, fleißig beschossen, aber: treffen ist schwer. Einige ehrenvolle Wunden hat meine Maschine auch schon. Einmal 3, einmal 4, einmal 1 Treffer. Aber alles belanglose, ungefährliche, kleine Löcher; die werden zugeklebt, Datum drangemalt, fertig! Die Tragflächen haben noch viel Platz übrig.

*

Hans Spatzl, stud. theol., Lyzeum Freising,
geb. 14. Mai 1891 in Surberg bei Traunstein,
gest. 16. März 1917 im Feldlazarett bei St. Mihiel.

14. Juli 1915.

Ein Bild des Friedens war es, das ich Dir im letzten Briefe mitgeteilt. Heute ein anderes Bild, das mir auch unvergeßlich bleibt. Es ist das Grab eines unserer Helden. Oft gehe ich daran vorüber, aber nie ohne mein Haupt zu entblößen und ein Ave Maria für den Toten zu beten. In der Gruft, die eine schwere Granate herausgewühlt hatte, hat ihm ein treuer Kamerad das Grab bereitet. Ein regelrechtes Grab hat er darin aufgeworfen, ein hübsches, überdachtes Kreuz aufgepflanzt. Zwei Kerzenleuchter stehen zu dessen Füßen. Ein schweres 18-Zentimeter-Geschoß thront über dem Grabe. Darauf waren Blumen gepflanzt. Rings um das Grab herum wucherte die Natur. Ähren und Blumen bunt durcheinander neigten sich über den Rand der Granatengrube. Ein heiliger Friede wohnt dort, und wenn ich am frühen Morgen, da die Sonne ihre ersten goldenen Flammen über dem Grabe flackern ließ, vorüberging, dann zog ich meine Mundharmonika heraus und spielte dem gefallenen Kameraden eine fromme Weise ins Grab.

20. Dezember 1916.

Bevor die kommenden Tage der Innigkeit, der Liebe und des Friedens nahen, noch einige Zeilen. Habe ich mich voriges Jahr auf Weihnachten gefreut, so sehne ich mich danach dieses Mal; denn es trägt mich die Hoffnung, daß das liebe Christkind sich doch einmal unser erbarmt. — Wenn ich doch für mich sein könnte am Heiligen Abend, da die Nacht auf sammetweichen Flügeln sich auf die Erde senkt und die Sterne in stiller Glut sich verzehren wie Lichter vor dem Tabernakel. Möge uns das liebe Christkind mitteilen von seiner Glut der Liebe, die es angetrieben hat, seinen sonnenumrauschten, engelumjubelten Thron im Himmel zu verlassen und auf diese fluchbeladene Erde zu steigen, um uns alles zu sein. Knien wir nieder mit den frommen Hirten und den Weisen aus dem Morgenlande. Unbeschert werden wir nicht wieder aufstehen. Seine Liebe und sein Trost wird uns sicher begleiten. Das liebe Christkind segne Dich!

Roland Nauck, stud. rer. techn., Charlottenburg,
geb. 27. Februar 1892 in Iserlohn,
gef. 8. April 1917 im Luftkampf über Villévèque.

23. Januar 1917.

Liebe Eltern!

Heute gegen Mittag, 5000 Meter (45°) jenseits feindlicher Linie, auf 3 Spads heruntergestoßen. 4500 Meter Höhe, 2 rissen aus. Der 3. will auch, kann aber nicht, da ich ihm den Weg abschneide und oben im Genick sitze. Als ich eben meine Maschinengewehre abdrücke, reißt meine untere rechte Tragfläche völlig auf. Die Leinwand weht als Fahne um die Strebe. Das Flugzeug ist nicht mehr recht heranzubekommen, da die halbe Tragkraft rechts fehlt und durch Abbruch des Hauptholms kein Luftwiderstand mehr da ist. Ich muß also herunter, und zwar langsam, damit nicht auch noch die Strebe zusammenknickt. Der Spad benützt natürlich die günstige Gelegenheit und gelangt ½ Sekunde hinter mich. Ich bekomme 3 Treffer in den Apparat. Einen durch meine Pelzjacke, meinen rechten kleinen Finger, die Patrone in den Benzintank und 1 Zylinder; 2 in die Radachse. Von oben gedrückt und von der Vernunft halb oben gehalten, komme ich unter Ausnutzung des Nordostwindes bis über die eigenen Linien zurück und muß mit stehendem Propeller landen. Vor mir nichts als Granatlöcher. Mit großer Mühe und Kraft halte ich die Maschine waagerecht und rolle schon auf den Boden aus. Da knickt die Achse an der Schußstelle ein und der Apparat überschlägt sich. Jetzt kam der furchtbarste Augenblick. Ich hänge in den Loopinggurten mit dem Kopf nach unten und sehe vor mir, wie das ganze Benzin in vielen dicken Strahlen über den heißen Motor und die Auspuffer läuft. Ich würge an den Gurten und komme nicht los. Ich schreie in der Verzweiflung um Hilfe. Niemand kommt. Schließlich habe ich eine Stahlsicherung entzweigebrochen, komme mit den Füßen auf die Erde und zerre bald den ganzen Körper aus dem Flugzeug. Meine Hände waren vollkommen erfroren. Ich fühlte nichts, bis allmählich unter wahnsinnigen Schmerzen das Blut in beide Hände zugleich und aus der Wunde des kleinen Fingers in Strömen herauskam. Dann habe ich 9 Stunden im Unterstande der Nahkampfgruppe gesessen, bis ich abgeholt wurde. Ob

der Knochen des Mittelgliedes zersplittert ist oder nicht, ist noch nicht heraus. Der Finger scheint erhalten zu bleiben. Das war der erste Flug mit dem neuen Apparat, dessen Bruch wahrscheinlich auf einen Materialfehler zurückzuführen ist. Lediglich dem Tragflächenbruche habe ich es zu verdanken, daß statt des Spads ich heruntergekommen bin. Der Kerl hätte sonst todsicher unten gelegen.

*

Karl Feick, Dr. phil., Gießen,
geb. 29. Dezember 1891 in Darmstadt,
gef. 9. April 1917 an der Aisne.

Sennelager, 17. Januar 1916.

K. und ich waren in derselben Kompagnie lange Zeit nebeneinander herumgelaufen, ohne uns näher kennenzulernen. Eines schönen Sommersonntagnachmittags lag ich im dichten Ardennenwalde und guckte durch das grüne Gewirr von Ästen ins Blaue. Da kam er auf mich zu, bekleidet mit Hose und Stiefeln, und fragte mich, ob ich etwas zu lesen hätte. Ich bot ihm das Verzeichnis von Reclams Universalbibliothek an, was großen Eindruck auf ihn gemacht haben muß, denn von da an waren wir gute Freunde. Damals verbrachten wir den freien Nachmittag mit dem Studium des besondern Verzeichnisses, gingen die uns bekannten Autoren der Reihe nach durch, und ich machte die erfreuliche Wahrnehmung, daß K. in Literatur ziemlich gut beschlagen war. Bald darauf lernte ich ihn auch als flotten Federzeichner kennen, und schließlich waren wir dicke Freunde. Ihn widerte der öde Kommißkram schrecklich an, während ich damals mit Leib und Seele Soldat war. Er dauerte mich immer, wenn er unter der Last schwerer, schmutziger Zementsäcke einherkeuchte, oder, was ihm noch peinlicher war, zusammen mit unangenehmen Kameraden, dicht zusammengepfercht im schmutzigen Unterstand schlafen mußte. Er meldete sich stets freiwillig zu jeder Patrouille, und wir beide haben da draußen in dunkler Nacht zwischen den Fronten manches Abenteuer erlebt, welches unsere Freundschaft immer inniger werden ließ. Ich erinnere mich einer tollen Nacht, in der uns

die Franzosen abzufangen gedachten. Als wir versuchten, durch das französische Drahtverhau durchzukriechen, um einem französischen Horchposten mit Handgranaten auf den Pelz zu rücken, ertönte plötzlich ein Pfiff, einige Raketen platzten über unseren Köpfen und blendeten alles mit grellem Licht, ein wohleingerichtetes Maschinengewehrfeuer schoß wie rasend dicht über unsere Köpfe, sämtliche Posten begannen aus allen Richtungen auf uns zu schießen und selbst die Artillerie setzte uns ein Schrapnell nach dem andern vor die Nase. Im Nu war unsere Patrouille nach allen Richtungen hin zerstoben. Immer zwischen zwei Schrapnellschüssen sprangen wir ein Stück zurück, natürlich dauernd von der Infanterie beschossen, fielen über Stacheldraht, Leichen früher Gefallener, in Granatlöcher und Gräben, kurz, es war ein Gepurzel wie noch nie. Ich war ganz allein, sah niemanden und hörte auch bei dem starken Wind nur das Geknatter der Schüsse. Das Sternbild des Orion gab mir die Richtung. Erschöpft ließ ich mich schließlich in einen Graben fallen, um dort zu warten, bis das Feuer nachgelassen hatte. Da, auf einmal kommt jemand in elegantem Kopfsprung gerade neben mich gepurzelt, fängt furchtbar an zu schimpfen und schließlich riesig zu lachen, als er mich erkennt. Es war mein Freund K. Damals rief er mir im Hagel der Schrapnellgeschosse zu: „Du, ich glaub' doch, daß wir zwei zusammengehören." Wir kamen glücklich zur Stellung zurück und fanden zum Glück auf dem Wege dorthin noch einen verwundeten Kameraden. Manchen schweren Gang haben wir nachher noch zusammen gemacht. Dann kam die große französische September-Offensive. Todmüde von den Anstrengungen der Schanzarbeiten, über und über bedeckt mit dem weißen Staub des Kreidebodens und halbbetäubt durch die ungeheuren Detonationen der schweren Granaten, lagen wir in den Ruinen unserer zerschossenen Unterstände und warteten sehnsüchtig auf den französischen Sturm. Am Morgen des 25. Septembers, nach siebzigstündigem schweren Trommelfeuer, kamen sie endlich angestürmt, Tausende von blauen Gestalten mit aufgepflanztem Bajonett, alle in der festen Zuversicht, uns bereits tot anzutreffen, um über unsere Leichen hinwegzustürmen und endlich dem Vaterland die Freiheit bringen zu können. — Wenige Minuten später lagen sie fast alle als schrecklich verstümmelte Leichen vor unserem

Graben, aus dem der leider sehr schwache, aber um so mutigere Rest der Besatzung ein höllisches Feuer auf die dichten Sturmkolonnen gerichtet hatte. — Dann trat die unheimliche „Ruhe nach dem Sturm" ein. Nur das jämmerliche Geschrei der Verwundeten war zu hören; es dauerte noch bis zum Morgen des folgenden Tages. Endlich konnten wir uns nach den Verwundeten und gefallenen Kameraden neben uns umsehen. Traurige Bilder! Die meisten lagen verschüttet in den eingeschossenen Unterständen, viele gruben wir wieder heraus, teils noch lebend, teils tot. Vergeblich suchte ich meinen Freund und hätte ihn nicht gefunden, wenn nicht ein Kamerad mich auf eine Stelle des Grabens aufmerksam gemacht hätte, die, weil vollständig eingeschossen, sehr gefährlich zu passieren war. Hier hatten die Kameraden auf freiem Feld ohne Deckung dem Sturm getrotzt, während die französischen Maschinengewehre sie der Reihe nach hinstreckten. Aus dem fast völlig verschütteten Eingang eines Unterstandes erschollen Hilferufe. Endlich hatte ich mich hingearbeitet. Vorn lag einer mit gebrochenen Beinen, dahinter saß einer und schlief anscheinend, fiel jedoch, als ich ihn anrührte, tot um; dahinter lag einer im Sterben, und ganz hinten im Dunkeln rief mein Freund meinen Namen mit schwacher Stimme. Die Körper der anderen Kameraden verwehrten mir den Zugang zu ihm. Schließlich gelang mir's, von einer andern Seite aus vorzudringen, ihn am Koppel zu fassen und herauszuziehen. Die rechte Hand war ganz zerschmettert, die Hand, welche einst die schönsten Zeichnungen gefertigt hatte. Aus der linken Brust quoll ein starker Blutstrom. Ich mußte K., der durch den großen Blutverlust ohnmächtig war, unter den schwierigsten Verhältnissen zum Verbandsplatz schleifen. Aber nicht ein einziges Mal hat er gestöhnt, selbst dann nicht, als ihm von der Hand die Überreste der Finger abgeschnitten wurden. Ich sah ihn dann bis heute nicht mehr. Als einziger überlebender Korporal unseres Zuges durfte ich später Vorschläge zum Eisernen Kreuz machen, und heute hat mir mein Freund mit der linken Hand in einem langen Brief mitgeteilt, daß meine Bitten, ihn mit dem Eisernen Kreuz auszuzeichnen, damals nicht erfolglos waren.

*

Walter Schmidt, stud. rer. nat., Tübingen,
geb. 12. Oktober 1892 in Tuttlingen,
gef. 16. April 1917 bei Laon.

Feuerstellung Elzbiecin, westl. Grabowic, 18. Juli 1915, Sonntagmorgen.

Vorgestern erhielt ich Deinen lieben Brief vom 1. Juli. Wie ein goldener Fluß von Schönheit und Jugendfreude rauschte er an mir vorbei und zahlreiche längst verklungene und in der Härte des Krieges erstorbene Erinnerungen tauchten mit wilder Kraft wieder auf. Wohl Euch, die Ihr so etwas rein genießen könnt in aller Unbefangenheit, Kinder mit den Kindern. Ich glaube, ich könnte es nicht mehr oder müßte es unter Aufgabe des ganzen gegenwärtigen Wesens wieder lernen. — Unsere Sonnenwendnacht war auch schön und als Flammenzeichen brannten alle Dörfer in der Runde. Unaufhörlich pfiffen die Schrapnells und erstickte Hurraschreie drangen zu uns. Die Russen machten einen Gegenangriff in der Johannisnacht und wurden so gründlich abgeschmiert, daß der aufsteigende Morgen vor jeder unserer Kompagnien 200 tote Russen fand. Doch wir hatten keine Zeit, die wilde, tosende Schönheit jener Nacht zu bewundern: der mit ungeheurer Überzahl geführte Angriff konnte jeden Augenblick beginnen, und dann waren wir verloren. Überläufer erzählten, daß eine Kosakenbrigade bereitgestanden habe, um im Falle des Gelingens an der Durchbruchstelle einzubrechen. Kein Mann von uns wäre da übriggeblieben. Daher ging es fort mit Schießen und Laden, Schießen und Laden, Munition herbeischleppen und wieder Schießen. Du begreifst, daß solche Johannisnächte ihre Spuren zurücklassen und deswegen schrieb ich, daß ich die wundervolle Stimmung einer Wandervogelsonnenwende nicht mehr finden würde. Doch getrost, das alles gibt sich, wenn wir erst wieder daheim sind! Daß man diesen Gedanken immer noch hat: wenn wir erst wieder daheim sind! Schon tausendmal hat er uns enttäuscht. Wir hofften auf Ende Oktober, dann auf Weihnachten, dann auf Ostern, dann auf Pfingsten, dann auf den 1. August, dann auf Weihnachten 1915 und müssen uns nun mit dem Gedanken tragen, daß es frühestens Ostern 1916 zu Ende ist. Diese zwei Jahre im Krieg stellen eine Unterbrechung des Lebens dar und sind doch ein so wichtiges Stück

davon; aber was der Krieg uns als Menschen lehren will, das haben wir nicht gelernt und werden's auch nicht. Wir hofften auf einen Ausgleich der sozialen Gegensätze auf Grund eines besseren Sichkennenlernens, wir hofften auf Veredelung des Volksgeschmacks in den Genüssen des Lebens, auf eine Vereinfachung der Lebenshaltung, und alles ist nur in sehr geringem Maße zustande gekommen und befindet sich vielfach schon jetzt wieder in der Auflösung. Das Füreinanderleben ist gar unvollkommen; nach wie vor herrscht der Egoismus im Felde wie daheim. Glücklich der, der wenigstens für seine Persönlichkeit einen fördernden Einfluß dieses Krieges spürt, der uns so viel versagt, was man in diesen jungen Jahren hätte erarbeiten können und genießen. Glücklich, wem das Dienen und Sichopfern fürs Ganze nun auch für die Zeit nach dem Kriege in Fleisch und Blut übergegangen ist, ohne Reflexion auf eine Belohnung oder Auszeichnung, so wie die wahren Lebenskünstler das Gute nicht für die Belohnung im Jenseits tun. Zukunftshoffnungen, Zukunftspläne sind uns auch versagt, viele, die heimkommen, finden dort Elend, einen verwahrlosten Hausstand, ein heruntergekommenes Geschäft; und noch weiß man nicht, wie das Schicksal Deutschlands und damit von uns allen ausfallen wird. Nur eine geheime Sehnsucht nach dem Frieden als etwas überschwänglich Großem und Erhabenem ist da und ein unbezähmbarer Wille, diesen Frieden mit den Waffen zu erkämpfen. Oft denkt man auch an die Erlösung aus diesen Gefahren und Entbehrungen durch einen plötzlichen Tod, und dieser Gedanke ist uns so naheliegend geworden, daß er für uns alle Furchtbarkeit verloren hat. Unsere besten Freunde, die herrlichsten Menschen haben sich diesem Tod in die Arme geworfen, warum sollen wir ihn fürchten und meiden? Er ist der schönste, der einem im Leben beschieden sein kann; und doch stirbt keiner gern, denn das fühlen wir: wir haben mit dem Leben nicht abgeschlossen, wir stehen seinen Tiefen und Geheimnissen noch fremd gegenüber.

Auf dem Vormarsch, 33 Kilometer von Brest-Litowsk, den 15. August 1915.

Zu Deinem Geburtstag möchte ich schon jetzt anfangen, Dir die herzlichsten Glück- und Segenswünsche zu senden, auch vorausgesetzt, daß Du den Brief vor diesem Tage erhältst. Wer hätte vor einem Jahre

gedacht, daß wir den nächsten Geburtstag von Dir auch noch getrennt erleben würden und vielleicht sogar noch meinen Geburtstag. Aber wir wollen nicht klagen. Dies Jahr hat an uns verhältnismäßig geringe Opfer gestellt: Verlust an Zeit und ein wenig mehr an Gesundheit als in sonstigen Jahren, dazu die Wegnahme zahlreicher Freunde durch den Tod. Aber was bedeutet das gegenüber der harten Prüfung vieler Tausender, die ihr Liebstes verloren haben und solcher, die zu Krüppeln und Bettlern geworden sind. Ich werde manchmal das Gefühl nicht los, daß es uns immer noch unverdient gut geht, wo soviel Herrliche und Edle in den Staub gesunken sind, und ich hatte auch meine Gedanken dabei, als neulich der Divisionspfarrer eindringlich predigte: „Herr, wir sind zu gering aller Barmherzigkeit und Treue, die du an uns getan hast." Aber ich sage mir dann: für das Vaterland und für die Persönlichkeit hat der Wille zum Opfer denselben Wert wie das Opfer selbst, und den Willen, das dürfen wir ohne Überhebung sagen, den besitzen wir und wollen nicht murren und klagen, wenn das Geschick diesen Willen einmal auf die Probe stellen sollte und Geld und Gut, Gesundheit oder gar das Leben von uns fordert. — Doch hat das unruhige Beben und Zittern, das uns zu Beginn dieses Jahres beherrschte, ein Bangen und Ringen um Leben und Sieg jetzt einer bewußten Ruhe und Sicherheit Platz gemacht: wir werden's erringen! Möge das Morgenrot dieses großen Sieges, des hart erkämpften, in Deinen Geburtstag hineinleuchten.

Temessag bei Temesvar, 27. September 1915.

„Station Stradom, Entlausung!!" Es tagte eben, als man verschlafen dem Zug entstieg, alles mit herausnehmen mußte und nun zunächst frierend auf der bereiften Rampe stand, bis die Pferde im andern Zug waren. Der bisherige Zug fuhr an die noch verlauste Front zurück, wir bekamen nach der Entlausung einen neuen, desinfizierten Zug. Von ferne sah man im Morgenscheine den Turm der Klosterkirche von Czenstochau wirken, als wir festen Schrittes die unheimlichen Anlagen betraten. Es gibt etwa fünf bis sieben „Lausoleen" an der Grenze, jedes hat fast eine Million Mark gekostet, aber sie sind offenbar nötig, da ein gefangener Russe nach der Rechnung eines Professors etwa 9000 Läuse ernährt. Wir Offiziere kamen in eine besondere Baracke, die

Mannschaften in eine andere. Man sah, je in besonderen Häusern: Dampfmaschinen, Desinfektionsapparate, Baderäume, Verpflegungssäle, Trockenanstalten. Man zog sich also splitternackt aus, gab seine Kleider und Wäsche am Schalter ab, auch Schlafsack und Stiefel, schloß seine Wertsachen ein und kam nun arm wie bei der Geburt in einen Duscheraum, wo man eine halbe Stunde unter eine heiße Brause gestellt wurde und sich mit Schmierseife behandelte. Dies für etwaige Körperparasiten, die außen anhaften sollten. Dann trocknen, einen Bademantel um und in ein warmes Zimmer, wo sich nun alles in voller Schönheit und antiker Einfachheit der Kleidung gegenübersaß: vom General an, der furchtbar schimpfte, daß die Wäsche so lange brauche, bis zum jüngsten Vize der leichten Kolonne. Endlich kamen Kleider und Wäsche aus dem Formalindampf, mit dem sie behandelt worden waren, noch feucht und von der Desinfektion so sehr riechend, daß einem die Augen übergingen und ein allgemeines Geheul der schwerterprobten Männer entstand, das plötzlich in Lachen umschlug, als einer seine Hosen nicht mehr fand, die leider im Kessel zurückgeblieben waren. Ein kräftiges Frühstück in der sehr nett eingerichteten Kantine folgte. Alsdann unternahmen wir zum Zwecke größerer Einkäufe eine Wagenfahrt nach dem etwa 20 Minuten entfernten Czenstochau, wo man wieder Leben und Betrieb sah. Ein hübscher, mit Linden bestandener, aber sehr schlecht gepflasterter Boulevard zog sich durch die Stadt bis zum Kloster hinauf. Leider hatten die Juden Feiertag und kein jüdischer Laden war offen. Auf denn, zum Kloster der schwarzen Mutter Gottes! Auf sanft ansteigendem Hügel thront die mächtige Barockanlage, beinahe festungsartig mit Wall und Graben. Rings um die vierzehn Leidensstationen Christi, als ungeheure Standbilder ragend. Durch mehrere Höfe gelangt man zur Kathedrale, die im Innern erneuert wird; aber horch, aus einer Seitentür dringt gedämpft ein klangvoller Männerchor. Wir gehen dem Schall nach: lauter und lauter hallt es durch die Gänge, ein lateinischer Mönchsgesang. Vor der offenen Tür einer Kapelle machen unsere sporenklirrenden Schritte halt — da im Halbdunkel liegt die Menge auf den Knien und hinten im Schein von hundert Kerzen ragt der strahlende goldene Altar, aus dessen Mitte das wundertätige Bild herabschaut. Der Gesang schweigt, der Priester verrichtet die Messe und beim

„Sanktus" setzt der Chor mit mächtigem Orgelbrausen triumphierend wieder ein: Wahrlich einer der stärksten Eindrücke des Krieges. Hier am Herzen der Mutter Gottes finden die Schmerzbeladenen Trost und Frieden, die Gequälten eine Zuflucht. Auch wir rauhen, vom Krieg umhergeblasenen Wirklichkeitsmenschen, die seit einem Jahre nichts als Sieg und Vernichtung der Feinde betreiben, wurden wundersam erschüttert, daß es noch Stätten gibt, die mit dem allem nichts zu tun haben, deren Reich nicht von dieser Welt ist. — —

28. September 1915.

Es war schon Nacht, als wir in Temesvar einfuhren, und am 26. September, morgens um halb acht Uhr, schien uns die Sonne Südungarns schon dermaßen ins Gesicht, daß wir uns schleunigst erhoben. Karussellmusik und Jahrmarktsgedudel begrüßten uns, und siehe da, keine dreihundert Meter von uns hatte sich der Jahrmarkt aufgetan! Nach dem Frühstück war also schichtenweise Besuch des Vergnügungsparkes. Ich habe selten ein farbenprächtigeres Bild gesehen. Der Hintergrund war etwa der gleiche wie auf dem Tübinger Markt auch: zwei Karussells, Schiffsschaukel, Schießbude, Photographen, Kinos usw. Aber da sah man die Töchter Ungarns in wunderhübschen Trachten. Blütenweiße Kleider mit gestickten farbigen Miedern und dunklen Schürzen, seidenen Kopftüchern und bunten Strümpfen. Schürzen tragen sie vorne und hinten. Durchweg waren die Mädchen und Frauen hübsch, mit feinen und nicht vollen Gesichtern, schlank an Gliedern und sicher und frei im Auftreten, so ganz anders als die plumpen Polenweiber mit ihren plattgedrückten Vollmondgesichtern und ihrem breiten Gangwerk. Das war ein Leben; Bauernburschen dazwischen, die auch weiße Röcke bis zu den Knien trugen und gestickte Wämser, alles von auffallender Sauberkeit. Darunter drängten sich Zigeunerinnen, das strähnige Haar ganz durchflochten mit Schnüren und Perlen und Bändern. Die Bauern waren alle mit Wagen vom Lande gekommen und es stand da ein Wagenpark von etwa zweihundert Fahrzeugen, davor noch mancher treffliche Gaul. Zu kaufen gab es leider die allgemein übliche Fabrikware von städtischer Kleidung und städtischen Gebrauchsgegenständen. Nur eines war wirklich schön: die Wasserkrüge, wie sie hierzulande im Gebrauch sind, haben noch die altrömische Form der Amphora

mit ganz einfacher Bemalung. Eine Südungarin im Hausgewand mit einer solchen Amphora ist geradezu ein antikes Bild. Wir verließen den lockenden Schauplatz des bunten Lebens und Farbenspiels, feuriger Blicke und lachender Mädchen, machten so langsam fertig und marschierten um 12 Uhr ab, um in einem benachbarten Dorfe Quartier zu beziehen. Der Weg führte uns durch die Stadt, wo eben, da es Sonntag war, unter dem Geläute der Glocken die Kirchen sich leerten, es öffneten sich die Läden und auf dem großen Platz setzte schmetternd die Parademusik ein, als wir vorbeizogen. Winken, Grüßen, Zurufe der zahlreichen Bummler, unter welchen natürlich österreichische Offiziere in großer Zahl: wir waren unstreitig die Sensation des Tages in Temesvar.

Kragujewaz, den 2. November 1915.

Liebste Mutter!

Hoch gehen die Wogen des Kriegslebens wieder einmal. Kragujewaz wurde gestern unser und ich sitze heute in fürstlichem Quartier mit meinen Protzen. Ich bewohne nichts weniger als das Haus eines Majors mit allem mitteleuropäischen Komfort, einschließlich Grammophon. Kragujewaz ist in allem noch größer und schöner als Semendria; wenn nicht das holprige Pflaster wäre, so könnte es mit ungarischen Städten wetteifern. Eine Unzahl von Wirtschaften und Cafés zeugt vom unsoliden Lebenswandel der Serben. Die Geschäfte sind, soweit sie noch nicht geplündert sind, geschlossen und von Posten besetzt, weshalb es unmöglich ist, zu requirieren. Immerhin bekommt man Wein und Geflügel, soviel man will. Das Schönste aber ist, daß das ganze Arsenal, die Pulverfabrik und die Magazine mit unzähligem Kriegsmaterial, leichten und schweren Geschützen, einer Menge Gewehre und Munition und anderes in unsere Hände gefallen sind. Meine Batterie steht seit heute vormittag im Feuer auf den Hängen südlich Kragujewaz, wo der Feind dauernd in die Nähe seines noch gefüllten Pulvermagazins schoß, zum Glück immer daneben. Die Leute hier sprechen zum Teil Deutsch und sind meist daheim geblieben, was sich als vorteilhaft erwies, denn die bewohnten Häuser werden nicht geplündert. Nur mein Major ist natürlich ausgezogen und seine Frau und Kinder auch. Wie das wohltut nach all den verregneten Tagen, in denen man über

und über mit Dreck bezogen wurde, die Pferde über steile Höhen weghetzte und nachts im Zelt oder in einer elenden Lehmhütte schlief, wo es an allen Ecken hereintropfte, nun plötzlich in Glanz und Wohlleben am blendend weißgedeckten Tisch mit Silberzeug zu essen und dabei das Bewußtsein: das hast du dir erkämpft! Wir sind doch noch Hunnen, Barbaren, daß wir so schwelgen können in den ungeheuren, unfaßbaren Wechseln dieses Krieges. Alle Orden und Lorbeeren, die meine Kameraden an der Westfront ernten, ersetzen diese wundervollen Höhen und Tiefen nicht, in die uns der Krieg wirft. Einen Tag elendeste Trostlosigkeit, Regen, Verluste, nichts zu essen, die Pferde krank und abgehetzt, am anderen Sonnenschein, eine märchenhaft schöne, wilde, fremde Landschaft mit zerklüfteten Bergen, lieblichen Weingärten und am Hang sich hinziehenden Dörfern und dann zu Füßen die eroberte Stadt, in die der lange Heerwurm des Korps einzieht. Jenseits schon Schrapnellwolken bis auf die höchsten Hänge hinauf, wo noch die Serben sitzen und machtlos dem gigantischen Aufmarsch zusehen müssen, der sich vor ihnen entwickelt.

Ende Dezember 1915.

Den Heiligen Abend verbrachten wir in der Feuerstellung, jeden Augenblick gewärtig eines Angriffes der Russen, die sich uns gegenüber an der Bzura verschanzt haben. Ich war dazu noch Wachthabender, und nie vergesse ich den Zauber dieser Nacht auf der unermeßlich weiten Ebene im Scheine des Mondes. Viele Gedanken kamen einem da und kreuzten sich mit den Gedanken all der Lieben, die in dieser Nacht an uns dachten. Schwarz und drohend lagen die Geschütze, aus einem beleuchteten Unterstand klang es trotzig: „Ein feste Burg ist unser Gott." — Das war unsere Weihnacht. Nichts Weiches, nichts Versöhnendes, mit dem Feinde Aug' in Aug'; und doch war es gut so, man wäre leicht zu weich geworden. Die Feiertage verbrachten wir in der Stellung. Gestern war Rasttag und heute sind wir schon wieder in der Stellung. Erst deuchte mich Weihnachten Hohn und Spott: „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!" Aber freilich, es ist der Friede des Herzens gemeint, und den haben wir; wenn's auch in diesen Tagen das Gemüt mehr als sonst nach der

Heimat zog, immer wieder sagten wir uns: Wofür wir hier kämpfen und entbehren, es ist die Gesamtheit, es ist gut, daß wir hier liegen, und wenn wir fallen, so ist's unsere schönste Vollendung. Das bringt den Frieden mit sich selbst.

Biwak, 30. August 1916.

Deinen lieben Brief vom 29. Juli bekam ich schon hier an der Somme, wo wir nun seit dem 1. August im Abschnitt Guinchy — Guillemont eingesetzt sind. Was ich seit dieser Zeit hier gesehen und erlebt habe, übersteigt bei weitem alles Schauerliche des vorangegangenen zweiten Kriegsjahres. Als Artillerist will ich ja nicht klagen und ruhig den Infanteristen das Wort lassen, die hier auf unserer Strecke eingesetzt waren. Aber wie es in unserer Feuerstellung zugeht, ist auch für einen, der viel erlebt hat, noch reichlich. Du wirst ja in Zeitungen und anderen Berichten genug darüber gelesen haben, wie die Engländer mit Hilfe ihrer Flieger, die oft auf 500 Meter über der Stellung sind, und ihrer Fesselballons jede Batterie genau erkundet haben und sie mit weittragenden Geschützen aller Kaliber gründlich vermöbeln, so daß die Artillerie an Mannschaften und Material hier ungewöhnlich starken Ausfall hat. Wir sind kaum richtig eingebaut, die Stollen, in denen wir Tag und Nacht hausen, sind zwar in die Kreide gehauen, aber doch nicht so fest, als daß nicht neulich ein schweres Kaliber uns einen mitsamt der darin liegenden Bedienung verschüttet hätte. Die Geschützstände sind von einem Kranz tiefer Trichter umgeben und fast täglich steigen fünfzig bis hundert Schuß Munition in die Luft, die durch Volltreffer explodieren. Wenn Sperrfeuer geschossen werden muß, so muß die Bedienung über eine weite Strecke freies Feld an ihr Geschütz eilen, und nun wird ohne Rücksicht auf einschlagende Geschosse gefeuert, was das Rohr hält. Neulich fiel eine ganze Bedienung von einem Unteroffizier und drei Mann durch Volltreffer während des Sperrfeuers. Da niemand mehr an dem von Toten bedeckten Geschütz schießen wollte, so tat ich's mit unserm Fähnrich zusammen. Und da, inmitten von Blut und Leichen und im Angesicht des Todes überkam mich ein tiefes Glücksgefühl des Sieges über den abgeschlagenen Angriff. Wir haben unserer Bestimmung genügt, wenn die Feinde nicht durchkommen, mögen auch Tausende von uns fallen. Was gilt das Leben

des einzelnen in solchen Tagen, und können wir es besser verwerten, als indem wir es aufgehen lassen in der allgemeinen Opferbereitschaft? Das sind vielleicht banale Reden und Binsenwahrheiten; aber ihren innerlichen Wert und ihre Wahrhaftigkeit erkennt man oft, wenn man die Probe bestehen muß. Der Tod ist wohl bitter, aber man kann ihn schon vorher innerlich überwinden und dann leuchtet sein Zweck glückbringend durch die Greuel und das Blut: die Rettung des Vaterlandes! Dann imponiert der Tod nicht mehr.

*

Hans Oluf Esser, stud. rer. nat., Freiburg i. B.,
geb. 30. August in Elberfeld,
gef. 17. April 1917 bei Corbény (Chemin des Dames).

6. Juli 1916.

... Kinder, war das heute ein Fest. Also ich sollte eigentlich Frühstück machen um 5 Uhr, verpennte mich und wollte, als ich um ½7 Uhr aufwachte, gleich los. Aber zum Glück war's zu neblig. Um 8 Uhr fuhr ich wieder raus und wollte erst starten, wenn was los war. Da plötzlich 8.25 Uhr zwei Sprengpunkte am Himmel und schon rief einer, da kämen zwei. Ich gleich los und im letzten Augenblick rief mir noch einer die Meldung nach, daß acht feindliche Flugzeuge kämen. Kaum bin ich über Vouziers, so sehe ich auch hoch über mir in 3500 Meter – ich selbst war erst 500 – mehrere Apparate, erst sechs, dann acht, dann zehn, immer mehr, Richtung nach Norden. Nun ich gleich hinten angehängt, verlor sie mehrmals aus der Sicht, ging aber immer weiter nach Norden. Dann sah ich sie plötzlich alle siebzehn über Charleville wieder, ein grandioser Anblick; ich war inzwischen auf der Höhe des tiefsten, 3200 Meter. Da plötzlich stoßen sie alle wie die Raubvögel in die Tiefe, nur einige zum Schutz bleiben oben. Zwölf zweimotorige Caudron-Doppeldecker und fünf feindliche Nieuport-Kampfeinsitzer-Doppeldecker. Einen Caudron will ich angreifen, während sie alle Kreise fliegen, um Bomben zu werfen. Aber kaum zum Schuß gekommen, drängen mich die Nieuports weg. So schlagen sie schließlich wieder südlichen Kurs ein. Ich immer dicht hinterher, darauf lauernd, daß

einer zurückbleibt. So kommt es auch. Ein Caudron, etwas unter mir, hängt nach, leider von einem Nieuport beschützt. Den Augenblick benutzend, wo der etwas weiter vor ist, stoße ich herunter, aber schon kommt der Nieuport. Ein heftiger Luftkampf entspinnt sich. Beiderseits Kurven gedreht, geradezu toll. Ich staune, wie gut ich es kann. Doch der Franzose macht's noch besser, dreht seitlich über den Flügel, schießt auf dem Rücken sechs Sekunden lang fliegend, macht looping, phänomenal. Er erreicht seinen Zweck nur zum Teil, abschießt er mich nicht, aber ich hab' den Anschluß ans Geschwader verloren. Nach zehn Minuten reißt er aus, ich immer hinterher in dem Gedanken, der geht auch zu seinem Geschwader. Über Attigny, etwas nördlich unseres Flugplatzes, bin ich wieder unter dem Geschwader, durch den Kamrf leider zu tief heruntergekommen. Seitlich ausholend, versuchte ich von unten zu schießen; so kam ich zweimal ziemlich dicht an je einen Caudron heran. Nun der Clou. Plötzlich stürmt von der Front ein Fokker dazwischen, verfolgt im Bogen einen Caudron. Drei weitere Caudron und zwei Nieuport stürzen sich von oben alle auf den einen, dem ich nun zu Hilfe eile. Greife den verfolgten Caudron an, der bis auf dreißig Meter auf mich zufliegt, gleich als ob er mich rammen will, und ich stoße unter ihm durch. Da bin ich einem Nieuport gegenüber, schieße auf ihn und er kippt über, macht eine steile Spirale von 2500 auf 780 Meter, ich dicht hinter ihm, da versucht er frontwärts durchzukommen. Doch ich gleich davor und geschossen. Wieder Sturzflug, Fluchtversuch, Sturzflug usw., bis ich ihn verliere. Er hatte sehr gute Schutzfarbe. Plötzlich sehe ich seinen Schatten über den Boden sausen, also kann er da nur hundert Meter hoch sein. Gleich runtergeschossen, und schon schickte er sich an zu landen, sein vergebliches Bemühen einsehend. Ich fliege einige Runden um ihn, winke mit meinem Taschentuch, er auch, weiße Flagge. Gleich dann schön daneben gelandet. Gerade kam ich noch rechtzeitig, um ein Inbrandsetzen zu verhüten. Er kam auf mich zu, sagte auf Deutsch: „Sie sind doch kein Unteroffizier", stellte sich dann vor: „Leutnant Jean Raly", ich mich auch, Händeschütteln. Er und sein Apparat ganz unverletzt, er hat einen Nervenschock bekommen, gleichzeitig Ladehemmung im Maschinengewehr. Er bedankte sich sehr bei mir, daß er noch am Leben, sagte, ich flöge sehr gut. Nachmittags waren wir beide bei der Staffel zum Kaffee ein-

geladen und rauchten die Friedenspfeife. Ein sehr netter junger Mensch, stud. ing. in Paris aus Saubnes bei Longwy. Sehr intelligent. – Nun hab' ich meinen ersten und bin froh, daß er so heil herunter ist, so ohne Verletzung.

*

Friedrich Georg Steinbrecher, stud. theol., Leipzig,
geb. 3. Mai 1892 in Dresden,
gef. 19. April 1917 bei Moronvillers (Champagne).

13. März 1916 vor Pontavert.

Rundgang durch die erbeutete Stellung. Ein sumpfiges, von zerschossenen Bäumen und zerwühlten Gräben bedecktes Waldstück zieht sich um den Berg. Wie umgepflügt alles. Eingeschlagene Unterstände. Weite Granattrichter. Baum- und Kleiderfetzen, Leichen, Munition, Gewehre, Tornister. Ein Feld, ein Wald des Grauens.

14. März.

Ein schwerer Dienst: Munition und Material vorschaffen. Gasgranaten verpesten die Luft. Leute werden verschüttet. Wiederbelebungsversuche. Eng gepferchf in den Unterständen. Nachts kann immer nur die Hälfte schlafen. Die anderen sitzen oder stehen. Ich habe vier Tage die Latrine verkniffen, dann mußte es gewagt werden. Die Nerven sind ziemlich mitgenommen. Manche brechen zusammen. Vor Abspannung nicht gegessen und geschlafen. Und doch bewundere ich manchen schwächlichen Kerl, wie er sich auf den Beinen hält. Die Deutschen haben verdammt viel Rückgrat. Der Mensch verträgt stets mehr, als er sich zutraut. Die Zeit vergeht schnell. In der Nacht schrecken mich die Granaten aus dem Schlaf und halten munter.

15. März.

Alle Gänge müssen im Laufschritt gemacht werden. Jedes Essenholen ist eine Heldentat, ein Wagnis auf Leben und Tod. Ablösung tut bitter not. Ich bin wieder ganz auf der Höhe. Am 14. war noch ein Teilangriff. Glückte.

17. März.

Heute abend wird abgelöst. Endlich. Wir haben das Schlachtfeld ziemlich aufgeräumt. Bilder, ich vergesse sie nie. Ekelhaft, ekelhaft kann man nur sagen. Aber es muß sein.

Montaigne, 3. April 1916.

Drei Tage Frühling! Eine sonnige Nervenwäsche in dem reizenden Bergstädtel, das sich vom Berg ansieht wie ein dächertragender Strom, der sich zwischen zwei Waldbergen durchzwängt – schmäler und dichter werdend und wieder in die Breite flutend. Die graue, hinter der erhöhten Straße versunkene alte Kirche, umrahmt von frischem Grün, lockendem Weiß und flammenden Pfirsich- und Mandelbäumen – wie das verwunschene Schloß in „Dornröschen".
Ich liege am Wiesenhang. Blauer Himmel, tiefschattige Fichten, grüne Laubknospen. Ein Eichhörnchen sieht mich nicht und springt spielend weiter von Zweig zu Zweig. Finken konzertieren und Zaunkönige krawallen in der staubigen Hecke. Drei kleine Mädels kommen kichernd mit Blumen, legen sie verstohlen neben mich hin, springen fort, um andere zu suchen, haschen sich und eifern, wer die meisten findet, bis ich einen dicken Strauß habe: weiße und blaue Veilchen, Anemonen und gelbe Sternblumen. Während ich sie ordne, sind die Mädels weg, wie ein Frühlingshauch – noch ein paar blaue Augen hinter der staubigen Hecke und Lachen tief unten auf der weiß-grünen Wiese. – Dann greife ich wieder zu meinem Märchenbuch. Die Finken zanken sich, die Sonne brütet. Eine Kuhherde grast vorüber. Jede sieht mich an und wundert sich. – Abends rühren wir uns eine Flasche Weiß und eine „Matthäus Müller" mit Zitrone an. Der Abend wird kühl. Eine Mundharmonika und der Tritt einer Kolonne erinnern, daß man im Felde, im Kriege unter erdgrauen Soldaten ist. Ich hatte das alles vergessen: die gleichgrauen Uniformen, die gleichgrauen Schützengräben, den Staub der Granaten, den Modergeruch der Unterstände und die blassen, übermüdeten Gesichter.
Ich hatte das alles vergessen in dem Grün, dem Blütenweiß, dem lachenden Rot, den blauen Augen, dem Veilchenduft und Frühlingshauch. – Aber morgen schnallen wir wieder um und kriechen in die Schützengräben.

Offiziersgenesungsheim Marchais, 3. Juli 1916.

Von den großen Ereignissen, die unsere Kameraden drüben an der Somme erleben, klingt nur ein dumpfes Grollen herüber in die stille Einsamkeit des alten Bischofssitzes. Ich bin heute allein. Der Stabsarzt und der Jägeroffizier, die einzigen Mitbewohner, sind nach Sissonne gefahren.

Ich sitze in der Bibliothek und träume mich in die Geschichte Frankreichs. Sonnenstrahlen springen über die verstaubten Lederbände, lassen die Goldschnitte Augenblicke glitzern und weg sind sie. Draußen nicken Rosen im Wind. Alles still. –

Drüben – glaube ich – sitzen Bischof und Abt von Notre Dame de Liesse beim Schach. Mattes Hüsteln – Rauschen eines Gewandes – leises Aufsetzen zarter Elfenbeinfiguren. Sonst alles still. – Schritte. – Ein Diener meldet: „Eure Hochwürden werden gebeten, mildtätig Ohr zu leihen ..." Ach nein, eine Ordonnanz meldet: „Der Kakao ist serviert!" ...

Geräuschlos gehe ich durch weite Säle – sehe mich in hohen Spiegeln kommen und gehen.

Der Bischof und der Abt sind verschwunden. Das Schach ist beiseitegesetzt. Die Figuren liegen matt mit gelangweilten Gesichtern. Ich ziehe den schweren Vorhang auf und lasse die Sonne über das gotische Holzwerk tanzen. – Finken musizieren im Efeu. Rosen küssen die Fensterscheiben. Drüben dampft das englische Porzellankakaoservice ... und die Ahnen schauen entsetzt auf den neuen Schloßherrn herab. – Rosenduft zieht durch meinen blauen Salon und Amseln geben Konzert, während ich schreibe.

12. September 1916.

Somme – die Weltgeschichte hat wohl kein grauenvolleres Wort. Alles, was ich jetzt wieder habe – Bett, Kaffee, Nachtruhe, Wasser – alles kommt mir fremd vor, als hätte ich das Recht darauf verloren. Und doch waren es nur acht Tage.

Das Leben ist ein Geschenk. Wenn ich das alles nicht gesehen hätte! Wir fühlen erst langsam, wer nicht mehr unter uns ist. Es fehlen so viele. Manche gingen früher, die man vergaß. Wer neben mir fiel,

den vergesse ich nie. Ich habe noch den fünften Teil meines Zuges. Die Besten fielen.

Im Anfang des Monats verließen wir unsere alte Stellung. Abtransport und Bahnfahrt waren noch sehr fidel. Wir kannten das Ziel. Dann kamen Biwaks, Alarm und durch beschossene Dörfer und Sperrfeuer hindurch ins Kampfgewühl hinein. Man schoß mit 30-Zentimeter-Geschützen. Es goß in Strömen. Die letzten Tage waren brütend heiß gewesen. Schneller als wir dachten, waren wir eingesetzt. Erst in den Artilleriestellungen. Wie vom Wahnsinn gepackt jagten Kolonnen hin und her. Die Artilleristen am Geschütz sahen und hörten nichts mehr. Leuchtkugeln auf der ganzen Front und betäubendes Getöse. Verwundete, Befehle, Meldungen. Mittags schwillt das Artilleriefeuer an. Man hört nur noch ein Summen. Die Luft drückt.

Befehl: „Franzosen eingedrungen, Gegenstoß." Durch zerschossenen Wald vor im Granatenhagel. Ich weiß nicht, wie ich den rechten Weg fand. Dann in eine Ebene von Granattrichtern, breitwerdend, immer vorwärts. Fallen und wieder aufstehen. Maschinengewehre schossen. Feindliches und eigenes Sperrfeuer habe ich durchquert. Ich bin heil. Endlich voran. Franzosen dringen ein. Hin und her wogt der Kampf. Dann wird's ruhiger. Wir sind keinen Fuß breit gewichen. Jetzt erst sieht das Auge. Ich will immer vorwärts rennen; stillhalten und sehen ist furchtbar. Ein Wall von Leichen und Verwundeten. Wie oft habe ich diesen Satz gelesen. Jetzt weiß ich, was es ist. Tag und Nacht wechseln. Immer lauernd. Verbindung nach hinten nur unter Verlusten.

Verwundete in einem notdürftigen Unterstand. Dabei sitzen und nicht helfen können. Überläufer kommen. Französische Verwundete kriechen in den Graben. Ein Glänzen auf ihren Gesichtern. Im Nu kannte ich Dutzende von Leuten. Ich hatte Leute von drei Regimentern. Hier habe ich gefühlt, was ein Führer ist. Einer, der die Verantwortung trägt. Schließlich über Leben und Tod. Wie Kinder hängen sie an ihm.

Ich habe Heldenmut gesehen und Schwäche. Menschen, die alles entbehren können. Zum tapferen Menschen gehört nicht nur guter Wille. Es gehören gute Nerven dazu. Aber der Wille kann viel. Ein Divisionskommandeur stellte uns die Zensur aus „Eiserne Brigade". „Das

habe ich noch nie gesehen." Ich wollte, es wäre alles nur ein Traum gewesen, ein schlimmer Traum. Und doch habe ich gejubelt, Helden zu sehen, stehen und fallen.
177 hat die blutigste Arbeit geleistet. Chaulnes und Vermandovillers werden uns unvergessen bleiben.

29./30. September 1916.

Wenn man die schweren Tage hinter sich hat, nimmt man vieles gern in Kauf, vieles, was sonst die einzige Sorge war. Arbeit, Ärger und wieder Arbeit und Ärger. Man gewöhnt sich an eine anspruchslose Existenzbasis und wird dankbar. Ich habe an vielen immer dieselbe Erfahrung gemacht. Es hält nicht lange nach. Aber es berührt immer wohltuend. Solche Tage schaffen andere Menschen. Die nicht nach Dank und Auszeichnungen fragen, denen das, was sie erlebt haben, viel zu heilig ist, als daß sie einen Lohn wünschten. Wo der Lohngedanke aufhört, beginnt die Zone, in der Gott wohnt. Es sind wohl die heiligsten Augenblicke im Leben, die zum Schweigen zwingen.

3. November 1916.

Endlich gute Nachricht von Hans. Er ist weiter weg. Hört den Lärm nicht mehr. Aber ich liege auch hübsch ruhig. Bin heute ein großes Stück durch die Stellung gewandert mit meinem Unteroffizier und Hund, über Bach, Fels und Trümmer bis zu einem Brunnen, den wir am Tage, die Franzosen des Nachts benutzen. Ihr seht: ziemlich friedlich. Aber das alte ist es nicht mehr. Die Schützengrabenpoesie ist vorüber. Die Robinsonade hat sich überlebt. Schwerwiegender ist noch: wir haben die Schlacht gesehen, und wir sehen auch jetzt immer nur die Schlacht. Wir sind klug geworden, ernst und sachlich. An Stelle von Interesse, bisweilen Liebhaberei, ist Pflicht getreten, kalte, mechanische Pflichterfüllung.
Wenn man gesehen hat, wie roh, wie gemein der Krieg sein kann, kommt einem eine idyllische Kampfespause wie eine Galgenfrist vor. Mein Hund schnarcht, der Tee ist kalt geworden. Früher winkten Bilder von der Wand, jetzt überall Karten, Befehle, Meldungen. Früher tauften die Leute ihre Unterstände, die Gräben, die Häuser, jetzt numeriert man: 1, 2 . . . A, B usw. Mir ist manchmal so winterlich zumute. Der Krieg, der so jugendfrisch begonnen, wird als schminkeblasser, langweiliger, überlebter Schauspieler enden. Sieger ist nur der Tod. Wir bekommen alle eins ab, wenigstens in dem, was man Weltanschauung nennt.

*

Theo Wagner, stud. rer. pol., Freiburg i. B.,
geb. 12. September 1889 in Essen a. d. Ruhr,
gef. 19. April 1917.

An der Westfront, 16. Dezember 1916.

Wieder sitze ich in dem Zimmer, welches meine Behausung war, bevor ich diesen letzten Urlaub antrat, wieder haben die Lebensgewohnheiten mich ergriffen, die damals dem täglichen Verlauf meines Lebens ihre engen Bahnen zuwiesen. Auch die kurzen Tage, welche mich in meinem Innern aufrührten, sind nun der Vergangenheit anheimgefallen, und fast könnte ich glauben, es wäre ein langer Traum gewesen, der meine Seele in dieser vergangenen Nacht in ein wunderbares fernes Land geführt hätte, und von diesem Traum wäre ich heute morgen zu dem grauen Leben des Alltags wieder erwacht.
Mich erfaßt wie damals ein Gefühl des Widerwillens gegen die Notwendigkeit, in diesem Leben, das mich nicht bewegt, das den Hunger meiner Seele nicht stillt, die Augen geöffnet zu halten. Könnte ich sie doch schließen und mein ganzes Sinnen und Trachten darauf richten, den seltsamen, wunderbaren Klängen weiterzulauschen, welche ich tief im Innern vernehme, mich hineinzuträumen in das körperliche Reich der Seele, in dem Du zu mir kommst, Reichtum und Glück an mir zu verschwenden: Wie ist der Tag kalt und hart mit seinen scharfumrissenen Linien, mit seinen unzusammenhängenden Tönen, mit seinen drängenden Forderungen! Wie atme ich erleichtert auf, wenn die Dunkelheit sich herniedersenkt, einen müden Schleier um die Außenwelt legt und die zurückgedämmten inneren Kräfte emporhebt in den Bereich der Sinne. Dann möchte ich stundenlang stehen und in die Dunkelheit hinausstarren, und sehe doch eigentlich nichts, und tue nichts, sondern lasse mich treiben von den Wellen, welche von meinem Innern hinausströmen in die Umwelt, ein lebendiges Spiel von Schatten in ihr

hervorzaubern und von ihr wieder zurückströmen in das eigene Innere. Dann fallen die sklavischen Fesseln von Raum und Zeit und der erhabene Ewigkeitsgehalt der Seele tritt aus seinem wesenlosen Dasein heraus, Form und Inhalt gewinnend. Es ist, wie wenn eine göttliche Musik zu mir herüberklänge. Tot ist der Körper, tot der Wille; einzig die Seele lebt und saugt die göttlichen Weisen in sich auf.
Ich fühle mich in meinem Innern gewandelt. Regungen, die ich nie gekannt, Wünsche, die ich nie empfunden, bewegen mich, und ein Reichtum des Lebens, eine innere Geschlossenheit der ganzen Seele steigt in beglückenden Möglichkeiten vor mir auf, wie ich nur in den kühnen Träumen der Seele sie bisher ersehnt, nie aber für wirklich und empfindbar gehalten habe. Und zugleich gewinnt feste Gestalt, was bisher als dumpfer Wunsch schlummerte, und tritt damit erst in mein Leben ein als selbständige, mir gehörende Kraft. Ganz langsam und allmählich sehe ich die innere Umwandlung, die Umwertung sich vollziehen. Es ist, wie wenn ein Tropfen Säure in ein Salz gefallen wäre und nun mit langsamer, unwiderstehlicher Gewalt die Zersetzung vornähme. Ich habe Augenblicke, wo der innere Jubel meiner Seele über ihre seltene Kraft, das ganze Leben zu durchdringen, mich in einen Zustand stolzen Rausches versetzt. Augenblicke, in welchen ich die ewig rätselhaften Urkräfte des Lebens stark und reif in meiner Brust wirken fühle, in denen ich mich zum stolzen Meister all dieser wunderbaren Kräfte mache. Ich freue mich dieses unbändigen Kraftgefühles. Weiß ich doch, daß es nicht aus meiner Person stammt und daß es seine volle Entfaltung erst dann erreichen wird, wenn ich meine Person gänzlich zerstört und aufgelöst haben werde in das Wirken ewiger göttlicher Kräfte. In solchen Augenblicken fühle ich mich ganz eins. Mein Denken, mein Fühlen, mein Wollen, alles geht mühelos ineinander über, ein von der ewigen Lichtquelle ausgehender Strahl löst alle Verwirrungen, alles einzelne und Zufällige auf.
Und ich habe Augenblicke, wo in gleicher Stärke die Angst und Furcht mich befallen, die ich bisher immer mit meiner trotzigen Klugheit zu bezwingen verstanden habe. Der Ratgeber meines früheren Lebens, er muß mich nun im Stich lassen, er kann mir nicht mehr weiter die Wege weisen. Von Dir bin ich abhängig in meinem ferneren Leben, Du trägst die Entscheidung in Deinen schmalen weißen Händen. Und

ich flehe Dich an: Pflege Du behutsam und liebevoll die zarte Pflanze, welche den Stürmen des Lebens noch nicht gewachsen ist.

*

Longin Dietz, stud. theol., Freiburg i. B.,
geb. 28. November 1897 zu Oberlauda,
gef. 23. April 1917 bei Corbény.

Im Unterstande, 3.–5. April.

Mittwoch der Karwoche: In der Zwischenstellung steht nur ein Signalposten, drei Mann, die übrigen werden zum Arbeiten verwandt. Heute früh führten wir (20 Mann) etwa 350–360 Säcke Zement auf Rollwagen 1 Kilometer vor. 40 Säcke auf einem Wagen mit verbogenen Rädern, auf krummen Schienen, die im tiefem Schmutz liegen. Schweiß rann von der Stirn. Nachts mußte jeder von uns 10 Säcke ungefähr 1 Kilometer weiter vorschleppen. Zwei luden wir auf einmal auf unsere Schultern. Jeder beeilte sich, fertig zu werden, weil die Franzosen die ganze Gegend mit Schrapnells bestreichen und wir nicht im Laufgraben gehen können; zerschossen und zerfallen ist er. Die Säcke drückten schwer: das Kreuz, das der liebe Heiland für uns auf sich nahm, war eine noch schwerere Bürde für den zerschlagenen, zerschundenen, unschuldigen Gottessohn. Geduldig wie ein Lamm ging er den Kreuzweg hinauf nach Golgatha, um dort als ein Opfer der Sünden der ganzen Menschheit am schmachvollen Holze des Kreuzes zu sterben und so den Willen des Vaters zu erfüllen. Lieber Heiland, gib Du mir Kraft und Gnade, mein Kreuz auf mich zu nehmen und Dir nachzufolgen.

*

Rud. Krüger, stud. med., Berlin,
geb. 9. Mai 1897 in Berlin,
gef. 3. Mai 1917 bei Reims.

23. April 1917 bei Reims.

Gestern, also am 22. April, mittags 1 Uhr, erhielt ich meine Feuertaufe in starkem Artilleriefeuer. Wir hatten wieder eine Reserve-

stellung zu beziehen, mußten aber beim Vorgehen über ungedecktes Gelände. Es dauerte nicht lange, so hatte uns die feindliche Artillerie entdeckt und schickte sehr schwere Brocken herüber. Unsere Kompagnie hatte gleich an dieser Stelle durch Volltreffer vier Tote. Mit keiner Wimper habe ich gezuckt, kein Gefühl der Unsicherheit oder Unruhe hatte ich, als die Dinger öfters ganz dicht neben mir einschlugen. Und doch habe ich Gott gedankt, als ich wieder am Abend aus der Sache heraus war. Da wir jetzt ganz naturgemäß leben, also keine Häuser oder Betten, Waschen oder Rasieren kennen, sehen wir samt und sonders sehr „wild" aus. Mir hängt der Vollbart in Gestalt von rötlichblondem Sauerkohl meterlang um mein holdes Antlitz. Morgens wäscht man sich mit Spucke die Augen aus, natürlich spuckt man zunächst ins Taschentuch und „wäscht" dann. Alles praktisch und mit ein paar Handgriffen zu erledigen. Und doch, wie sehr sehne ich mich nach geordneten Verhältnissen, wo man auch die Lumpen vom Leibe bekommt und öfter als alle acht Tage mal Nachtschlaf hat! Soeben bekomme ich seit langer Zeit zum ersten Male wieder Post, Briefpost. Mich freut es, daß Ihr Euch den „Evangelimann" im Opernhaus angesehen habt. Ich habe ihn als Statist „mitgemacht", und zwar rannte ich als Feuermann mit einer großen Stange von links nach rechts über die Bühne beim Brande der Kirche. Ich entsinne mich noch deutlich, wie in sehr schöner Weise der aufgehende Mond dargestellt wird. Ach, das herrliche Motiv: Selig sind, die Verfolgung leiden um der Gerechtigkeit willen!

Was würde ich darum geben, wenn ich mal wieder ein Theater besuchen könnte, oder sogar, was das Idealste wäre, wenn ich bei Euch mal nur ein paar Tage weilen könnte! Ich habe wirklich große Lust, mein Cello wieder an einem Trioabend in aller Freudigkeit jubeln zu lassen. Aber, Kopf hoch! Es wird schon alles gutgehen.

Übrigens hat Papa sich ja die große Mühe gemacht, mir wieder eine ganze Anzahl altbekannter schöner Musikthemen aufzuzeichnen. Dadurch hört man, wenn auch nur mit dem geistigen Ohr, jene alten, herrlichen Weisen, die uns so oft erquickt haben.

*

Karl Schenkel, cand. theol., Marburg,
geb. 18. Juni 1892 in Murr,
gef. 5. Mai 1917 bei Douai.

Arrasfront, 20. April 1917.

Ihr wißt, daß die Lage hier alles eher war als rosig, da wir kamen. 8 Kilometer war der Engländer durchgestoßen in einem Zug. Vor uns lag ein dünner Infanterieschleier und die Engländer dort, wo unsere schweren Geschütze waren. Hinter unserem Abschnitt als einziges, was gerettet war, 5 schwere Haubitzen ohne Munition und wenige Feldkanonen. So griffen wir ein. Der Gegner mit Tanks und Kavallerie und dicken Haufen Infanterie. Wir ganz auf unsere Gewehre und Maschinengewehre angewiesen. Aber vom ersten Augenblick an völlige Ruhe. „Wenn sie Kerle wären, Deutsche, wären sie längst durch." Das war der allgemeine Eindruck. Mit einer Ruhe und Sicherheit, die bloß deutsch ist, kamen Tag und Nacht die Verstärkungen. Nach 2–3 Tagen hatten wir eine Artilleriemasse beisammen, daß den Engländern kein Angriff mehr gelang. Wunderbarerweise war die Stimmung auch bei starkem Feuer und wo es Verluste gab, durchaus sicher und getrost. Das ist für Euch daheim ein tiefer Grund der herzlichen Dankbarkeit nicht gegen uns – wir tun unsere Pflicht und machen unsere Stimmung nicht selber –, aber gegen Gott. Ihr wißt, daß die nächste Zeit von uns Ströme von Blut fordern wird, fordern muß. Wer um so Hohes streitet, der muß alles daransetzen. Wer weiß, wie bald auch uns selber oder einem Lieben die letzte Stunde schlägt. Was dann? Ich bitte Euch herzlich um das eine: sorgt Euch nicht um mich. In uns ist das Lebensgefühl nie so stark gewesen wie jetzt. Und wenn einmal von uns das letzte Opfer gefordert wird, dann lasset alles unnötige Klagen und Zusammenbrechen, denn der Krieg ist für uns gerade in solchen Augenblicken eine Glaubensprobe. Traurig sein, ja, das können wir nicht anders machen, aber zweierlei können wir: für uns aus dem Schmerz einen Segen schaffen und – anderen ein Vorbild sein.

*

Hans Mierisch, stud. phil., Leipzig,
geb. 20. Januar 1897,
gest. 9. Mai 1917 im Feldlazarett zu Staden (Flandern).

13. Dezember 1916.

... Gestern abend kam die kleine Cron-Gedächtnisschrift an. Das schlichte Vermächtnis eines schlichten Kämpfers und Helden. — Der hohe Freund und Lehrer lebt wieder. Ich sehe, wie er uns — wir mochten Quartaner oder Untertertianer sein — zum ersten Male entgegentrat. Er lehrte uns die Natur, ihr Leben und Weben lieben, bewundern, erforschen. Wie oft in freien Stunden sind wir hinausgefahren und haben draußen gelauscht und gelernt. Einmal: Sommersonntag war's. Frühzeitig ging es fort an den „großen Teich". Den Vögeln und ihrem Frühkonzert, den Fröschen und allem Teichgetier, und allen Pflanzen und Bäumen am Teiche galt unser Sonntagmorgen. Dort — alle lauschen lautlos — auf hoher Eiche ein Pirol. Da: ein Reiher, der über der großen Insel seine Kreise zieht, und wieder dort ein Karpfen, der plump aus dem Wasser schnappt. Und überall Leben — überall Leben, das ich vorher nie gehört, nie gekannt hatte. Ein anderes Mal: Am Spätnachmittag brechen wir auf. Im Spätherbst. An den Cunnersdorfer Teichen erleben wir hingestreckt, schweigend die Abenddämmerung. Wie sie sich herabsenkt, und wie dann die Nebel über dem Wasser steigen. Auf einer Waldwiese stolzieren Kiebitze. Weit im Rohr und Teiche lärmen Enten. Über uns der Schrei und schwere Flügelschlag eines Wasserhuhns. All meine Liebe zur Natur schlägt in jene Zeit ihre Wurzeln. —

Und nun habe ich die wenigen Briefe gelesen. So zart, so fein, so weich habe ich die Seele des Lehrers nie geahnt. Und dann die Klarheit und Bestimmtheit in Grundsätzen und Anschauung, und die hohe Begeisterung und Treue im Herzen.

Eine letzte Stunde hat der Lehrer gehalten. Und da hat er mir seine Seele gezeigt. Ganz leise regt sich in mir ein Unzufriedenes. Ich sehe ein gärend unbestimmtes Element in mir, ein Wirres, Zerfahrenes, Gekünsteltes meiner Art gegenüber abgeklärter Reinheit und Schlichtheit. Der Wunsch wird wach, solchem Vorbild nachzustreben. —

Aber das laute, lärmende Spiel der Kameraden neben mir stört mich. Ich bin hinausgegangen in den schwarzen Regenabend. Ich muß allein sein, ganz allein mit meinem Denken und Erinnern. Drüben im Nebenquartier singen die Kartoffelschäler — wie allabendlich. Wie eigen klingt das heute: „Stille Nacht, heilige Nacht" —, und dann später: „Und ein neuer Frühling folgt dem Winter nach". — Die nahe Weihnachtszeit hat alle weichgestimmt, alten Weihnachtsliedern sind die derben Lanzerlieder gewichen.

Der lange Aufenthalt im Depot liegt drückend auf mir. Warten, warten und warten müssen. Die kleine Schrift hat mir neuen Mut und Kraft und Geist gegeben. Wie oft war ich daran, über dem einzelnen, das wir hier draußen erleben — und das oft verzerrt, schattenreich sich darstellt —, das ganze Große zu vergessen; jetzt bin ich eines anderen belehrt.

Dezember 1916.

Wir waren Singen und Mundharmonikaspielen beim Leutnant. Auf den Stufen des Unterstandes: „Stille Nacht, heilige Nacht" und „O du fröhliche, o du selige". In fröhlicher Stimmung. Denn vorher gab's Wein und Grog. Jeder eine Zigarette und alle eine Flasche Bier als Dank vom Leutnant.

In unserem Unterstand von neuem fröhlich-lautes Treiben. Und einmal, da ist es auch ganz still und weh geworden. Da erzählte mir einer, der erst am lautesten schrie und krawallte — die anderen Kameraden sind vor nach dem Kampfgraben gegangen — von seinem Leben und Kämpfen und Treiben im Kriege. Sein Vater starb — während er draußen kämpfte —, er und noch drei Brüder. Die Mutter sucht er heute auf dem Friedhof: sie schmückt das Grab des Vaters. Seine arme Mutter, die ihn zu Weihnacht nicht mit irdischem Gut beschenken kann, und die er gerade deshalb so heiß und innig liebt. Mutter: das Wort hat er erst im Kriege verstehen gelernt. Während einer Schlacht, als neben ihm irgendeiner — ein Kriegsfreiwilliger war's — fällt, der ihm eben erst zugeflüstert: „Nur eines wünsche ich mir jetzt: noch einmal meine Mutter sehen." Da ist es ganz still und weh bei uns geworden. Und der Erzähler hat aufgehört. Mit der Hand gewinkt. Nicht daran denken ...

Im Unterstand, 5. Januar 1917.

Nun bin ich dort angelangt, wohin mein Wünschen und der Zweck der gesamten militärischen Erziehung gerichtet sind: Im Schützengraben. Nur aufs erste ist das Leben hier neu, unbekannt, anziehend. Schon heute ist es Altbekanntes, was ich habe. Zwei kreidigweiß und lehmgelb durchsetzte Wände, darüber weit und hoch sich wölbend der Himmel, trübe und meist grau und tränenvoll, nur selten heiter lachend, und später ein enger, langer, nasser — ja sogar tropfender Gang — der Unterstand, das sind die beiden Szenenbilder, auf denen sich meines Lebens Schauspiel abspielt. Ein recht realistisches Schauspiel. Glaube mir, lieber Hans, von weitem (noch vom Depot) betrachtet, da hat das Schützengrabenleben noch etwas Verklärtes, Erderhobenes an sich. Man stellt sich heißen Kampf, tägliches Streiten und Entbehren und Opfer vor — und Leben vor allem, pulsendes Leben. Auf der Bühne fällt dieser Glorienschein. Nicht daß deshalb der Kampf und unser Krieg im ganzen betrachtet an Wert verlören. Aber dem einzelnen wird die Erkenntnis solchen Wertes entrückt, er sieht und lebt im Kleinen, das das Große schafft. Im ganzen: Harmonie, Einklang, Sinn und Größe — im einzelnen: Disharmonie, die notwendig ist zur Gestaltung einer Harmonie in herber Kraft und Wucht. — Wenn so die kleinen Begebenheiten sich auf mich stürzen, da bin ich schon oft kleinmütig geworden und kindisch unverständlich für die Zusammenhänge, die solch kleine Begebenheiten anknüpfen an das große Kampfgeschehen und damit ihr erst Wert geben. Doch dies alles nur zeitweise, vorübergehend. Gottlob: ich habe auch schon schöne Augenblicke erlebt, Stunden, die unmittelbar wertvoll und groß für mich sind. So wenn ich in der Silvesternacht draußen vor unserer Stellung lag, auf ebener Erde und liegend schanzte. Ein Regen, der uns durchnäßte, fiel, und drüben der Feind schoß mit seinen Maschinengewehren kurz über uns weg. Fester schmiegten wir uns an die lehmige Erde. Das sind andere Werte, die solch Arbeiten und Kämpfen offenbaren. Solche Arbeit richtet mich auf und gibt mir neue Kraft — Neujahrskraft!

*

Willi Bohle, stud. math., Freiburg i. B.,
geb. 2. November 1897 in Hamburg,
gef. 26. Mai 1917 bei Arras.

Erre, 15. April 1917.

Dank, Dank Gott dem Herrn für seine Gnade, daß er mich behütet hat in den schweren Tagen, die nun hinter mir liegen! Am 10. April ging's nach vorn. Die ganze Nacht vom 10. zum 11. haben wir geschanzt, uns in die Erde eingegraben, um Schutz gegen das Feuer zu haben. Dann kam der Morgen des 11. April — ich werde den 11. April nie vergessen.

Der Engländer hatte die ganze Nacht den vordersten Graben beschossen, am Morgen griff er an, unsere Truppen fluteten zurück; da war es unsere Kompagnie, die über ein freies Feld ausschwärmte, sich im Granat-, Schrapnell-, Maschinen- und Infanteriegewehrfeuer von neuem eingrub und trotz der Verluste die Engländer mit ihrem Vordringen zum Stehen brachte. Das war morgens 5 Uhr. Bis nachmittags 3 Uhr lagen wir auf 6 Meter dem Feinde gegenüber. Dann erschienen frische Truppen, die im Sturm das am Morgen verlorene Gelände zurückgewannen. Wir waren wieder Herren der Lage. Wie habe ich gefühlt, daß Du, liebe Mutter, an diesem Tage meiner gedachtest! Und wie heiß hab' ich an Euch gedacht! Mein einziges Gebet: „Lieber Gott, nicht wie ich will, sondern wie Du willst!" hat mir Kraft zu allem gegeben. Und als ich dann gestern aus dem Feuerbereich heraus war, da habe ich nicht gewußt, was ich vor lauter Freude und Dank gegen Gott tun soll, ob lachen oder weinen. Der ganze Mensch war *ein* Gebet. Welch eine übermenschliche Kraft verleiht Gott denen, die ihn gefunden haben! Ich bin so reich, bin so geborgen und glücklich. Der gestrige Marsch — vom 9. April bis zum 13. abends haben wir kaum 10 Stunden Schlaf gehabt — fiel manchem schwer. Ich habe bei aller Müdigkeit mich so froh und voll Jubel gefühlt. Ich hatte die Kraft, einem Kameraden das Gewehr stundenlang zu tragen und zu singen, als vor Mattigkeit die Stimmung zu sinken drohte.

Heute ist Sonntag; da heißt es Sachen reinigen; denn die ganzen Tage und Nächte haben wir bei Regen, Schnee und Kälte, durchnäßt und

zähneklappernd in selbstgegrabenen Erdlöchern im Lehm und Schmutz gelegen. Mütterchen, liebes, gutes Mütterchen, und ihr Geschwister: für Euch will ich alles ertragen, daß Ihr nicht seht, wie zerstörte Dörfer und zerschossene Felder aussehen, daß Ihr nicht spürt, was das Wort Krieg heißt. Seid dankbar dafür, meine Gretel und Erich – wenn Ihr auch noch jung seid und nicht den Ernst des Lebens kennt –, daß unser Häuschen steht und Ihr in Betten schlafen dürft, ein Dach über dem Kopfe habt, daß Euch kein Ungeziefer quält, daß Ihr zur rechten Zeit Euer Essen habt, nicht wißt, was Hunger und Durst sind. Seid dankbar, tut Euere kleinen Pflichten gewissenhaft und murret nie! Übermorgen kommen wir von hier fort in eine ruhige Stellung. Wir haben in der Arrasschlacht unsere Pflicht getan.

*

Franz von Drahten, stud. rer. techn., Charlottenburg,
geb. 15. April 1898 in Charlottenburg,
gef. 10. Juni 1917 bei Senhey.

Segrshe, 3. Mai 1917.

... Wieder liegt so ein kleiner feldmarschmäßiger Spaziergang nach dem Fort Benjamino hinter uns. Die Sonne bestrahlte die staubige Landstraße, von deren Böschung des Narews Fluten lange zurückgewogt sind. Verschlammt liegen die sechs Gräber, gebrochene Bäume, schrägstehende Büsche zeugen von des Flusses reißender Strömung. Die Dachpappebekleidung der hölzernen Wellenbrecher hat sich, von den jagenden Eisschollen geschlagen, hoch aufgebäumt. Phantastisch ragen die schwarzen Fetzen mit hervorstehenden Befestigungsnägeln in den Wind. Der ist gut: so wirbelt der Staub aus der Kolonne heraus. Der Bauer ist tätig. Er pflügt, eggt, streut Mist. Barfüßige Jungens hüten die weidenden Kühe, die erstaunt die Kompagnie anglotzen. Am Dorftümpel trollen sich die Säue, mit ungezählten Ferkeln im Gefolge. Jeglicher Größe sind diese Dinger. Wie abgeleckt die kleinsten, die bei der lockenden Mutter Nahrung suchen. Selbständiger schon ein älterer Wurf, aber noch im Schutze der Alten. Andere kümmern sich nicht mehr viel um den Erzeuger, sie spielen und tollen für sich. 's ist

ganz wie bei den Menschen. Zwischen diesem Viehzeug Stuten mit Fohlen, so ungelenkig und zierlich, daß man jeden Augenblick fürchtet, sie möchten zerbrechen. Von diesem Treiben sondern sich erhaben die schimmernden Enten ab, die auf dem Wasser Großreinemachen halten. Lerchen trillern in der Höhe, stürzen jäh auf den Acker nieder. Schwalben am Ufer. Im Walde das Locken der Vogelwelt, und dort am Saume – vorm Werk der Vernichtung – blühende, blaue Krokus. Ein Heimatgruß? Oh, Erinnerungen! Grotesk ragen die Trümmer des von den Russen gesprengten Forts auf dem ergrünenden Rasen. Kolosse sind da herumgeflogen, zu deren Bewältigung 10 Wagen nicht genügen. Wie Stroh geknickt sind durch die Wucht des Anpralls die stärksten Eisengitter. Und doch, wie harmlos schaut die Mördergrube aus dem Gelände. Alles mit Rasen bekleidet, Bäume treiben auf den Kasematten. Dort fand ich die erste weiße Blüte einer unbekannten Wiesenblume, dort zogen tanzende Mücken ihre elastischen Spiralen.

Hattonville, den 28. Mai 1917.

... Pfingstmontag neigt sich dem Ende! Der sinkenden Sonne rötliche Strahlen umfangen die Ruinen der Burg hoch oben auf dem Berg. Ein Weg quer durch die abgestorbenen, zertretenen Weinstümpfe führt steil am unkrautüberwucherten Abhang hoch. Pustend klomm ich Sonnabend empor. Mit jedem Schritt weitete sich die Aussicht. Jetzt kann ich schon den Lauf der Bahn jenseits dieses Hügels nach Vionville verfolgen. Gerade vor dem Dorf mit unzerstörter Kirche wogt ein gelbes Feld in üppiger Pracht. Kühe, Pferde weiden dort mit hängenden Hälsen, nun kann ich die mittelgroßen Laubgehölze, die der grünen Ebene eingelagert sind und in dunkler Tönung sich abheben, in ihrer Ausdehnung überblicken; an jeden Bois ist ein Ort angelehnt. Vieles zerstört, gar zahlreich ziehen sich zwischen Grundmauern die schwarzen Dächer der Holzbaracken. Geknickte Glockentürme, hie und da auch unversehrt, ragen in das Himmelsblau. Nun hab' ich's geschafft. Am Gemäuer wuchert Dorn, der in Hamburger Farben weiß-rot leuchtet, drein mischen sich die dottergelben Trauben des Goldregens, auf dem der Schatten eines Walnußbaumes ruht. Vöglein spielen im Laube des Ahorns, es blühen die beiden Kastanien. Stiefmütterchen und Vergißmeinnicht entfalten sich im verwilderten Garten, Schwertlilie zeigt das

Symbol der Treue. Der Rosenstock knospet. Schillernde Käfer laufen zwischen den Steinen, ein reges Leben, Sichrecken überall. Auch im Keller des Burghofs ist reges Treiben beim Glase Bier. Artillerie hat Feierabend und schwelgt beim Klange des Grammophons. Ich schreite durch den Torbogen. Unsichere Mauern drohen auf die Straße nieder, bizarr ragt das zerrissene Steinwerk in den Abend. Das Haus, wo man an den Wänden noch den Rauchfang sieht, ist gesperrt. Linker Hand ist die Kirche. Überm Altar hat die Bombe eingeschlagen. Auf dem Dachziegel grünt üppig die Brennessel im Mittelschiff. Der Luftdruck hat die bunten Fenster gesprengt, den Terrakotten des Leidensweges die Köpfe abgeschlagen. Die Heiligen aus der Apsis stehen um den neuen Altar, der nun im vorderen Teile sich befindet; hinter dem Jesus ist ein roter Sammet. Die Madonna hat keine Hirnschale mehr. Farblos, kalt wirkt die Halle, die Wände sind kalkweiß, wie zu Tode erschrocken. Ich klettere auf den Turm, die Glocke ist heruntergeholt, jeder Ausguck mit Holz verschlagen, keine Fernsicht. Vorsichtig geht's zurück, ein Kreuzweg führt zur Burg, wo jetzt der Stab liegt. In der Dämmerung steige ich zum Tale nieder.

3. Linie, den 1. Juni 1917.

. . . Im Abendschimmer liegt das Tal. Lange Schatten lagern an den Bäumen. Wolken treiben ab, das Gras erzittert im leisen Windhauch. Der Winzer dort oben, der an dem einzigen, nicht verlassenen Weinberg arbeitet, behackt unverdrossen seine Stöcke, bis es dunkel ist. Die Strahlen der allmählich abrüstenden Sonne fangen sich in den Wipfeln üppig prangender Laubwälder; es ist gegen 8 Uhr.
Da wird's lebendig in den Baracken. Tornisterbeladene, mit allerhand Lederzeug, Beuteln, Flaschen behangene feldgraue Gestalten treten heraus, das Gewehr hängt über der Schulter. Zum letzten Male für voraussichtlich vier Wochen treten sie zwischen den keimlosen Weinstrünken an, der Hauptmann spricht einige Geleitworte, dann übernimmt der Leutnant seine Kompagnie und führt sie zu den Packwagen. Für jeden Zug solch Krümperkasten, die Tornister werden säuberlich verpackt, dann hängen wir das Brotbeutelband um den Hals, haken die Patronentaschen ein, die sonst zu sehr auf die Lendenknochen drücken, und marschieren los. Langsam, schweren Schrittes, aber ohne Pause,

wuchtet die Kolonne die gute Chaussee entlang. Hie und da jenseits des Straßengrabens ein Holzkreuz, ein umzäunter Hügel, eine in Stein gemeißelte Inschrift; linker Hand zieht sich der kastellgekrönte, grünschattierte Berg hoch. Grau lugen die wetterfesten, zu Trümmern getrommelten Mauern durch blühende Kastanien; wuchernder Dorn, traubenbehangener Goldregen atmet zu Füßen der Burg. Eine Ortschaft hebt sich aus dem Grunde, dort schwenken wir in die Grande Tranchee ein, ein Muster erstklassiger Chaussee und naturachtender Baukunst. Wir steigen dauernd. Schnurgerade geht der Weg. Links zieht sich tief unten die Russenschlucht, mächtige Buchen, hochaufgeschossene Erlen treiben aus dunklem Grunde ihre schattenden Kronen empor ans Sonnenlicht. Sie dulden die Welt der Waldblumen und kleinen Sträucher. Vielartige Natur steigt an den Höhen rechts und links empor. Dort jenseits des „Russenlagers" schmiegt sich die Feldbahn an die freundliche Wand, und ihre Stränge ziehen sich durch den Wald, dauernd von Baumkronen gegen Fliegersicht geschützt. In halber Höhe schwindet drüben hart über den Wipfeln ein roter Streifen, der letzte Gruß der scheidenden Sonne, die schon hinter die Höhen gesunken ist. Jetzt gewinnt der Halbmond an Farbe, milde strahlt er auf uns nieder. Der Vöglein Gesang verstummt. Wir sind auf der Höhe und marschieren auf der direkten Straße nach Verdun. Grüne Mauern heben sich an beiden Seiten der „großen Schneise" empor; die Bäume nutzen den Durchschlag und recken und dehnen sich nach außen. Sterne brechen durch, halbverschwommen im webenden Mondglast. Dunkler äugt es auf uns ein, man unterscheidet weniger Bäume, schwärzer liegt der Schatten. Ein wenig senkt sich die Straße, dann hebt sie sich wieder. An solchen Stellen spannt sich querüber ein Geflecht aus Schilf und Reisig, Deckung gegen Sicht gewährend. Ein größerer Friedhof schläft zur Linken, Farn sprießt aus den schlichten Hügeln. Das Unterholz wird zahlreicher, auch an den Seiten erheben sich Schutzwände. Mancher Baum ist in üppigster Lebenskraft seiner Krone beraubt worden, zersplittert ragt er hoch, neue Wurzeln aus den Trieben sendend; spärlich ist das Laub an seinen gekappten Ästen. Wie stark strömendes Wasser rauscht es durch die Luft, ein scharfer Knall, unsere Artillerie schießt. Auch von der anderen Front ab und zu ein Schlag. Dann wieder Ruhe. Totenstille. Die Wagen halten, flüsternd

werden die Tornister ausgeteilt, schnell umgehangen, und in zwei Reihen klettern wir in die Brigadeschlucht hinunter. Es ist gut, daß der Mond scheint, über Wurzeln, Steine, Stümpfe, durch Pfützen, über gefurchte Querwege geht es lautlos hinunter. Weit unten klappert ein Kochgeschirr, schwer knirscht der harte Schlag der Truppe auf dem steinigen Boden. Einer poltert seitab. Unten, ja wir sind unten angelangt, lagert eine nebelbehangene Wiese. Eine Gestalt mit Wassereimer schreitet düster hinüber. Nun geht es rechts hoch. Ganz steil empor an dem Geröllabhang. Wir fühlen den Weg im Schatten der mächtigen Föhren und Buchen. Schwitzend, pustend krazeln wir in die Höhe. Keiner fällt, jeder tastet behutsam vorwärts. Der Mond wird verschleiert. Es kracht mal wieder. Wir halten einen Augenblick, setzen uns, der Schweiß perlt aus allen Poren, er dringt durch den Rock, das in der Brusttasche getragene Soldbuch ist durchweicht und darf nicht herausgenommen werden, sonst zerfetzt es. Nun, beim Rasten spürt man auch die Stahlkiepe — darum weiter; wir dringen in einen Graben, der vollständig in Fels getrieben ist. Das Gewehr muß von der Schulter, der Gang ist mit Draht, Gestrüpp, Büschen überspannt. Immer geht es durch Steine, man muß sakrisch aufpassen. Wasserlöcher im Graben sind mit Holzästen überdeckt, die manchmal durch falsches Auftreten hochgekantet sind. Stufen abwärts, links ein schmaler Lichtstreifen aus einem Unterstand. Alles ist Felsen, gehauen, gemeißelt, teilweise gemauert. Ducken nicht vergessen, sonst hakt man am Draht. Elektrische Leitungen — nur für Telephon — laufen an der Wand. Wir kommen in die dritte Linie; am weitesten vom guten Feind; da endlich unser Unterstand. Es ist 1 Uhr. Wir stolperten 6—8 Meter hinunter. Eine Kerze flackert drunten. Wir bumsen öfter mit der Stahlkiepe an. Rauchgeschwärzt sind die Decken und Wände, Steine teils und Wellblech. Ein Tisch für eine halbe Gruppe links, Bänke herum, rechts die Pritschen. Blankes — vielmehr schmutziges — Holz. Für 6 Mann berechnet, quartieren wir uns zu 12 ein; die Hälfte oben, die andere Hälfte auf der Erde. Das Ganze erinnert mich an den Keller von Lutter & Wegener. Bleischwer ruhen die Glieder. Angezogen, umgeschnallt, Gasmaske bereit, Helm und Gewehr sofort greifbar, schnarchen die Genossen bald. Ich blicke in die verzuckende Lampe. Nur das Atmen der Kameraden und die knabbern-

den Ratten unterbrechen die Stille. Von oben dringt nichts herunter. Ich staune über die Ruhe und Sorglosigkeit so dicht vorm Feinde, dann schlummre auch ich einige Stunden.

Um 5 Uhr ist Kaffeeholen. Als erster bin ich dran. Die fünf Geschirre (gleich zehn Liter), in den Händen, stürme ich los. Herrlich ist der Gang zur Küche. Die Vögel, die verschiedensten Stimmlein, jauchzen über mir im Grün. Die Büsche überspannen die steinerne Schlucht, eine Miniatur Sächsischer-Schweiz-Bilder. Die Äste hängen traulich in den Graben hinein, die Käfer summen im Laub herum. Nach tausend Metern geht es links heraus durch den Wald zur Küche. Denselben schönen Morgengang zurück. Das weckt das Herz und macht so freudig. Man lacht übers Gesicht, wünscht schlaftrunkenen Gesichtern frohen „guten Morgen" und trinkt auf der Bank vor der Höhlenwohnung den dampfenden „Trank der Levante". Nur fehlt ein Bissen Brot. Doch zu essen gibt es erst um 10 Uhr abends, so lange muß man schon aushalten. Zunächst überlasse ich mich noch einem bleischweren Schlafe, aus dem ich gegen 11 Uhr erwache. Ich steige ans Sonnenlicht empor und genieße auf der Bank zwei Novellen von E. T. A. Hoffmann, dazu trillert ein Vogel nicht weit von mir. Käfer sind zahlreich, verschiedenartig und frech. Sie krabbeln über Hose und Buch und fliegen auf das Ohr. Den Vielfüßlern gefällt die Stellung so gut wie mir. Die Sonne steht auf dem Graben — Wasser ist geholt, wir waschen uns, ich entflöhe mein Hemd. — — —

*

Kurt Bergter, stud. electr., Techn. Hochschule Darmstadt,
geb. 6. Februar 1893,
gef. 20. Juni 1917 bei Het Sas.

Im übrigen führen wir hier drei Kämpfe: Gegen die lausigen Russen, die russischen Läuse (die mich jetzt kräftiger anpacken) und — um das Dicke im Feldkessel. Bei dem Leben im Freien bekommt man natürlich gewaltigen „Kohldampf", und gibt es dann Speckerbsen, so reißen sich die lieben Kameraden um die Ehre, das Essen für je acht Mann zu holen. Du glaubst wohl gar aus Nächstenliebe? — Mit den Erbsen

ist's wie im Leben: die Hohlköppe schwimmen oben, die „mit was in" gehen der Sache, hier dem Feldkessel, stets auf den Grund! Nun kommt mein Partner zurück und meldet mir traurig, daß er nichts als „Dünnes" bekommen, und läßt mich zum Beweise auch mal hineinsehen; aber ängstlich, nicht umrühren. Dann gießt er vorsichtig, jede „Erschütterung" vermeidend, die Suppe in meinen Napf, immer wieder klagend, daß kein „Dickes" darin. Doch, mit einem schnellen Griffe lange ich hinein und hole mir meinen Teil fixing heraus, unter wildem Gefluche seinerseits: „Vielfraß, unkameradschaftlich" usw. — Dieser Kampf, um so schwerer, da wir bisher nur nachts Essen erhielten, spielt sich täglich ab, überall das gleiche Theater. Ich als junger Rekrut und Volksmittagstisch-Studiker denke mir nichts dabei; wie wird aber wohl einem Ex-Stammgast bei Pforte, der den Kampf ausfechten muß, zumute sein bei diesem Krieg „um das Dicke im Feldkessel"?

*

Eugen Röcker, stud. theol., Tübingen,
geb. 9. Oktober in Ravensburg,
gest. 21. Juni 1917 in Bremerhaven im Lazarett.

Zwischen Verdun und Reims, 2. September 1914.

Während wir uns im Bach einnisten, wurde das Feuer der französischen Artillerie immer heftiger. Ich hatte ja schon manches Granatfeuer mitgemacht; im Gefecht von ..... hatte ich sogar im feindlichen Granatfeuer geschlafen, weil die französische Artillerie damals nicht gut schoß und nur einige Granaten in unsere Reihen schlugen; aber solch einen betäubenden Höllenlärm hatte ich noch nie erlebt. In der Hecke oben, die wir rechtzeitig vorhin hinter uns gelassen hatten, schlugen jetzt massenhaft die Granaten ein; ich dachte mit banger Sorge an die noch droben liegenden Kameraden! Und schon langten die Granaten auch weiter zu uns in den Grund herunter, jetzt schlugen sie hinter, jetzt auch schon vor unserem rettenden tiefen Bachbette ein. Wir duckten unsere Köpfe unter den Rand herunter; sausender Wind und Fetzen flogen über uns hinweg. Ich holte mir Kraft beim Herrn der Heerscharen; ich las meinen Leuten mit lauter Stimme — ich mußte fast schreien in

dem Getöse — Psalm 91 vor und rief Gott in inbrünstigem, lautem Gebet um Hilfe an, im Sprechen immer wieder durch das Krachen der in unserer Nähe aufschlagenden Granaten und platzenden Schrapnells unterbrochen. Und das Gebet half! Bald ließ das Granatfeuer an Heftigkeit nach und, jubelnd von uns begrüßt, kam links von uns aus der Hecke herunter in den Bach unter Führung eines Leutnants eine Schützenlinie, etwa 40 Mann stark. Jedenfalls war ich froh, daß ich nicht mehr allein mit meinen 20 Mann hier unten saß, von aller Welt abgeschnitten.

7. Mai 1915.

Auch heute ist wieder ein wunderbarer Tag. Sommerliche Wärme durchströmt das Tal. Wunderbar ist der Vogelsang. Besonders abends in der Dämmerung oder nach einem erfrischenden Regen lebt die zahlreiche Vogelwelt auf. Den Unterton zu diesem in der Stille des abendlichen Tales ergreifenden Konzert gibt das weithin schallende Quaken der vielen Frösche. Dann verstummen die Vögel allmählich, später erst die Frösche, und nun beginnt die Nachtigall unermüdlich bis tief in die Nacht hinein zu schlagen. Es ist einfach herrlich hier. Und jeden Abend stehe ich vor meiner Hütte, ganz gefangen genommen von allen Schönheiten, die sich für Auge, Ohr und Herz auftun. Es ist wahrhaft paradiesisch schön. Schöner kann es in der schönsten Sommerfrische nicht sein. Einen Blick möchte ich Euch gönnen auf diesen paradiesischen Fleck Erde und besonders auch in meine Hütte. Ich glaube, daß Ihr noch kaum einen solchen gemütlichen Raum gesehen habt. Durch das eine Fenster den Blick auf den See, durch das andere den Blick auf das Tal hinunter; durch die offene Tür scheint morgens die Sonne herein. Die Wände sind freundlich geschmückt. Diese Wände aus Birkenstämmchen geben zusammen mit dem Moos, das die Fugen zwischen den Stämmchen verstopft, eine ganz eigenartige Behaglichkeit. Auf dem Berghang gegenüber nimmt das Frühlingsgrün täglich zu, sogar die Eichen schlagen schon aus. Nur selten unterbricht hier eine heftige Schießerei die friedliche Stille. Der gewöhnliche Lärm in der Kampflinie ist zwar hörbar, aber man achtet nicht darauf. Und das alles nennt sich Weltkrieg! Und doch, in wenigen Tagen ändert sich für uns die Szene, dann stehen wir wieder mitten darin.

Den 11. Mai 1915.

Wenn ich den Tod von Sch. überdenke und bedenke, daß es mir jederzeit geradeso ergehen kann, so muß ich mich wundern im wahren Sinne des Wortes, was für eine herrliche Wirkung der Krieg auf den Menschen hat. Es ist ein wahres Wunder Gottes, wie er uns in diesen Zeiten des Vertrautseins mit dem Tod diesen sonst so gefürchteten Schrecken überwinden lehrt, an den in Friedenszeiten die meisten Menschen nicht einmal zu denken den Mut haben. Ich verstehe jetzt das Wort: „Tod, wo ist dein Stachel?", besonders seit jenem 2. September, wo es in der Stunde, die den Gipfel meines Lebens bedeutet, das gewissermaßen triumphierende Schlußwort meines langen, an den 91. Psalm angefügten Gebetes bildete. Gerade jetzt, wo die Sonne ebenso scheint, wie damals in dem Kampf, den an Furchtbarkeiten wohl nicht viele Schlachten des Feldzuges übertreffen werden, erinnere ich mich wieder besonders lebhaft daran. Ich spürte mich damals förmlich älter werden. Und heute würde ich es fast lächerlich finden, ein Jüngling geheißen zu werden. Kriegsjahre zählen nicht wie sonst doppelt, sondern zehn- und hundertfach. Es ist wunderbar, wie ruhig man angesichts des unablässig drohenden Todes wird. Gestern noch ein Fuchs, heute als Mann, Vorgesetzter von 80 Leuten und ihr Führer in allen Dingen. Es ist merkwürdig, wie mit den Aufgaben die Kräfte wachsen. Ich sehe im Geiste ältere Leute, die nicht im Kriege sind, lächeln bei dem Gedanken, daß ein Fuchs auf einmal solch eine Rolle spielt, aber ich lache über sie, die nicht wissen, was für Kräfte Gott in vielleicht unscheinbare Träger legen kann. Sollte ich in diesem Kriege fallen, so ist Euer Opfer schwerer als meines. Und ist es nicht etwas Großes, der höchsten Aufgabe des sittlichen Lebens gewürdigt zu werden, deren überhaupt ein Mensch fähig ist?

7. Oktober 1915 (Champagneschlacht).

Die Zeichen mehren sich, daß die Franzosen unsere Stellung angreifen wollen. Ich würde es für ein Unrecht halten, Euch nicht von dem Ernst der nächsten Tage in Kenntnis zu setzen, wenn ich es vom militärischen Standpunkt aus verantworten kann. Übermorgen komme ich in Kampfstellung. Wenn der Sturm nicht schon vorher losbricht, wird's voraussichtlich losgehen, solange ich in vorderster Linie bin. Ich weiß,

daß es dabei heißer hergehen wird als bei dem Sturm im Sommer, aber ich weiß auch mit Euch, daß ich auf jeden Fall in Gottes Hand liege. Er wird es recht machen und herrlich hinausführen, sollte es auch uns Menschen oft erst später, vielleicht erst bei der Wiedervereinigung in einem höheren Leben klarwerden. Ich bin freudig gehobenen Herzens. Was haben wir zu verlieren? Nichts als unser ärmliches Leben, die Seele vermögen sie doch nicht zu töten. Was sollten wir uns fürchten? Ihr werdet für mich Kraft zum Ausharren im Granatenhagel erflehen, wenn Ihr diesen Brief in Händen habt. Ihr werdet nicht um mein irdisches Leben bitten, sondern darum, daß mich Gott im Leben und im Sterben nicht verlassen möge. Näher, mein Gott, zu dir!

Bleib' mir dann zur Seite stehen, wenn mir Grauen macht der Tod,
als das kühle, scharfe Wehen vor des Himmels Morgenrot!
Wird mein Auge dunkler, trüber, dann erleuchte meinen Geist,
daß ich fröhlich zieh' hinüber, wie man nach der Heimat reist!

3. November 1915.

Nun kenne ich die Entwicklung des Stellungskrieges seit einem Jahr. Riesig ist der Fortschritt. Vor einem Jahr steckte unsere Schützengrabenkunst noch arg in den Kinderschuhen, damals habe ich Euch ganz erfüllt von den Leistungen der Truppen in Schützen- und Laufgrabenanlagen geschrieben. Heute ist's dagegen ein Großbetrieb, kilometerweit ziehen sich die Laufgräben hin, alle mit Zehntausenden von „Bengeln", d. h. Knüppeln, belegt. Trockenen Fußes wäre man gestern in die Stellung gekommen, wenn man nicht vor dem Eintritt in den Laufgraben in Schlamm und Pfützen hätte waten müssen. Jeder Musketier hat jetzt einen sichereren Unterstand als damals ein Bataillons- oder Kompagnieführer. Freilich hatte man es in dieser idyllischen Zeit, da Minen und Granaten (außer leichten Granaten) im Argonnenwald eine unbekannte Größe waren, auch nicht nötig, sich bombensicher einzudecken. Man konnte es aber auch noch nicht. Mit der Zunahme der neuen Kampfmittel und ihrer fortwährenden Verbesserung aber war man genötigt, immer tiefer in die Erde zu gehen. Immer unterirdischer wird der Krieg. Immer vollkommener wird die Versorgung der Truppen mit allen Annehmlichkeiten, immer vollkommener freilich auch die

„Versorgung“ durch den Gegner. So ergibt sich das merkwürdige Bild eines an Schrecken reichen Kulturkrieges, während ein Bewegungskrieg viel kulturloser ist, aber auch weniger reich an ständiger Gefahr. Im Kulturstellungskrieg kann man, während man in einem tadellos eingerichteten Unterstand behaglich sitzt, jederzeit in der nächsten Sekunde tot sein. Im Bewegungskrieg schläft man etwa auf einer nassen Wiese im Nebel, unter freiem Himmel, friert unsäglich, ist aber außer Gefahrsbereich. Es tut einem also die Wahl wehe.
Die Zeit geht riesig schnell herum. Wenn ich so den verflossenen Monat überdenke, so bin ich unendlich froh, ihn im Feld zugebracht zu haben, ja, größtenteils in Kampfstellung. Nicht um viel wollte ich diesen Monat im kugelsicheren Weingarten zugebracht haben. Auch Euch wird ein von mir im Feld glücklich überstandener Monat viel lieber sein als vier geruhsame Weingärtner-Ansiedlungswochen. Jetzt habe ich bald ein Jahr Krieg auf dem Buckel. An meiner körperlichen Festigkeit ist es spurlos vorübergegangen, die dreiviertel Jahre Stellungskrieg aber haben mir Zeit und Gelegenheit zur inneren Vertiefung gegeben, den Anstoß dazu der Bewegungskrieg. Die Zeit vom 1. November 1914, dem Tage, als ich im Argonnenwald eintraf, bis zum Gottesdienst auf dem neuen großen Friedhof vorgestern, am 1. November 1915, bedeutet für mich — zu Euch kann ich so sprechen, weil Ihr wißt, daß ich nicht prahlen will — einen ungeheuren Fortschritt an innerer Reife zum Mann und an Glaubensfestigung. Es ist ein einzigartiger Jahresabschnitt meines Lebens, diese Zeit zwischen den jeweiligen ersten Tagen dieser beiden Monate November. Ob mir wohl je wieder in meinem Leben ein an Hohem und Tiefem, an Freud und Leid, an Entbehrung und wahrem Genuß so reiches Jahr beschieden sein wird?

12. Dezember 1915.

Wir haben jetzt glücklich die dreckigsten Tage der ganzen Schmutzperiode in Kampfstellung genossen. Das Wetter ist ganz schauderhaft. Die Sorge um den Gegner tritt ganz zurück vor der Sorge um den Dreck. Mit einem gewissen Galgenhumor ergeben wir uns in unsere Lebensart. — — Im meinem Unterstand kann ich nicht auf dem Lager schlafen, da es im tiefen Wasser schwimmt. Vorhin habe ich,

auf einer elenden Bank sitzend, ein paar Stunden geschlafen. Die Stiefel sind voll von der nassen Schlammbrühe; darin stehen die Füße; tagsüber macht das gar nichts aus, nur in der 15stündigen Nacht wird die sonst eigentlich sich angenehm anfühlende Brühe in den Stiefeln kalt. Ich würde mich ja gern im Graben warm laufen, wenn man nur bei Nacht im Graben gehen könnte. Aber der Dreck ist zu furchtbar, trotzdem heute fieberhaft von zahllosen Händen daran geschafft worden ist. Ihr habt noch niemals einen Menschen in so dreckstarrendem Anzug gesehen, wie ich ihn trage.
An ständig und völlig nasse Füße bin ich jetzt gut gewöhnt. Ich bin jetzt schon als Sumpflebewesen „akklimatisiert“. Der Fisch ist auch immer naß, warum soll's der Mensch nicht sein können? —
In ein paar Stunden im Hüttenlager! Es ist kaum auszudenken, wie herrlich das sein wird. — —Die Erinnerung an die Tage dieses, den Menschen zum Tiere erniedrigenden, zähen oder flüssigen Lehmbreies wird mir später eine dauernde Freude sein. Zweierlei hat der Schmutz nicht vermocht: mir meine Schnürstiefel von den Füßen zu ziehen, und mir meine Kriegsfreude zu nehmen. Nur das bedrückt mich, wie unsäglich unsere armen Musketiere unter all den Mühsalen leiden. Und es regnet und regnet fort und fort, kein Platzregen, der bald aufhören muß, sondern ein raffiniert feiner, alles zerstörender Rieselregen von langer Dauer — — —

Argonnenwald, 13. Dezember 1915.

Es naht das zweite Weihnachtsfest im großen Krieg. Gut, daß man nicht in die Zukunft schauen kann; sonst hätte man vor einem Jahre verzweifeln können. So reiht sich aber fast unauffällig Monat an Monat. Und jetzt ist schon wieder Weihnachten da. Ich habe in diesen 12 Monaten seit dem letzten Weihnachtsfest viel erleben dürfen, Wunder an Bewahrung und Erhaltung, an innerem Zuwachs. Viel Freude — ich denke vor allem an die 2½ Monate in der Heimat — und viel Schweres. Doch überwiegt die Freude bei weitem. Alles überstandene Schwere ist ein Grund zur Freude. Wenn ich alles überblicke, was ich in diesem Kriege habe erleben dürfen, so freue ich mich unsäglich darüber. Und so freue ich mich auch schon der Zukunft, was sie auch Herbes bringen möge. Sollte ich diesen Krieg überleben oder nicht, ich

habe auf jeden Fall Grund, mich zu freuen. „Es kann mir nichts geschehen, als was Gott hat ersehen.“ Ich freue mich über den Krieg, freue mich der Erinnerungen der letzten 17 Monate, der Gegenwart, die ich erleben darf, der Zukunft, die mir bevorsteht. Ja, der Krieg freut mich als persönliches großes Erlebnis, als entscheidendes geschichtliches Erlebnis für unser Volk. Muß doch unser Volk das alles leiden, um zu erfüllen, was ihm beschieden ist! Ich wollte diesen Krieg nicht mehr ungeschehen machen. Gewiß ist der Krieg nicht mit der Deutung des reinigenden Gewitters abzumachen; er ist und bleibt etwas Gräßliches. Nur sub specie aeternitatis betrachtet läßt er sich seines Schreckensgewandes entkleiden. Das meine ich eben mit meiner Freude über den Krieg auch als Erlebnis für unser Volk. Ich glaube, schon der Gedanke Krieg wäre mir unerträglich, wenn es nicht einen gäbe, der allen Jammer stillen und alle Tränen trocknen kann, der all das von Menschen an Bösem Erdachte in Gutes wandelt.

Auch über dem Weihnachtsfest 1915 steht also die Losung: Freude! Freut Euch alle über das Fest zu Ehren dessen, der unser aller Namen mit seinem Blut in den Himmel geschrieben hat! Neben dieser Heilsbotschaft, die dem Weihnachtsfest zugrunde liegt, neben dieser ungeheuren Tatsache, daß alle Menschen gerettet sind, die sonst verloren wären, wenn er uns nicht zu Gottes Kindern gemacht hätte, verschwindet die Tatsache des größten Völkerkrieges, den die Erde je gesehen hat, wie eine belanglose Nebensache. Mag es noch so toll zugehen auf unserer Erde, die Tatsache, daß die Menschheit nicht mehr verloren, sondern ein für allemal erlöst ist, bleibt bestehen. — —

*

Walter Stock, stud. arch., Karlsruhe,
geb. 16. Mai 1894 in Berlin,
gef. 26. Juni 1917 vor Ypern.

1. Mai 1917.

Meine liebste Mutter!

Das ist ein ernstes Geburtstagsfest für Dich, während beide Söhne mitten im größten Kriege aller Zeiten stehen! Aber etwas Tröstliches

haben die Zeichen dieser Zeit. Trügt nicht alles, so stehen wir an einer Weltenwende, als ginge es mit Riesenschritten dem Fortschritt zu! Nach all den Greueln dieser Zeit, kommen wir da nicht, wie Gorki so schön sagt, in ein Zeitalter der Menschenliebe? Macht die Demokratie nicht jetzt schon in allen Ländern der Erde Riesenfortschritte? Es wird, es wächst, alles was Du in Deinen Träumen Dir ersehnt, was Du als Ideal schon lange hast vor Dir leuchten sehen! Wie herrlich wäre es, diese schöne Zeit mitzuerleben und in ihr zu immer weiterer Veredelung des Menschengeschlechtes zu arbeiten! Was schadete es, wenn dies Köstliche, Wunderbare, nur durch das Opfer unserer Generation einträte? Nur aus dem Tod wächst neues Leben, und über Leichen führt der Weg zur Freiheit. Sonst waren wir so wilde Dramatik nur auf dem Theater gewohnt, jetzt führen wir selbst als handelnde Personen das erschütternde Drama der Weltgeschichte auf. Diese schwere Aufgabe, die uns da zufällt, müssen wir hochgemut erfüllen. Das gibt diesem Frühling so etwas Trostreiches, er scheint zum Völkerfrühling zu werden, und sollte eines Deiner Kinder ihn nicht mehr erleben, dann wirst Du die ganze Liebe und die ganze Kraft, die Du ihm schenktest, der Menschheit, der ganzen kommenden Generation zuströmen lassen und in unermüdlichem Kampf für die höchsten Ideale werben. Sollten wir das alles erleben, dann um so schöner, aber auch im anderen Falle wirst Du inneres Glück im Beschreiten dieses Weges finden. Sieh, was ist denn der Tod gegen alle Leiden dieser Welt! Nur ein Hauch, das Auslöschen eines Lichtleins. Wie beneide ich oft meinen Freund, den nun schon 2½ Jahre der Rasen deckt. Sein Geist lebt ja weiter in seiner Mutter, in seinen Freunden, in mir. Es ist der edle Geist eines Sokrates, einer Malwida von Meysenbug, eines Tolstoi, ein Geist, der immer über uns schwebt und der unsterblich ist. Was an uns Menschen nicht von diesem Geist ist, sind Schlacken und wert, unterzugehen. Liebste Mutter, ich erlebe vielleicht jetzt einen dritten flandrischen Frühling. Ich werde ihn mit allen Fasern in mich aufnehmen, und sollte ich nicht mehr aus diesem Kriege heimkehren, dann scheide ich in der frohen Gewißheit, daß der edle Mensch in mir weiterlebt in Deinen Taten, im Völkerfrühling, Boden, aus dem die neue Saat sprießen soll. Erlebe ich aber den jungen Tag, dann wollen wir in gemeinsamer Arbeit den Gottestempel, zu dem wir doch unsere Erde

machen wollen, bauen helfen. Welch Glück wäre das, welche Wonne. Das ist mein diesjähriger Geburtstagswunsch für Dich, liebste Mutter, daß Du die Stärke finden mögest, körperlich und geistig fest im Sturmwind dieses Jahres zu stehen und ungebeugt in die goldene Friedenszeit hineinschreiten zu dürfen.
Dieser Brief ist in den letzten Stunden des ersten Mai während der Nachtwache geschrieben. Möge der heilige Tag der Menschheitsverbrüderung meinen Worten die rechte Weihe geben, daß sie Taten werden und Dir Freude und Trost in dieser schwersten Zeit.

*

Martin Hieber, stud. iur., Tübingen,
geb. 18. Juni 1891 in Tuttlingen,
gef. 6. Juli 1917 bei Brimont (Reims).

4. Dezember 1916.

... Es war mir immer unsympathisch, hören zu müssen, vom Flieger als dem Sieger der Luft, von seinem Stolz, den Traum, die Sehnsucht der Menschheit zu verwirklichen, von dem erhebenden Gefühl der unendlichen Einsamkeit, von dem Gefühl, daß man mehr könne als die Menschlein, die auf der Erde da unter herumkriechen, da unten bei den Bäumen, den Straßen und Wiesen. Es kam mir so manches, was ein „geflogen habender" Berichterstatter schrieb, vor, wie der Idealismus oder besser das Renommieren eines Kilometer fressenden Chauffeurs. Beim Flieger, der fliegt, hört man nichts von den Gefühlen, denn man weiß eben doch, daß es an Kleinigkeiten liegt und die ganze Übermenschenherrlichkeit ist aus; man hat den lärmenden Motor vor sich, der das Gefühl der unendlichen Ruhe und Einsamkeit restlos zerstört. Erst ganz allmählich erhebt sich neben dem Bewußtsein, daß man in einem Kriegszweig tätig ist, wo der Mann noch was wert ist, ein neues Gefühl der Bewunderung für Schönheiten, die ein Flug immer wieder enthüllt. Und damit mag sich wohl das Empfinden verbinden: man hat ein Plus vor den vielen anderen, die das nicht mit ansehen können, wie etwa der Bergsteiger sich mehr dünkt als andere, die weniger können. Dem Führer kommt, wie ich glaube, auch erst ganz allmählich

das Gefühl des Überwinders; die Geschichte vom Dädalus und Ikarus ist ihm anfangs immer eine unangenehme Vorstellung, aber später, wenn das Sichsicherfühlen da ist, dann ist er noch mehr zu beneiden als der Beobachter, der das Fliegen an sich doch mehr als Zuschauer mitmacht. Mir geht das Herz auf, wenn ich die von der Sonne gefärbte Erde liegen sehe, wie die Berge sich hinstrecken, die Bäche sich den Weg suchen bei dem wunderbaren Farbengemisch vom Grün der Wiesen und Wälder mit dem dunklen Blau des Meeres, dem Violett des im Dunst verschwindenden Horizonts mit dem Rot der Wolken; und besonders hier die fast ebene Landschaft an der Somme ist einzig schön von oben. Das breite Sommetal mit seinen glitzernden Sümpfen, die Dörfer mit den saftig-grünen Wiesen und den goldgelben Getreidefeldern, die Straßen, die in dieses Mosaikbild zierlich gezeichnet sind, dazwischen der Schatten eines Hügels, all das ist eine derartige Fülle von Farben und Formen, die man in ihrer Mannigfaltigkeit kaum in sich aufnehmen kann. Aber drüben über der Somme und hinauf in den Norden die tobende Schlacht, die zerwühlte Erde, die brennenden und rauchenden Trümmerhaufen, das nie aufhörende Aufblitzen und Einschlagen von Granaten, die plötzlich sich aufbäumenden Rauchsäulen und das anhaltend aufpaffende, alles in Schmutz und Rauch hüllende Trommelfeuer; ein schauerlich-schönes Bild. — Diese Eindrücke bekommt man allmählich, besonders das Bild des Kampfes unten entsteht erst ganz langsam, denn um dieses alles in sich aufzunehmen, gehört Zeit zum Beschauen und Ruhe. Beides hat man hier an der Somme naturgemäß nur bei einzelnen „Lucida intervalla". Denn von dem Gefühl der „unendlichen Einsamkeit" ist keine Rede mehr. Es schwirren zirka 50 Flugzeuge in der Luft herum, dort kommt ein Geschwader von 5 Flugzeugen, da fliegt das Führerflugzeug von uns, da sind soviel Beobachtungen zu machen, der Anschluß an die anderen Flieger der Staffel darf nicht verlorengehen. Und all das geht bei einer Geschwindigkeit von 150 Kilometern in der Stunde vor sich. Da drüben beim Feind fliegen die Caudrons und Farmans, die Nieuports und BE's. Man weiß kaum, was Freund und Feind ist. Da fliegt hoch oben ein Kampfeinsitzer, man lauert, ob er herabstößt. Da knallt ein BAK.-Schuß neben uns, also Kurve, dort kommen vier Nieuports den Himmel herauf, also Maschinengewehr in Anschlagstellung und Zeichen

dem Führer, dort greift ein Nieuport ein deutsches Flugzeug an, also drauf und helfen, dort stürzt sich ein Halberstädter auf einen Franzosen, kurzum, man muß die Augen überall haben. Und die Augenblicke des Luftkampfes, wenn man die Schüsse knattern hört, wenn der Nieuport einem im Nacken sitzt, oder — einmal bis jetzt — wenn er getroffen zur Erde saust — hurra — sie lassen einem wenig Muße zum Genießen der Einsamkeit und Unendlichkeit. —

*

Erwin Sello, stud. ing., Charlottenburg,
geb. 23. September 1894,
gef. 22. Juli 1917 bei Krewo (Smorgon).

25. Februar 1917.

Am 21. Februar morgens marschierten wir nach Stoj und wurden dort in Güterwagen verladen. Es war lausig kalt im Wagen. Meistens lagen wir daher lang, ganz in die Decken und Mäntel eingemummelt. Die Fahrt ging über Wladimir-Wolynsk, Kowel, Grodno, Wilna. An Schlafen war im Wagen nicht zu denken; denn die harten Bretter und die Kälte ließen einen bald wieder auffahren. Den 24. abends wurden wir ausgeladen, totmüde und klappernd vor Frost. Unsere Hoffnung, in Stoj ins Quartier zu kommen und uns dem langentbehrten Schlaf hingeben zu können, erwies sich als trügerisch. Wir wurden sofort wieder verladen, und zwar auf die Feldbahn. 15 Mann kamen auf einen offenen Wagen, das heißt nur das Gepäck, denn bei der Kälte konnte natürlich niemand es lange auf der Karre aushalten. Trotzdem mußten von den 15 Leuten immer abwechselnd ein paar sich hinauflegen, um nicht vor Erschlaffung abzubauen. Der Marsch mit der ziemlich rasch fahrenden Bahn dauerte 7 Stunden. Es war furchtbar. Ich habe es fertiggebracht, vor Erschlaffung auf dem Wagen verschiedene Male fest einzuschlafen, und das bei 36 Grad Kälte. Auf freiem Felde werden es durch den scharfen Wind noch ein paar Grad mehr gewesen sein. Als wir aus der Feldbahn ausgeladen wurden, blieb einer von uns auf dem Wagen erfroren liegen. Ob er noch lebt,

weiß ich nicht. Wir sahen gespenstisch aus. Der Kopfschützer und der Mantelkragen waren ein Eisklumpen; die Tränen, die infolge des scharfen Windes hervortraten, wurden sofort zu Eis, so daß ich nur ganz verschwommen sehen konnte. Aber unser Leidensweg war noch nicht zu Ende. Denn vom Ausladungsort standen uns noch 2 Stunden Marsch bevor, mit dem ganzen Gelumpe diesmal, und dieser Marsch setzte allem die Krone auf. Haufenweise wurde abgebaut. Und selbst die Gefahr des Erfrierens vermochte die Kerle nicht zum Weitergehen zu veranlassen. Es war ihnen alles gleichgültig. Hätte der Marsch noch länger gedauert, ich glaube, auch ich hätte ausgesetzt: man konnte nur erfrieren, und das soll ja ein ganz schöner Tod sein. Endlich erreichten wir das Waldlager. Aber ich sollte noch nicht zur Ruhe kommen. Ich erhielt den Befehl, mit einem Teil meines Zuges eine in der zweiten Linie gelegene Schanze zu besetzen und zur Verteidigung einzurichten. 2 Kilometer nach vorn: das scheint nicht viel zu sein, nur muß man sich die müden, frierenden Glieder vorstellen und bedenken, daß der Wind die ungeheuren Schneemassen zu wahren Bergen aufgehäuft hatte. Alle paar Meter sinkt man bis zum Koppel in Schnee und kam nur mit Unterstützung heraus. Um die paar Kilometer zurückzulegen, brauchten wir 1½ Stunden. Dann bemerkte ich, daß mir die linke große Zehe erfroren war. Ich erfuhr aber, daß ich der Fünfzehnte mit erfrorenen Gliedern sei.

*

Ulrich Sarnow, stud. iur., Freiburg i. B.,
geb. 26. Februar 1894 in Erkner,
gef. 31. Juli 1917 bei Zonnebeke.

Sehr verehrter Herr Pfarrer!

Ziemlich scharfer Dienst läßt mich erst heute dazu kommen, Ihnen für Ihre freundlichen Zeilen und Übersendung des Gemeindeblattes zu danken. Es tut ungemein wohl, ein Blatt zu lesen, das uns gewissermaßen im lieben Bekanntenkreise vor das Wort Gottes treten läßt. Es gibt einen innigen geistigen Zusammenhalt in der Heimat, der stillen Sehnsucht eines jeden Soldaten. Gerade geistige Nahrung ist das

Hauptbedürfnis hier im Felde, zumal auf so schwierigem Posten, wie ich ihn hier habe. Ich bin hier im Felde im feindlichen Feuer meinem Gott wieder viel näher gekommen. Ich bitte ihn täglich, mich auf dem richtigen Wege zu erhalten.

Nun habe ich noch eine Bitte an Sie. Ich möchte Sie bitten, für den Fall, daß mir etwas zustieße, meiner Mutter, die meinen Tod wohl schwer ertragen würde, meine letzten Grüße zu bringen. Sagen Sie ihr, ich wäre mit festem Vertrauen auf Gott und der fröhlichen Hoffnung auf die Ewigkeit für mein heiliges, liebes Vaterland in den Tod gegangen. Und geben Sie ihr bitte folgende Verse eines Kameraden von mir:

> Ich habe bis zuletzt an sie gedacht,
> und ihrer greisen Hände Segen
> hat tröstend über meinem Haupt gelegen
> und hat mir alles, alles leicht gemacht.

Vielleicht wird sie's dann leichter tragen.

*

Otto Branneck, stud. arch., Karlsruhe,
geb. 27. Februar 1896 in Sulzach (Kr. Saarbrücken),
gef. 26. Juli 1917 im Luftkampf an der Westfront nach 9 Luftsiegen.

Bitoly, 15. August 1916.

... Mein Beobachter und ich hatten den Auftrag, hinter der feindlichen Front aufzuklären und auf Lager Bomben abzuwerfen. Um ½5 Uhr fuhren mein Beobachter und ich hinaus zum Platz. Meine Maschine war schon herausgeschoben. Während meine Monteure die Maschine laufen lassen, knabbere ich den Hühnerknochen ab, den ich mir als Frühstück mitgenommen habe, und esse ein Ei. Rudi, mein Beobachter, und ich teilen uns noch einen Schluck warmen Kaffee. Dann prüfe ich die Maschine in allen ihren Teilen. Alles in bester Ordnung. Die Bomben hängen in der Abwurfvorrichtung, Maschinengewehr und 200 Patronen klar. Es ist eine herrlicher Morgen. Kein Wölkchen am Himmel, kein Lüftchen regt sich. Im Osten hinter

den steilen Gebirgen dämmert der junge Tag. Ich fühle mich so frisch und froh wie selten. Wir sind gestartet. Die Maschine steigt überraschend gut. Während wir uns so in die klare Luft emporschrauben, denke ich viel Schönes. Die ersten Strahlen der Sonne vergolden meinen Apparat, unter mir liegt noch alles in kalten, grauvioletten Schatten, langsam fließt dann das Morgenlicht von den Bergspitzen in die Täler. Ich denke an Euch alle zu Hause, ich denke an die Brüder, dann an sonnige Tage in Schneidemühl, wo ich das Fliegen zum erstenmal kostete. Inzwischen zeigt der Höhenmesser 2200 Meter. Das ist hoch genug, um über das Grenzgebirge zu kommen. Ich nehme Kurs nach SO. Wir gleiten über die Bergspitzen. Dahinter liegt im Nebelschleier die weite Ebene, wo der Feind sich breit macht. Der Dunst wird uns behilflich sein, wir sind von unten sicher kaum zu erkennen.

Das Gebirge liegt hinter uns, wir sind 2600 Meter hoch. Da, was ist das? Ein schwarzes Pünktchen im Osten am Horizont. Es kommt näher. Ich rufe Rudi an und zeige nach der Richtung, wo der Punkt zu sehen ist. Es ist ein feindliches Flugzeug — zweifellos. Mit 240 Kilometern pro Stunde nähern wir uns, d. h. in einer Minute 4 Kilometer. Jetzt beginnen die Gedanken schneller zu gehen. Es ist ein Doppeldecker — er scheint tiefer zu sein als wir — er ist tiefer — ich sehe deutlich die Streben — die Kokarden und den Typ. Er will rechts unter uns vorbei, um sich hinter uns zu klemmen! In scharfer Kurve reiße ich die Maschine rechts herum — wir fliegen in gleicher Richtung wie er — 200 Meter unter uns! Rudi beginnt zu schießen, das Maschinengewehr knattert wie toll — immer hinter ihm her. 120 Schuß sind heraus. Das feindliche Flugzeug geht in Gleitflug über. Es steuert dem Gebirge zu — immer tiefer — wahrscheinlich ist es getroffen. Ich nehme den alten Kurs wieder auf, Rudi ist mit Photographieren beschäftigt. Da sehe ich am Horizont abermals ein Flugzeug auftauchen. Donnerwetter, das scheint höher zu sein als wir. Ich steuere direkt auf ihn zu — schon sind wir auf Schußweite —, ich mache eine Rechtskurve, damit mein Beobachter freies Schußfeld nach der Seite hat. Der Franzose setzt sich hinter uns. Rudi Schroetter schießt wacker. Auch der Franzose schießt jetzt, tup — tup — tup — tup, plötzlich hört Rudi auf zu schießen, ich drehe mich um — Ladehemmung! Mit seinen eiskalten Fingern arbeitet Rudi wie verzweifelt an dem nicht mehr

funktionierenden Maschinengewehr. Wenn ich mich umsehe, sehe ich das französische Flugzeug groß hinter uns. Tup – tup – tup geht's ohne Unterbrechung, und die Kugeln sausen pfeifend durch die Tragdecks. Rudi arbeitet wie wild. Ich gebe mit Vollgas Tiefensteuer. Meine Maschine ist schneller als die des Franzosen. Das Schießen wird leiser; wenn ich mich umsehe, beobachte ich, daß der Abstand größer wird. Was will man machen, wenn das blöde Maschinengewehr nicht funktioniert! Auskneifen, man muß regelrecht auskneifen! Geschimpft, geflucht habe ich auf die ganzen Maschinengewehre. Plötzlich geht es wieder, tack, tack, tack – er hat die Ladehemmung beseitigt. Beim ersten Schuß schon hatte ich die Maschine um 180 Grad herumgerissen – – der Franzose verschwand und ward nicht mehr gesehen. Wir flogen unbelästigt weiter, warfen Bomben ab und kehrten nach 2½stündigem Fluge wohlbehalten in unseren Hafen zurück.

Ich schreibe dieses nicht, damit Ihr schlechte Träume kriegt, die kriegt Ihr davon ja auch sicher nicht, sondern damit Ihr mal ein Bild bekommt von so einem Luftkampf und seht, daß es geradeso harmlos ist wie überall da, wo geschossen und nichts getroffen wird.

Priley, 15. Dezember 1916.

Vorgestern war ich mit Rudi abermals in Üsküb, um eine 200pferdige Maschine für unsere Abteilung herüberzufliegen. Ich flog allein zurück, weil Rudi noch einer wichtigen Besprechung beim A. O. K. v. Below beiwohnen mußte. Ich flog gestern nachmittag mit Oberleutnant Geißler los, um einen Fesselballon abzuschießen, der bei Monastir stand. Und ich habe ihn abgeschossen. Die Freude, die Begeisterung hier. Mein starr eingebautes Maschinengewehr war tadellos in Ordnung, meine 200pferdige Maschine stieg blendend. Es war mein erster Feindflug mit diesem Typ. In einer halben Stunde waren wir 3000 Meter hoch über dem Peristeri-Gebirge. Ich flog so, daß ich die strahlende Wintersonne direkt im Rücken hatte, dann ein Entschluß! Motor abgestellt, und im Sturzflug auf den ahnungslosen Ballon, der uns wegen der Sonne gar nicht sehen konnte. In etwa 30 Sekunden ging's hinab in die Tiefe, das Maschinengewehr immer genau auf den Ballon gerichtet. Immer größer wurde er, jetzt sah ich jeden

Strick und den blau-weiß-roten Wimpel. Ein Druck auf den Knopf des Maschinengewehrs, die Spezialgeschosse fliegen heraus. Wir haben eine Geschwindigkeit von 200 – 300 Kilometer in der Stunde. Ich ziehe etwas Höhensteuer, knapp huscht meine Maschine über den Ballon, ich sehe nur ein kleines Wölkchen. Schon sind wir viele hundert Meter an ihm vorbei, ich sehe mich um, sehe aber keinen Ballon mehr, sondern nur ein riesige Rauchsäule und ein zu Boden stürzendes Flammengewirr! Hurra! Geißler freut sich wie ein Kind! Er nimmt gleich die Kamera und knipst. Es ist eine wundervolle Aufnahme geworden. 900 Meter über Monastir. Die Ballonabwehrgeschütze knallen jetzt wie toll um uns herum. Im Hintergrunde sind die Wölkchen zu sehen und der immer tiefer stürzende Ballon! Eine Stunde, nachdem ich gestartet war, stand meine Maschine wieder in ihrem Stall. Vom Flugplatz aus war der ganze Flug mit einem guten Fernglas beobachtet worden. Alles war schon versammelt, um mir zu gratulieren. Von Artilleriebeobachtungsstellen wurde beobachtet, daß die Besatzung, als der Ballon zu brennen anfing, im Fallschirm absprang.

Hudowa, den 8. Februar 1917.

. . . Heute kann ich Euch mal wieder von einem Erfolg berichten. Heute morgen um halb zwölf Uhr habe ich über Hudowa in 3800 Meter Höhe einen englischen B. E.-Doppeldecker abgeschossen. Ich will Euch Genaueres erzählen.

Um halb elf Uhr war ich mit noch zwei Offizierstellvertretern meiner Staffel gegen drei feindliche Flieger gestartet, die von der Front aus gemeldet waren. Diese krebsten aber so weit hinter den Linien herum, daß sie niemand störten. Nachdem wir dreiviertel Stunde die Front abpatrouilliert hatten, kehrten wir um. Ich beobachtete nochmals haarscharf den ganzen Horizont an der Front und traue meinen Augen kaum. Ganz in der Ferne erscheinen vier winzige Pünktchen, noch weit hinter der feindlichen Stellung. In sauberem Geschwaderflug kommen sie näher. Ah, die haben was vor, denke ich mir und verdrücke mich westlich ans Gebirge, um zu lauern. Alle vier kommen über die Front; ich war einige hundert Meter höher als sie. Da bog einer ab und flog zurück. Diese drei – als vierter im Bunde flog ich nun mit –

flogen Richtung auf unseren Flugplatz; also Bomben wollten sie werfen. Ich flog an dritter Stelle etwas links seitwärts über dem zweiten, rechts unter mir unten der dritte Engländer. Als das erste Flugzeug etwa über dem Flugplatz angekommen war, stürzte ich mich aus meiner größeren Höhe darauf. Näher und näher rückte ich, die Sonne stand mir günstig im Rücken. Der zweite Engländer kam etwa 800 Meter hinter dem ersten. Als ich meinem Gegner bis etwa fünfzig Meter auf die Pelle gerückt war, er hatte mich noch nicht gesehen, knallte ich ihm eine sauber gezielte Ladung in seinen Kahn. Er machte eine scharfe Linkskurve, ich hinter ihm her; ich habe ihn prachtvoll im Visier, wieder kriegt er eine Salve. Durch das Herumstoßen hat meine Maschine eine solche Geschwindigkeit, daß ich drohe, in den Gegner hineinzurennen. Ich reiße meinen Kahn über den Gegner weg, dann drehe ich mich ein paarmal um mich selbst und suche die feindliche Maschine. Bald habe ich sie wiedergefunden. Nochmals gibt's eine Salve. In ruhigem Gleitflug geht das Flugzeug nieder. Kein Mensch rührt sich drüben, darauf fliege ich ganz dicht heran und sehe, wie der Führer tot über der Karosserie hängt. Ich hatte 130 Schuß abgegeben. Nun flog ich dicht neben dem Flugzeug her, um zu sehen, wo es niederstürzte. In der Nähe eines Feldlazaretts, etwa vier Kilometer südöstlich von Hudowa, schlug es auf und bildete einen wüsten Trümmerhaufen. Ich landete in der Nähe. Ein herbeigeeilter Arzt des Feldlazaretts hatte inzwischen festgestellt, daß der Führer unter anderen einen Kopfschuß erhalten hatte. Die Bomben lagen noch im Flugzeug, das übrigens mit zwei Maschinengewehren ausgestattet war. Ich ließ eine Wache stellen und flog gleich zum Flugplatz zurück, von wo aus schon Autos zur Absturzstelle losgefahren waren. Das war mein fünfter Abschuß und der erste, der sich ganz auf deutschem Boden abspielte. Es war dies das Führerflugzeug des Geschwaders mit einem langen Wimpel am Seitensteuer.

Lieber hätte ich es ja gesehen, wenn der arme Kerl heil unten angekommen wäre mit nur kaputtem Motor. Aber „c'est la guerre". Ich werde dafür sorgen, daß er ein hübsches Grab bekommt.

*

Ludwig Elsner, stud. iur., Freiburg i. B.,
geb. 11. März 1895 zu Dresden-Neustadt,
gef. 5. August 1917 bei Berezanka a. Zbrucz, Ostgalizien.

Treskowring, Höhe 108, 12. Januar 1916.

... Vorgestern nachmittag bei der Zugführerbesprechung sagte Leutnant Brox, unser Kompagnieführer: „Meine Herren, bitte heute von 2.30 bis 4 Uhr alle Arbeiten einstellen lassen, Pioniere und Mineure müssen abhorchen!" Das sagte genug! Also von 2.30 bis 4 Uhr Totenstille auf dem ganzen Abschnitt. Dann begann die jeden Nachmittag übliche Artillerieschießerei; auf meinem Abschnitt, der wegen zwei Erdmörser-, einer Minenwerfer- und einer M.G.-Stellung besonders beliebt ist bei Kanalers, zählten wir täglich durchschnittlich dreißig bis vierzig Granaten und Minen (es gab aber schon Tage mit sechzig). Um 6 Uhr zogen meine Nachtposten auf, Grabenposten, Trichterposten, Alarmposten. Da auf einmal, 9.10 Uhr, stürzt die eine Ordonnanz von Leutnant Brox die Treppe zu meinem Unterstand herunter: „Befehl vom Kompagnieführer: sofort alle Außenposten einziehen (d. h. alle, die vor dem vordersten Graben liegen), die Franzosen haben ihre neuen Minengänge geladen, Sprengung kann jederzeit erwartet werden — unsere Minenwerfer beginnen sofort zu schießen.« Und das hat er kaum gesagt, da kracht auch schon die erste deutsche Mine in den französischen Graben, daß bei uns, die wir doch gegen 100 bis 120 Meter entfernt liegen, alles bebt. Ja nun: „Hasler, sofort Horchposten rein, Arbeitsgruppen Deckung nehmen, in minierte Unterstände!" Hasler, meine Ordonnanz, raus. Mein Unteroffizier vom Grabendienst erscheint. „Herr Feldwebel, die Splitter der beiderseitigen Minen streuen den ganzen Graben..." — „Gut, alles außer drei Doppelposten in minierte Unterstände." „Zimmer, alles höchste Gefechtsbereitschaft!" Zimmer, mein Putzer, stürzt raus, es in allen Unterständen meines Zuges anzusagen. Und dabei heult es und kracht's und alles bebt und der Dreck spritzt, der Luftdruck der einschlagenden Kaliber löscht bei uns die Lichter aus, man denke, fünf bis sechs Meter unter der Erde! — Hasler kommt zurück: „Horchposten alle rein!" „Gut!" Zimmer kommt zurück: „Überall höchste Gefechtsbereitschaft!" „Gut!" Nun wieder stillsitzen. Der ganze Unterstand voller Menschen, da die Ar-

beitsgruppen in die minierten Unterstände flüchten mußten. Und warten: wann sprengen nun die Herren drüben? Es wird elf, zwölf Uhr — nichts rührt sich, nur andauernde Kanonade. Da, Ordonnanz von Leutnant Brox: „Arbeitsgruppen sofort abrücken, alles fertigmachen." — „Gut!" „Hasler, bringen Sie die Arbeitsgruppen durch den Lungenprüfer nach Steinbruch, nur Weg zeigen!" Arbeitsgruppen verschwinden; wir lauern, lauern, es rührt sich nichts! — Halb ein Uhr läßt endlich das Artilleriefeuer etwas nach. Da ich seit dem Morgen nicht mehr geschlafen habe, lege ich mich ein bißchen lang. — „Nun wird's heute nacht nichts mehr. Sollte es doch noch mal losgehen, bin ich sofort zu wecken! Leute können schlafen, umgeschnallt, Gewehr und Gasschutzmaske neben sich!" — Schön, und zehn Minuten darauf war ich eingeduselt, schlafe bis früh halb fünf Uhr. „Alles unheimlich ruhig", meldet mein Halbzugführer. Ich übernehme die Wache, revidiere kurz Posten — wahrhaftig, unheimliche Stille! Doch es wird sieben Uhr — ich schreibe Frühmeldung — Kanalers tun wie tot. Der Morgen graut — ich ordne die allernötigsten Arbeiten an —, von einem minierten Unterstand ist der Eingang völlig zertrümmert; die zwei Zentimeter starke Eisenplatte, die davorstand, wie ein Papierbogen zusammengeknüllt durch so eine französische Zentnermine! Schnell, ehe der Tag ganz herauf kommt, die Granat- und Minentrichter auf den Unterständen zuschütten. Also scheinen die Kanaler diesmal doch nicht zu sprengen — uns ist auch schon so etwas mißglückt. Tagsüber nichts Besonderes — die unvermeidliche Artillerieschießerei! Halb sieben Uhr erscheinen wieder die von I.R. 192 gestellten Arbeitsgruppen — ich verteile sie auf den Abschnitt: „Bothe, ich lege mich jetzt, elf Uhr wecken Sie mich!" Ich liege noch nicht richtig lang, da fängt mit einem Male mein Unterstand an zu schaukeln, als wär's 'ne Wellenbadewanne. „Alles hoch! Höchste Gefechtsb...." Da erstickt mein Wort aber auch schon in einem wahnsinnigen Feuerüberfall, bei dem nicht nur alle festen französischen Geschütze des Abschnitts beteiligt waren, sondern sicher auch eine Masse fliegender Batterien! Alles dröhnt, bebt, wackelt, ein Luftdruck nach dem andern — plötzlich ägyptische Finsternis — die Herren drüben haben mir die elektrische Leitung zerschossen. Und da prasseln auch schon wieder die Arbeitsgruppen rein: „Ruhig, nicht sitzen, ihr kommt alle noch rein!

Unteroffizier Grund, sofort Horchposten reinholen! Grabenposten gehen in betonierte Beobachtungsstände — im Graben läßt sich niemand mehr sehen!" — Grund raus, trotz der ganz blödsinnigen Schießerei. „Hasler, sehen Sie mal, was das elektrische Licht macht!" Hasler springt raus — direkt neben dem Eingang ist die Leitung durchschossen — binnen zwanzig Sekunden ist sie geflickt mit einem bißchen Telephondraht. Hasler springt zurück. „Herr Feldwebel, unsere Alarmsignalglocke ist auch zerschossen, d. h. die Leitung von oben." — „Lassen wir bis morgen, jetzt alles in Deckung bleiben!" Da kommen die Horchposten rein — über und über mit Dreck bespritzt. „Sprengung war weiter rechts." Die Posten haben nur hereingekonnt, indem sie sich von einem Granatloch ins andere wälzten. Unteroffizier Grund kommt zurück: „Befehl ausgeführt, im Graben niemand mehr zu sehen!" Na, das war aber auch nötig; denn was die Kerle von Kanalern uns da rüberschickten, läßt sich gar nicht beschreiben — wir zählten schließlich nur noch gruppenweise —, es war das allerschönste Trommelfeuer! Obwohl mir auch nicht absonderlich zumute war, brannte ich mir anscheinend in größter Gleichgültigkeit eine Zigarette an, paffte vor mich hin, als gäb's für mich nichts wie den unsagbar köstlichen Genuß dieser Zigarette, holte mir mit ostentativ gemütlicher Umständlichkeit Euer Kästel mit Schokoladenplätzchen — alles nur, um die zitternden Leute zu beruhigen, was mir denn auch einigermaßen gelang. Ich möchte wissen, was für Gelder gestern abend von denen drüben wie von uns verschossen worden sind. Die wüste Schießerei dauerte bis halb elf Uhr, dann hab' ich schleunigst die Arbeitsleute von IR. 192 weggeschickt. Nun schickte Leutnant Brox schon wieder zu mir, um sich zu erkundigen, ob etwas passiert sei. Gott sei Dank: nein — abgesehen von der Aufregung alles in bester Ordnung. Keine Verluste! An solchen Tagen steht dann im Heeresbericht: „An manchen Stellen der Front Artillerie- und Minenkämpfe." — Es war nicht das erstemal, daß ich solche Tage durchmache, im Gegenteil, ich habe schon mehrere und größere feindliche Sprengungen erlebt — als ich das erstemal im Felde war — aber jetzt war ich das erstemal als Führer in solch einer Lage, verantwortlich für das Leben eines halben Hundert Menschen, die ich kommandiere. Und wenn mir die Welt auch für eventuelle Verluste keine Vorwürfe machen könnte, man fühlt sich doch vor sich selbst

und vor Gott verantwortlich. Früher hatte man eigentlich nur für sich allein einzustehen und zu sorgen — jetzt für den ganzen Zug, dem bei seiner sowieso geringen Stärke ja nichts passieren möchte. — Aber gerade dieses vergrößerte Verantwortlichkeitsgefühl hebt einen: man bedeutet doch wirklich was — es kommt hier auf einen als auf die einzelne Persönlichkeit an! — Na, und wenn der liebe Gott so hilft, wie gestern und vorgestern, dann hat's ja keine Not! —

29. Juli 1916.

... Am zeitigen Vormittag, 7.30 Uhr früh, mußte ich die Kompagnie nach unserem lieben Menneville führen zur Beerdigung einiger Kameraden. Es war ein prächtiger Gang — sehr warm schon, alles noch in ziemlich dichten Nebelschleiern, nur langsam hoben sich die einzelnen Bäume aus der grauen Masse heraus. Ganz allmählich wurde immer mehr und mehr Licht im weiten Raume, die Sonne stieg immer höher empor und vergoldete alles in ganz langsamem, aber sicherem Fortschreiten, und als wir schließlich den letzten Hügel bis zur Ruhestätte so vieler braver Kameraden hinaufstiegen, da war alles goldiger Sonnenschein — Sommerglast! Es war das Bild des Lebens und des Todes: aus dem Grau der vergänglichen Unwissenheit in das goldige Licht des Wissens, durch des Lebens trübe Tage in des Todes erlösendes Werk, nicht Todes Nacht, sondern Sieger Tod! Die Auferstehung haben wir miterlebt in der Natur — gebe Gott uns die Gnade, daß unser eigener Auferstehungsgang auch so prächtig sei. Alle, auch die stumpfesten Lanzer, konnten sich der Größe der Stunden nicht entziehen. Sie waren stumm auf dem ganzen Wege bis hin; sie dachten der Toten, sie fühlten mit ihnen, die in dunkler Nacht durch eine heimtückische Mine so plötzlich in den Tod gegangen waren; sie alle ermessen eben, was es heißt, gerade jetzt sterben zu müssen, da des Frühlings Pracht, des Sommers Fülle uns umgeben. — Oben auf dem Friedhofshügel stand die Regimentskapelle, standen viele Offiziere, selbst unser Oberst, und unter den Klängen: „Jesus, meine Zuversicht" begann die Totenfeier. Nach der Beerdigung, als ich die Kompagnie schon wieder hatte antreten lassen, spielte die Musik noch das Lied vom guten Kameraden — noch einmal alles die Helme ab, noch einen letzten Abschiedsgruß an die Brüder unserer großen Familie! Dann erscholl

der Regimentsmarsch, und unter der frohen Weise marschierten wir wieder nach vorn, feindwärts, nun nicht mehr trauernd, sondern bloß als Andenken an die Toten das Versprechen im Herzen, sie zu ehren und — sie zu rächen!

*

Gerhard Gürtler, stud. theol., Breslau,
geb. 21. Dezember 1895 in Breslau,
gef. 14. August 1917 in Flandern.

Im Felde, den 10. August 1917.

Den ganzen 30. Juli fuhren wir nach Terhan in die Protzenstellung, nachts 2.30 Uhr ging's dann gleich weiter in die Feuerstellung. Bei starkem Regen und ständigem Granatfeuer auf steiniger Straße über Bäume, Granatlöcher, Pferdekadaver, durch das Lehmwasser aufgeweichter Ackerfelder über die kahlen, zerrissenen Hügel, durch die mit Gräben und Granattrichtern besäten Täler. Bald ist es taghell, bald wieder stockdunkel. Und dann ging es gleich ganz nach vorn. Unsere Batterie ist die erste gleich hinter der Infanterie, so daß wir die englische Stellung auf dem linken Flügel sehen können. Unsere Stellung liegt ganz eben im Obstgarten eines zerschossenen Bauerngehöftes. Im Viereck der Bäume stehen zu beiden Seiten der Straße, die mitten hindurchführt, zwei Häuser. Das eine ist nur noch ein angeschwärzter Ziegelhaufen, von dem anderen stehen noch drei arg zerschossene rote Mauern. Die ganze Stellung im Dreck aufgeweichter Ackerfelder, durch das tägliche Sperrfeuer der Engländer mit 15- bis 21- und 28-Zentimeter-Geschossen bis zu fünf Meter aufgewühlt, Trichter reiht sich an Trichter. Dazu kam der ständig anhaltende Regen und gab den Rest. Weit, weit nur Wasser und Schlamm. Von der Stellung geht es direkt langsam bergan bis zur vordersten Stellung. Um nun einigen Schutz zu haben, stehen unsere beiden Geschütze unter einem Baum, der durch grüne Zweige verstärkt wurde. Einen regelrechten Unterstand haben wir schon des wässerigen, weichen Bodens wegen nicht, nur eine bessere Bretterbude, die mit Sand, Dachpappe und grünen Zweigen beworfen wurde, so daß wir bei Regen — und der

ist hier nicht selten — völlig im Wasser liegen. Jetzt fing die Arbeit an, denn das Geschütz mußte hinten am Sporen ein Widerlager haben. Es mußte also geschanzt, Wasser geschöpft werden, wir mußten Bäume fällen und Stämme schleppen. So ging es die ganze Nacht und den ganzen folgenden Tag. —

Wir zogen voll freudiger Hoffnung ins Feld,
Begeisterung hatte sich zu uns gesellt,
jungfröhlicher Stimmklang trug es hinaus:
„Ihr Vöglein im Walde, bald sind wir zu Haus.“

Enttäuscht waren wir beiden Neuen zu Anfang doch. —
Gegen Nachmittag wurde das Feuer schon erheblich stärker, bis es zum stärksten Sperrfeuer ausartete. Jetzt aber kam das Schlimmste vom ganzen Leben hier, das Granatenschleppen. An und für sich sind die Körbe nicht sonderlich schwer, siebzig bis achtzig Pfund, aber hundert, hundertfünfzig, zweihundert Körbe sind keine Kleinigkeit. Meist kommen die Munitionskolonnen bei Nacht, so daß bei dem englischen Feuer und der Angst um die Pferde höchste Eile geboten ist, die natürlich durch die Dunkelheit und den glitscherigen Boden erschwert wird. Endlich glauben wir Ruhe zu haben, und da — kam die große Flandernschlacht. Nichts nimmt einen wohl so mit als anhaltendes, ungeheuerliches Sperrfeuer, wir wir es in der Flandernschlacht unterhielten, und zwar bei starker englischer Beschießung in der zweiten Nacht, die ich vor dem Feinde erlebte. — Granaten schleppen und Granaten schleppen!
Und jetzt die eigentliche Artillerieschlacht in Regen und Dreck. Dunkelheit wechselt mit Tageshelle ab. Die Erde bebt und zittert wie ein Stück Sülze, Leuchtkugeln erhellen die Dunkelheit mit ihrem weißen, gelben, grünen und roten Licht und lassen die langen, einsamen Pappelstümpfe unheimliche Schatten werfen. Und wir sitzen zwischen Bergen von Munition, teilweise bis zu den Knien im Wasser, und schießen und schießen, während rings um uns Granate um Granate den lehmigen Boden aufwühlt, unsere Stellung zerfetzt, Bäume ausreißt, das Haus hinter uns dem Erdboden gleichmacht und uns mit nassem Dreck bewirft, so daß wir aussehen, als kämen wir aus dem Moorbad. Schwitzen tun wir wie die Schiffsheizer, das Rohr ist glühend heiß,

die Kartuschen brennen noch, wenn wir sie aus dem Laderaum nehmen, und immer nur heißt es: Feuern! Feuern! Feuern! bis zur Bewußtlosigkeit. Und jetzt kam für mich das Gefährlichste. Es fing schon an zu dämmern, als plötzlich unser Verschluß versagt, und schon heißt es: „Gürtler, Sie müssen sofort zum andern Zug, um den Batterieschlosser zu holen.“ In der Nacht durch feindliches Sperrfeuer, Granaten 15 und 21 Zentimeter, zum zweiten Zug. Das war die Nacht in der großen Flandernschlacht. Von Granattrichter zu Granattrichter bin ich gesprungen, Einschläge neben mir rechts und links, hinten und vorn. Die nächsten schlagen drei Meter neben mir ein, ihren Sprengstücken entging ich nur dadurch, daß ich tief im Dreck eines Trichters lag. Dem Dreck entging ich natürlich nicht. So ging es eine halbe Stunde ins Unbekannte, ohne den Weg zu kennen, ohne die Stellung zu wissen, nur die Richtung! In einem Granattrichter traf ich mit einem Verwundeten von der Infanterie zusammen. Mit ihm kauerte ich wohl eine halbe Stunde lang. Es ist nicht gerade angenehm, im gelben Schlammwasser eines lehmigen Granattrichters auf die Einschläge der Einundzwanziger zu lauern: trifft sie dich? trifft sie dich nicht? . . . So ging es weiter. Manchmal glaubte man festzusitzen. Einmal zog ich meinen Fuß aus dem Dreck — der lange Stiefel war im Sumpf steckengeblieben. Dann kam ich endlich zur Batterie, gab Bescheid — und nun der Weg wieder zurück! Und wieder das Granatenschleppen, Kartuschen sammeln und verpacken, Leermaterial fortschaffen, neue Munition herbeibringen, bis der Batterieschlosser kam und wir bis Ende des englischen Angriffes weiterschießen konnten. Jetzt mußte die Stellung geräumt werden, dann wurde Fliegerdeckung geholt, d. h. Gras gemäht und Zweige geschnitten.
Es war aber schon der halbe Vormittag herum. Und jetzt kam das Nachspiel, wie es jede Schlacht — und nicht am wenigsten die Flandernschlacht — nach sich zieht: Sanitätssoldaten in langer Reihe mit ihren Tragbahren, die zur Hauptsammelstelle wollen, kleine und große Trupps Leichtverwundeter mit ihrem Notverband. Einige jammern und klagen, daß es einem den ganzen Tag im Ohre gellt und das Essen verleidet, und manche ziehen stumm, apathisch den schmutzigen, aufgeweichten Weg mit ihren schweren, kurzen Stiefeln, die nur noch Dreckklumpen sind; wieder andere sind belebt, daß es jetzt auf längere

Zeit in Ruhe geht. „In der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiedersehn." Ihre Gedanken irren ins vergangene Leben zurück wie verirrte Vögel, die sich nicht zurechtfinden. Irgendeine Gestalt taucht vor ihnen auf, ein altes Mütterchen, das einen zerschossenen Brief ganz dicht vor ihre Augen hält, ein frisches junges Ding, das den schmalen Goldreif an ihrem Finger streichelt, ein wilder kleiner Junge, der einen Stecken wie ein Gewehr präsentiert. –
Und die draußen hören Trommelfeuer, das Stöhnen getroffener Kameraden, das Schreien gestürzter Pferde, das wilde Schlagen ihres eigenen Herzens, Stunde um Stunde – Nacht um Nacht, Und die kurze Ruhe, die ihnen vergönnt ist, gebiert in schauerlicher Stille aufs neue all den grenzenloser Jammer in ihrem erschöpften Gehirn. Sie haben keine Ablenkung, haben nur die entsetzliche Erinnerung und das gefaßte Erwarten des Kommenden. – – –
Mein Geschütz ist das einzige, das keine Verluste zu beklagen hat. „Habt ihr denn keine Kugel für mich, Kameraden?" schrie ein Unteroffizier, dem die Granaten ein Bein abgerissen und einen Arm zerfetzt hatten, – und doch konnten wir ihm nicht helfen. Von uns Neuen aus Jüterbog fielen gleich am ersten Tag der Schlacht ein Einjähriger und ein Kanonier, von Kranken und Verwundeten nicht zu reden. Und nun fehlen doch noch Nachrichten von den anderen Batterien, mit denen wir in gar keiner Verbindung stehen. – – –
Das Schlachtfeld ist eigentlich nichts als ein ungeheuerlich großer Friedhof. Außer Granattrichtern, zerfetzten Baumgruppen, zerschossenen Gehöften sieht man nur unzählige kleine weiße Kreuze über das ganze Land hin, vor uns, hinter uns, rechts und links: „Hier ruht ein tapferer Engländer" oder: „Kanonier . . . 6. 52." So liegt einer neben dem anderen, Freund neben Freund, Feind neben Feind. Und in der Zeitung kann man lesen: „Friedlich ruhen sie an der Stätte, wo sie geblutet und gelitten haben, an der Stätte ihres Wirkens, unter den Augen ihrer lieben Kameraden, mit denen sie ins Feld gezogen, und der Donner der Kanonen grollt über ihre Gräber hin Rache für ihren Heldentod, Tag um Tag, Nacht um Nacht . . ."
Und keiner denkt daran, daß auch der Feind noch schießt und dann die Granaten einschlagen ins Heldengrab, die Knochen mit dem Dreck in alle Winde verspritzen und sich der schlammige Grund nach Wochen

über der Stätte schließt, die eines Gefallenen letzte Ruhestätte war, und nur noch ein schiefes weißes Kreuz die Stelle bezeichnet, wo er gelegen . . .

*

Hans Fink, stud. iur., Marburg,
geb. 10. Mai 1893 in Hünfeld,
gef. 31. August 1917 in Flandern.

27. Mai 1917.

Bei den fortwährend eintretenden Verlusten fällt dem Führer die schwere Aufgabe zu, fortwährend den Ersatz einzuschweißen in das Gefüge der Kompagnie. Die alten gedienten Leute fehlen, alles sind Ersatzreservisten und Rekruten. Ein tüchtiges Unteroffizierkorps muß sich der Offizier selbst schaffen. Welcher Soldat besitzt heute das selbständige Wollen? In viel höherem Grade als früher ist es der Offizier, der überhaupt Impuls gibt. Obgleich ich nicht mehr die Kompagnie führe, glaube ich doch, ihr einen guten Geist eingeflößt zu haben, und dieses Prometheusgefühl ist das Schönste bei der ganzen Führung. Es ist ein ganz neues Gefühl, wenn man sieht, wie ein einziger Blick genügt, um die Kerls im stärksten Feuer vorzubringen.

*

Helmut Zschuppe, stud. phil., Leipzig,
geb. 29. Dezember 1898 in Wien,
gef. 18. September 1917 bei Maronviller (La Neuville).

Feldlazarett II, 25. Oktober 1916.

Zwischen Wachen, jede fünfte und sechste Stunde, und Schlafen in einem Lehmloch oder einem angefangenen Unterstand, in dessen unterstem Ende man kein Licht vor schlechter Luft machen kann, findet man keine Weisheit. Und nach einem Angriff in einem Laufgraben mit Handgranaten und Flammenwerfern ist man gebrandmarkt in der Seele. Als ich dann verwundet wurde, war ich so empfindlich und nervös, daß ich mich beherrschen mußte, wo doch keine Schmerzen

waren. Da sagte der Stabsarzt: „Streng dich doch nicht so an, dummer Kerl!“ Das ist wohl richtig. Man muß gelassen bleiben. Auch in der Seele. So wurde ich aus einem Mitleidigen ein Mitleidender, der das Sterben ruhig mit ansieht, weil es auch das seine sein kann, der keinen Ekel vor Wunden und dunkelgeronnenem Blut auf weißgelber Haut hat. Denn der nächste Augenblick kann mich dazu machen. Das Erbarmen steht bei den Engeln.
Die Nacht sind wir unter Granatenschuß in Stellung gerückt. Den nächsten Tag ein achtstündiges Trommelfeuer. Ich lag in einem sogenannten Karnickelloch (eine Aushöhlung am unteren Schützengrabenrand). Unterstände waren nur vier da für die ganze Kompagnie. Gott sei Dank, ich war ruhig. Die Luft wurde zerschlissen von den Geschossen und Splittern. Tausende sausende, pfeifende, wie Hummeln summende Laute in wilder Unregelmäßigkeit. Bei höchster Feuersteigerung sind keine Unterschiede mehr zu finden. Auch die Formen der Granatsplitter sind so unsinnig verdreht, wie keine Phantasie und die Natur sie nicht erfinden kann. Beim Angriff sah ich einmal nach meinem Gewehr: das glatte, feste Rohr wurde unsichtbar (dicht neben mir) aufgerissen und hing in zackigen Fetzen. In der Erde hörte man das dumpfe metallische Hämmern wie bei einer Zentralheizung. Der Abschuß unserer Artillerie rasch hintereinander in Lagen: wie aufgescheuchte Vogelschwärme. Man möchte den Zufall berechnen, wenn die Granaten immer näher einschlagen, daß der Dreck auf einen geworfen wird. Aber ich war wunderbar ruhig. Da fand ich wieder das Wort: „Gott und ich“, hielt es für gut und lächelte. Die Heiligen, von denen die Pfeile abfallen und das Feuer niederschlägt, so wunderbar die Bewahrung.

Köln, im Lazarett, 13. November 1916.

... Der Dom: graue Steinhallen. In einer dunklen Ecke brennt rot ein Lichtlein, davor eine Reihe Beter. Das Gold des geöffneten Schreines beginnt aus der Dämmerung zu scheinen. Nur ein Rot von Gewändern ist auf den Bildern zu erkennen, es ist schwer von Alter und Anbetung. Eine Orgel, dunkelbraun, in einer Nische. Vielleicht löst sich ein Ton. Die Glasfenster sind kalt und verwirrt. Aber plötzlich kommt einer Farbe ihre Stunde. Sie wird prächtig wie die Gloriole

eines Heiligen. Die Wintersonne verfängt sich gelb und rot am Gestein, oder im Dunste des Raumes und Traumes schwebt ein Schein. Gitter trennen. In den Säulen, die sich verjüngen, ist schweres, ständiges Neigen, aber nie der Zusammensturz. Es ist kein totes, geradliniges, senkrechtes Umschreiben des Raumes — — — In dem Dom ist der heilige Geist gefangen: in Gestalt einer Taube muß er regungslos mit ausgebreiteten Flügeln zu mitten der Schiffe schweben. Tief unten gehen — verloren — die wenigen Menschen.
Das Dom-Außere soll man nicht im Stehen, sondern ringsumgehend betrachten. Dann fühlt man, wie sich Harmonien um Harmonien ergeben. Wasserspeier ragen in Ureinsamkeit und Unerreichbarkeit in die Luft hinaus.

5. September 1917.

Ich fühle mich beglückt in der Schönheit der Natur. Dieser sommerliche Herbst Renoirs am Kanal und der Aisne. Die ewig gleißende, rauschende Rusterdeichallee. Die umhegten Weiden verblauen am Rande im Dunste des Wassers, das verwischt grün-blau mit mattem Spiegel erscheint. Diese treibende grüne Wildnis ist eingesponnen in Sommerfäden: herbstliche, weichgetönte Flocken. In den blauen Himmel kann man kaum blinzeln. Im wirren Grase blühen — zartes Wunder — Herbstzeitlosen, mit langen, schmalen lilablassen Blüten, mit den wundervoll unregelmäßigen Blütenblättern. Darin sitzen die dicken gelben, blütenstaubpuderduftigen Pollen, die schon ins Orange spielen und durch die schlanken Kelche durchschimmern. Feinkantige Stengel nackend weiß. Die Ruinen der Stadt sind pastosweiß in der Hitze. Manchmal gibt es hier schon die „klassische“ Landschaft Poussins oder Böcklins. Ich spüre, wie das Künstlerische schon in der Landschaft bedingt ist. Ich habe vom goldenen Überfluß der Welt getrunken, was die Wimpern fassen konnten.

Rethel, im Lazarett, 10. September 1917.

Ich habe mich wieder zur Truppe gemeldet; es ist eine Unruhe in mir. Ich hasse den Küchentisch, an dem ich schreibe. Ich verliere die Geduld über einem Buche; ich möchte die Landschaft beiseiteschieben, als ob sie irritiert. Ich muß zur Front. Muß wieder hören, wie die Geschosse

röhrend emporsteilen und im Tal der Verödung verhallen. Ich muß zu meiner Kompagnie, sie sind jetzt alle sehr geschwächt. Vorn müssen sie die ganze Zeit Posten stehen, übermüdet, verzehrt. Ich muß Fühlung mit dem Feind nehmen. Ich kenne übertrieben deutlich die Gefahr. Ich muß aber wieder unter dem Tode leben.

14. September 1917.

Gestern wurde mir das Eiserne Kreuz zweiter Klasse geschickt. Die Freude war doch eine kleine Genugtuung. Morgen geht's zur Kompagnie, heute in der Genesendenabteilung eingekleidet . . . Und wenn das eine vorüber ist, möchte man fragen: und dann: und nun? Wartet auf neues Schicksal, ist abgespannt und blaß und liebt die Dämmerung. Es ist, als ob die vielen Nächte, die man gewacht hat, neue Sinne schüfen. – Da ich ein paar Minuten mit dem Kreuz allein war, hatte ich ganz andere Gedanken, als ich sie mir vordem ausgedacht habe. Es war, als sei das Eisen aus Granatsplittern gemacht. Das geronnene schwarze Blut auf dem todgelben Gesicht, dessen Mund offensteht. Die verkrusteten Eiterverbände, die würgenden Schreie der rauhen Kehlen. Das schlappige, brandige Fleisch des Beinstumpfes. Doch das soll und wird nicht abhalten! Und ich denke Eueres fürsprechenden Trostes, Euerer Liebe.

*

Johannes Philippsen, stud. phil., Kiel,
geb. 19. April 1893 in Dollerup (Angeln),
gef. 20. September 1917 bei Poelkappelle.

Saarlouis, den 22. Juli 1917.

Die Wartezeit ist um. Heute erhielt ich den Marschbefehl, morgen geht's hinaus. Wie anders ist dieser Abschied doch wieder als der damals, und wie anders auch wieder als der erste im Dezember 1914. Immer ernster ist's geworden, immer schwerer lastet trotz aller Siege der Druck auf unserem Lande. Und die ungeduldige Erwartung auf den Kampf, die ungestüme Freude, noch mit dabei zu sein, wenn's gilt, dem Feinde den Rest zu geben, die kann man wohl von niemand mehr

verlangen, der das Schützengrabendasein kennt und am eigenen Leibe den vollen Ernst gespürt hat. Finde ich sie bei unseren Jungen, so freut's mich von Herzen; und sie ihnen mit kaltherzigem Spott zu entreißen, halte ich für Frevel. Bei uns, die den Ernst geschmeckt haben, muß an ihre Stelle die tiefgegründete Entschlossenheit treten, solange das Vaterland in Not ist, für es einzutreten mit allem. Der Tod ist das Härteste nicht, was einen treffen kann. All dessen voll bewußt sein und dennoch – nicht dem Muß sich fügend, sondern bereitwillig und gerne hinausgehen, das ist nicht leicht. Mit Rauschgefühlen sich darüber hinwegzutäuschen, halte ich für unwürdig, nur rechte Selbstbesinnung hilft mir. Ich weiß, daß mir ein holdes Schicksal vergönnt hat, an dem klaren Brunnen deutschen Volkstums Mut des reinen Lebens zu trinken. Auf wundervollen Wanderfahrten haben meine Augen die Schönheit deutschen Landes getrunken, und ich hab' eine Heimat, die ich liebhaben kann. Da weiß ich auch, wo ich hingehöre, solange es gilt, das zu verteidigen. Das war meine Überzeugung, als ich das erstemal hinauszog, das ist sie auch heute. – Ein neuer Lebensabschnitt beginnt. Ich muß es aufs neue lernen, auch ans Ende ruhig zu denken. Es bleibt nicht aus, daß man sich da über Gehalt und Wert der verflossenen Zeit Rechenschaft ablegt. Ohrenbeichte haben wir nicht, man muß das ehrlich mit sich selber abmachen. Eins aber sei Euch gesagt: ich werde mir da recht bewußt, wieviel Wärme und Erquickung, wieviel freundliche Anteilnahme mir begegnet ist, auch wo ich sie nicht verdiente. Für Euren großen Anteil daran sei von Herzen gedankt. Betrübt Euch nicht, daß ich wieder hinausgehe. Mein Platz ist dort. Das werdet Ihr einsehen.

*

Edmund Knoellinger, stud. phil., Gießen,
geb. 20. August 1892 in Budenheim bei Mainz,
gef. 16. Oktober 1917 am Chemin des Dames.

Im Westen, 15. August 1916.

Deutschland ist so schön, so gar schön!

Sie haben sicherlich herrliche Tage gehabt im Harz und hernach im Lahntal. . . . Meine Mutter hat ein Gesuch an das Kriegsministerium

gerichtet, die Sache mit meinen beiden Brüdern (die beide in Frankreich gefallen) dargelegt und gebeten, man möge mich aus der Front zurücknehmen, damit ihr wenigstens der dritte Sohn erhalten bliebe. (Dies tat sie alles ohne mein Wissen und Willen.) Das Kriegsministerium hat das Gesuch sofort genehmigt und dem Regiment telegraphisch dies mitgeteilt. Das Regiment schlug mir Versetzung in ein Rekrutendepot oder sonst eine Ersatzformation, eventuell in der Heimat, vor. Ich habe jedoch eine Versetzung aus der Front glatt abgelehnt. Für einen jungen Offizier ist es Ehrensache, in der Front zu bleiben, solange es überhaupt möglich ist. Es ist keine Lieblosigkeit gegen meine Mutter, wenn ich das sage, sondern lediglich die Feststellung, daß die Pflicht gegen die Allgemeinheit die höhere ist.
Ich weiß sehr wohl, daß die meisten Offiziere in der Front nicht so streng denken über ihre Pflicht wie ich. Ich weiß sehr wohl, daß mich wohl alle Leute darum verurteilen werden; aber ich bin mir bewußt, richtig gehandelt zu haben. Meine Brüder sind als Helden in den Tod gegangen — sollte ich mich da verkriechen? Niemals!

*

Karl Gorzel, stud. iur., Breslau,
geb. 6. April 1895 in Breslau,
gef. 21. März 1918.

Elppe, den 1. Oktober 1916 (nach der Sommeschlacht).

Nachdem nun die böse Thiepval-Affäre hinter mir liegt wie ein schwerer Traum, will ich in großen Zügen erzählen, wie es mir an der Somme ergangen ist . . . Auf der Durchfahrt durch Cambrai sahen wir Hindenburg und jubelten ihm zu. Sein Anblick fuhr uns wie Feuer durch die Glieder und erfüllte uns mit starkem Mut. Wir sollten ihn auch nötig haben. — Am Abend des 11. September lösten wir das aktive 5. Garderegiment in der Thiepval-Stellung ab. Der Anmarsch war schrecklich. Je weiter wir nach vorn kamen, desto stärker wurde das Feuer, desto flacher die Annäherungsgräben, bis sie schließlich ganz aufhörten. Sprungweise ging es durch das mörderische Schrapnell- und Granatfeuer vor. Schon da hatten wir böse Verluste. Am nächsten

Tage begannen die englischen Angriffe, nicht zwei Stunden am Tage schwieg die Artillerie. Als der Morgen graute, sah ich mich in der Gegend um: ein Bild des Jammers! Von Gräben keine Spur, nur Granattrichter, soweit das Auge reicht, von Granaten zugeschüttet, wieder aufgewühlt, wieder zugeschüttet. Darin lagen wir, wie leblos an die Erde gepreßt, denn schon surrten scharenweise die feindlichen Flieger über uns. Schutzlos waren wir ihnen preisgegeben, mit grausamer Sicherheit lenkten sie das schwere englische Kaliber Schuß auf Schuß in unsere Linie, schossen selbst mit Maschinengewehren auf jedes sich regende Wesen. — Stunde auf Stunde verging, hilflos liegen die Verwundeten und stöhnen, das Wasser geht zu Ende, mit grausamer Langsamkeit scheint der Tag sich verdoppeln zu wollen, das Feuer steigert sich zu betäubender Heftigkeit, man kann die einzelnen Schläge nicht mehr unterscheiden. Erde setzt sich in Mund und Nase; dreimal verschüttet und dreimal wieder ausgegraben, warten wir — warten auf die Nacht oder den Feind. Oh, dies Warten, es versengt das Hirn und macht den Menschen wahnsinnig. Und immer toller wird der Höllentanz der berstenden Granaten, man sieht nichts mehr vor Qualm, Feuer und aufspritzender Erde. Fiebernd bohren sich die Augen in den Feuervorhang und erwarten den Feind. Plötzlich liegt das Feuer hinter uns, und da ist auch schon die vorderste Welle des Gegners dicht vor uns. Endlich die Erlösung! Wer noch unverwundet ist, wer noch einen Arm heben kann, der ist aufgesprungen. Und wie ein Hagelschauer fliegen unsere Handgranaten in den anstürmenden Feind. Die erste Welle liegt dahingerafft vor unseren Löchern, schon ist die zweite heran, und dahinter kommen die Engländer in dichten Massen. Was bis in unsere Linien kommt, wird im Bajonettkampf Mann gegen Mann erledigt, und jetzt fliegen mit verdoppelter Gewalt unsere Handgranaten in die dichten Rotten des Gegners. Grausige Arbeit halten sie da, und wie reife Ähren unter der Hand des Schnitters sinken die englischen Sturmkolonnen. Nur wenige gelangen in voller Flucht in die Ausgangsgräben zurück. Stumpf sinken wir auf die gemarterte Erde, verbinden die Verwundeten, so gut es geht, und warten auf den nächsten Angriff oder auf die Nacht. Die Maschinengewehre sind verschüttet, zerschossen, die Handgranaten fast verworfen. Das Feuer nimmt wieder zu, es schmerzt der Kopf, es brennen die

Lippen. Nun liegt alles in Gottes Hand. Nur der eine Gedanke ist in jedem Hirn: lebend bekommen sie uns nicht! Doch die Tommies haben genug. Heute kommen sie nicht wieder. Es wird dunkler, das Geschützfeuer normal. Ich zünde mir eine Zigarette an und versuche zu denken. Denke an unsere Toten und Verwundeten, an das Elend der Menschheit, denke zurück an — die Heimat. Doch los von diesen Gedanken! Die Gegenwart fordert ihr Recht, einen ganzen Mann, keinen Träumer. Das Essen kommt, und trinken — trinken. — Die Sanitäter tragen die Verwundeten zurück, sofern sie können. Es kommen Verstärkungen. Rasch wird wieder aufgeräumt, die Toten werden begraben. — Ein neuer Tag bricht an, schrecklicher noch als der alte. Das ist die Schlacht an der Somme, das blutige Ringen um Deutschlands Sieg — diese acht Tage bilden das Höchstmaß dessen, was der Mensch ertragen kann; es war die Hölle.

*

Hans Nonne, stud. iur., Marburg,
geb. 17. November 1898 in Hamburg,
gef. 8. April 1918 vor Armentières.

Zalifki, 17. Januar 1918.

Obgleich ich dauernd mit den Leuten zusammen bin, ist es mir nie ganz gelungen, in ein gleichmäßiges Verhältnis mit ihnen zu kommen. Du sagst richtig, daß das eine besondere Gabe ist. Ich möchte wohl, aber treffe ihren Ton nicht, und nach den letzten Erfahrungen verzichte ich darauf; sie zu Freunden zu bekommen, das geht nicht, die Kluft bleibt. Ich habe nie mit meinem „Einjährigen" geprahlt, auch niemals „eine große Schnauze" geführt, aber doch werde ich als „Einjähriger" angesehen und behandelt, und lasse es jetzt, zumal nach der ersten bescheidenen Beförderung zum Gefreiten, geschehen. Allerdings steht man hier jedem Einjährigen grundsätzlich mit Mißtrauen gegenüber, und um so schwerer ist es, ihnen durch Leistungen überlegen zu sein.

Dieser Tage hatte ich ein Erlebnis, das mir meine Lage erst ganz aufklärte. Mit meinen Kameraden vom Maschinengewehr-Kursus stand ich äußerlich ganz gut, versuchte nur gelegentlich, das wilde Zotenreißen zu dämmen, und verhehlte meinen Abscheu davor nicht. Da fiel ihnen mein Tagebuch in die Hände, in dem jeder fast mein Urteil über sich sah. Nun war es ein Glück, daß ich einen Unteroffizier einer anderen Batterie (früher bei unserer) kennengelernt hatte und er mich. Die Kameraden wüteten, er beruhigte sie und warnte mich. Ich erwartete Prügel für die Nacht, deshalb lag der Revolver neben mir. Aber schließlich gewann die Vernunft die Oberhand, alles wurde am nächsten Tage glücklich geregelt. Sie sehen meine Jugend und geringe Erfahrung, sehen, daß ich keine böse Absicht habe, und wir vertragen uns wieder ganz gut. Mir wurde klar, daß es auf die Dauer kein Zusammenarbeiten mit ihnen gibt, nach dem ich lange strebte, und daß ich auf dem bisherigen Wege weitergehen muß: zu dienen in der Arbeit, von ihnen zu lernen, aber mir meine Reinheit zu bewahren, nicht in Reden und Gesinnung zu ihnen zu sinken, aber später hoffentlich ihnen zu helfen.

Dasselbe zeigte eine sehr erregte Unterhaltung gestern abend, die ich lange gesucht hatte. Immer wird auf die Reichen, die „großen Herren" gescholten; nun stellte ich sie zur Rede und fragte, ja gewissermaßen beschwor sie, zu sagen, wie Abhilfe kommen soll, wie sie ein neues Reich sich denken. Darüber denkt keiner nach, jeder überläßt es ausdrücklich andern. Also andere müssen doch führen, aber auf die wird natürlich gescholten! Niemand von ihnen weiß mir da Rat.

Nun wende ich mich an dich! Bei uns Artilleristen gilt jeder Offizier als ein „blödsinniges A . . . . .", und oft benehmen sie sich in der Tat hochmütig, unwissend und auffallend unangenehm. Es gibt einfach zwei Klassen von Menschen: die Offiziere als eigentliche Menschen und dann die Mannschaften. Da sich die Offiziere wenig um die Leute kümmern, ist dies auf die Dauer ein unhaltbares Verhältnis . . . In den meisten Fällen wird ja sinnlos gescholten über unumgängliche Maßnahmen, „höhere Befehle" und aus Neid über ihr besseres Leben. Da ich mich nach meinem Stand zu den einjährigen Unteroffizieren rechnen muß, trifft auch mich ihr Schelten, ich fühle ungewollt den Abstand. Aber unsereins muß auch — eben für jene mit — sich Gedanken machen über die Zukunft, die politische Entwicklung. Wollen wir bei demselben System bleiben wie bisher, dem des Beamtentums, in dem wie beim Militär der Einjährige hochgeschoben wird, der andere dumm

bleibt und dumm gehalten wird? Was soll geändert werden? Wonach bestimmt werden? Jedenfalls herrscht große Erbitterung über die Bevorzugung, die ich bisher noch als mein Recht verlangen durfte. Preußen wurde durch dies System groß. Beim andern wäre Deutschland vielleicht noch größer und hätte Frieden. Der Staat ist eine feine Maschine, ein Ganzes, das alle Anlagen für sich verlangt, Glieder und Magen nach Mänenius Agrippa. Es ist mir einerseits klar, daß das Volk unwissend und jede Minute zu beeinflussen ist, andererseits, daß sein Wille oder der des Parlaments gehört werden muß, weshalb ich — soweit es mir möglich ist, ihn zu verfolgen — den jetzigen Kurs richtig finde.

*

Otto Braun, stud. phil., Berlin,
geb. 27. Juni 1897 in Berlin,
gef. 29. April 1918 bei Marcelave.

Lowicz, 2. März 1915.

Es sind die ganz einfachen, urmenschlichen, die klarsten und ältesten Gefühle, die heute wieder emporsteigen. Immer wieder, bei jeder Kleinigkeit fällt mir ein: es ist gerade so, wie es im Homer steht: Liebe und Freundschaft, Haß und Neid, Verwundung und Tod, Heilen und Morden und alles andere, vom Morgengrauen an, wo die Räder des Sonnengottes langsam emporrollen, bis zum Abend, wo die Straßen dunkeln und die Nacht sich hebt über Göttern und Menschen. Ich freue mich riesig darauf, wieder die Gesänge der Ilias zu lesen, und ich glaube, nun werde ich sie noch viel besser verstehen.

Aus einem Brief des Freundes Kurt Paesler-Luschkowko:

Es war vor Bolimow Borczymow, eine finstere Februarnacht (1915). Im „Niemandland", zwischen der russischen und unserer Stellung, lagen noch vom letzten mißlungenen Sturm, seit Monaten unbeerdigt, Grenadiere und Jäger, vierzig Tote. Nun bekam Otto den Auftrag, mit acht bis zwölf Mann die Toten zwischen den Stellungen zu sammeln und mitzubringen oder, wenn dies nicht möglich, an Ort und

Stelle zu beerdigen, die Bergungsarbeiten mit der Waffe zu decken und vor den russischen Drahtverhauen als Sicherung entlang zu schleichen. Allenthalben waren feindliche Patrouillen im Gelände. Wir waren so angewidert von der furchtbaren Arbeit an den Leibern der Kameraden, die die Verwesung entsetzlich machte (jedem Soldaten mußte die Erkennungsmarke von der Brust genommen werden), daß wir außer uns gerieten. Alle, die diese trostlose Arbeit zu verrichten hatten oder die vor den feindlichen Stellungen sichern mußten und beständig über Hunderte von toten Russen stolperten, schimpften und stöhnten. Da wurde Otto ganz böse über die „Memmen", die nicht einmal den gefallenen Kameraden den letzten Dienst erweisen wollten, und als Einspruch erhoben wurde, sagte er: „Wenn euer Geist die Verwesung nicht meistert, so meistert sie euren Geist!" Das machte tiefen Eindruck. Dann sprach er in die dunkle Nacht Verse der Ilias. Das klang so wundervoll, alles schwieg und lauschte gebannt. Da ging ein Leutnant vorbei, ein sonst blasierter Mensch, und sagte ernst: „Nur wenige Tote erhalten solchen Grabgesang." Von der Ilias kam Otto auf Hölderlins Hymnen, die er in tiefer Ergriffenheit ebenfalls aus dem Gedächtnis sprach. Alle taten nun ihre Arbeit ohne Murren und wie gefeit. Es war so seherisch seelenweitend; die Stimmung um die Toten wurde heroisch durch Ottos Sprache.

19. Dezember 1915, im Osten.

Das scheint mir die Aufgabe derer in der Heimat zu sein, die Kontinuität der Kultur stets lebendig und stark zu erhalten und all den Tausenden, die abgerissen von der Vergangenheit und oft gar nicht „zukünftig", sondern nur auf den Augenblick gerichtet nach Hause kehren, Fülle und Wärme eines neuen Friedens zuzuführen, vor allem aber diesen neuen Frieden durch ihr Sein, ihr Handeln und ihr Denken vorzubereiten. Wenn wir auch nicht wissen können, wann dieser Frieden kommt, einmal kommt er ganz gewiß, und dann wird die Zukunft nicht dem siegenden oder unterliegenden Lande gehören, sondern dem, das den neuen Frieden am vollkommensten wird gestalten können und Sieger bleiben wird in den Kämpfen des Friedens.

*

Otto Helmuth Michels, stud. phil., München,
geb. 9. August 1892 in Odenkirchen (Rheinland),
gef. 2. Juli 1918 in Avelny bei Contalmaison.

Flandern, Januar 1915.

Eins sage ich Euch immer wieder: Ihr in der Heimat vergeßt nie, wie gräßlich der Krieg ist. Betet ohne Unterlaß. Macht Ernst. Laßt alles Oberflächliche. Haut sie hinaus aus Theater und Konzert, die lachen und witzeln, indes ihre Kämpfer und Schützer leiden und bluten und sterben. Wieder war ich drei Tage (1. bis 4. Januar) in der schrecklichsten Blutschlacht der Weltgeschichte, zweihundert Meter vor dem Feind, im hastig und notdürftig aufgeworfenen Graben. Drei Tage und drei Nächte lang Granate über Granate — ein Krachen, Pfeifen, Gurgeln, Schreien, Stöhnen. Fluch denen, die den Krieg heraufbeschworen!

„Haltet aus — haltet aus!" Stunde um Stunde abwechselnd Deckung und Beobachten. Die Nerven laufen wie Feuerfäden durch den Körper. „Jetzt ist es zu Ende" — stumpfe Hingabe. „Nein, leben will ich, leben, leben!" — und man kämpft um sein Leben tagelang. Vier Kameraden wurden zu Tode getroffen (meist wird der Kopf weggerissen), und dann Schwerverwundete. Ein kleiner Granatsplitter traf mich am Oberarm; nun habe ich schon fünf Wunden am Körper — ich bin unendlich müde.

Nach mehrmaliger schwerer Verwundung: Arm-, Bauch- und Knieschuß, kriegsuntauglich geschrieben, meldete Otto Michels sich wieder zur Front.

Flandern, 2. September 1917.

Morgen rücke ich zum Regiment. Heute nachmittag gehe ich mit zwei ruhigen, lieben Leuten durch Brügge, um Memling und van Eyck zu suchen. Es ist ein beständiges Streben in mir, durch den verwirrenden Weltnebel hindurch das in sich ruhende Bild der eigentlichen Welt, das heißt: Gottes zu sehen.

Brügge, 11. Oktober 1917.

Ich hab' mir aus den „Büchern der Rose" Goethes Gedichte gekauft. Der alte Ewigkeits-Gesang aus dem Westöstlichen Divan (ich hab' ihn mit eigenen Worten nachgedichtet, Du kennst das Lied wohl: Millionen Sterne träumen — wandelnd meiner Liebe nach), der alte Gesang vom Vergehen und Werden hat mich wieder mächtig gepackt:

Und solang du das nicht hast,
dieses: Stirb und werde!
Bist du nur ein trüber Gast
auf der dunklen Erde.

Oudenburg, 26. Oktober 1917.

Ich habe viel Leid erfahren. Mein bester Kamerad, mein einziger Freund in der Kompagnie ist gefallen. Hermann Bartel war einer der edelsten Menschen, die ich gekannt habe. Er hatte nicht viel Schulbildung, aber einen natürlichen Anstand, eine seelische Anmut, die ihm jedes gute Herz gewann. Frei und stark und mutig, immer fröhlich und gefällig; wenn er mich sah, lachten ihm Güte und Treue und Lebenslust aus den Augen. Ich hab' geweint vor den andern, als ich die Nachricht empfing.

14. November 1917.

Grau, grau — die Erinnerung an Dich weht wie ein rotes Sonnensegel durch den Nebel . . .

1. Mai 1918.

Das Auge sieht nichts auf tagelangen Märschen, nichts als Greuel der Verwüstung. Ein Brett an einen Baumstumpf genagelt, darauf ein Name: ein vernichtetes Dorf. Kein Stein, kein Strauch, kein Baum, nichts gibt Kunde vom einstigen Glück und Wohlstand — der Name blieb.

Das Mittelalter gab dem Teufel eine furchtbare Fratze. Wer kann den Teufel malen? Diese zerwühlte, zerrüttete Landschaft, die toten Wälder, Kreuz um Kreuz — das alles ist *ein* Zug in der Fratze des Teufels.

3. Mai 1918.

Faust II, 3. Euphorion:

Und hört ihr Donnern auf dem Meere?
Dort widerdonnern Tal um Tal,

in Staub und Wellen, Heer dem Heere
in Drang um Drang, zu Schmerz und Qual.
Und der Tod
ist Gebot.
Das versteht sich nun einmal.

Helena, Faust und Chor:

Welch Entsetzen! Welches Grauen!
Ist der Tod denn dir Gebot?

Euphorion:

Sollt ich aus der Ferne schauen?
Nein, ich teile Sorg' und Not.

Dieser dritte Akt ist so reich, so herrlich. Versenke dich, verliere dich. Du erschöpfst ihn nicht.

9. Mai 1918.

Deine lieben Grüße — ich halte beide Hände auf, und weiße Blütenblätter fallen hinein. Sturm soll sie wirbeln und tanzen machen, aber in der Stille der Nacht sollen sie sich weich auf mein Herz legen ...
Was ist Wahrheit? Frag' ich noch? Los vom Ich, hin zum Du! „Niemand hat größere Liebe, denn daß er sein Leben lässet für seine Freunde" — darin ist alle Wahrheit, alle Schönheit. Das ist alles.

In der Artillerie-Schutzstellung, 13. Mai 1918.

Es regnete den ganzen Tag. Nun ist es Abend geworden. Manchmal hört man den Regen fallen und den Wind durch die Grasbüschel am Hang gehen — süße Musik fürs Ohr, das auf andere Geräusche eingestellt ist.
Eben hab' ich die Kerze angezündet. Ich liege auf einer lausigen Matratze, die der Tommy hier vergessen hat — um mich herum englische Romane; einen hab' ich schon gelesen. Zwei nackte Lehmwände, zwei verschalte, eine Wellblechdecke, die von Feldbahnschienen getragen wird. Zwei Leute hacken Holz und legen ein Feuer an ...
Nebenan singen die Soldaten wunderbar fein, vielstimmig. Das klingt wie Geigenspiel hinter Büschen, das Lied: „Meinen Namen, den darf ich nicht nennen — denn ich bin ja ein Mädchen fürs Geld", und der Schluß der letzten Strophe: „Kann's denn was Schöneres geben —

als in Hamburg ein Mädchen fürs Geld?" — Warum ergreift mich das Lied so im Innersten, wenn die Soldaten es singen mit ernstem, wehmütigem Gesicht? „Die Kreatur ängstet und sehnt sich mit uns und wartet auf die Erlösung der Kinder Gottes."

14. Mai 1918.

Du warst in Rastede. Der Gruß von unserer Shakespeare-Bank war mir wie eine weiche Flöte, die meine liebste Musik aus Romeo und Julia sang: „Komm, Romeo, du Tag in Nacht — denn du wirst ruh'n auf Fittichen der Nacht — wie frischer Schnee auf eines Raben Rücken."
Dort sang die Nachtigall, hier singt in stillen Augenblicken die Lerche ... „Es ist die Nachtigall und nicht die Lerche." „Es ist die Lerche nicht, es ist die Nachtigall" — in tausend Variationen, wie ihre Lieder, klingen die Worte in meinem Herzen.
Grüß die Blumen, den Flieder, den Mai und sag' ihnen allen von einem, der keine Ruhe hatte in aller Schönheit, der alles ließ, hinauf zum Gipfel-Eis zu dringen.

[Letzter Brief.] 19. Juni 1918.

Seit ein paar Tagen bin ich wieder an der Front, und heute abend versinke ich für unabsehbare Zeit in dem Irrsinn des Schützengrabens. Das Leben draußen, mit dem meine Seele während der Ruhezeit wieder leise Fühlung gesucht hatte, liegt nun fern — Ihr Menschen da, mit euren Mühen und Freuden, eurem Tun und Denken seid so seltsam schemenhaft. Sah so Christus die Welt, als er zum Himmel fuhr?
Auf und ab fluten die Wellen im Meer. Auf und ab flutet das Blut in meinem Herzen. Die Blume verblüht. Aber das Bild auch des törichtsten Blümchens blüht und wandelt in Ewigkeit mit den Sternen. Alles, was in heißer Luft geblüht, das blüht weiter im Himmel durch alle Ewigkeit. Darum ist es auch dort so schön.
Oh, wenn doch endlich alles Häßliche, Niedrige, Klanglose von mir abfiele. Stille Seligkeit! O du mein Kleid, mein Lied, meine Musik, mein verklärter Körper — o meine Liebe — und du, mein gefestigtes Herz — mein Gott.
Und nun gehe ich —

Paul Boelicke, stud. theol., Berlin,
geb. 17. März 1898 in Bukarest,
gef. 12. Oktober 1918 im Walde von Sivry vor Verdun.

Maiabend in Mouzon 1917.

Die Luft hängt voller Träume. Durch die offenen Fenster klingen die Töne des Anne-Marien-Liedes. Zwei Soldaten singen es in den stillen, warmen Maienabend: „Und schießt mich eine Kugel tot — Kann ich nicht heimwärts wandern" — — — seltsam schwermütig klingen die Stimmen. — Ich habe einen wunderschönen Gang gemacht heute abend. Ganz nahe der alten Schloßmauer liegt meine Wohnung. Ich bin auf die alte Mauer gestiegen über abgebröckeltes Gestein, über verwitterte Reste einer alten Herrlichkeit. So schön sind diese Trümmer, bewachsen mit altem Moos und vielem Efeu. —
Ich stehe einsam über dem Tor, um mich warme, weiche Luft. Die Sonne ist schlafen gegangen. Die Abendröte verrät sie noch. Über Nacht ist es Frühling geworden. Hier und da unter dem frischen Grün tauchen schneeweiße Blütenbäume auf, und ich entdecke sogar ein einziges Aprikosenbäumchen; unter dem Schutz der Gartenmauer hat es gewagt, seine ersten rosa Blüten zu entfalten.
Ich klettere weiter über Geröll und Mauer; an einer Stelle ist der Weg zu Ende. — Eine Nachtigall hat ihr Lied begonnen — von fern antwortet eine andre — sie singt und klagt, jubelt und schluchzt, und mir ist, als fänge sie nur für mich... Ich starre hinab in die dunklen Fluten der Maas und denke an das viele deutsche Blut, das sie schon hinabgespült hat...

Ornes-Schlucht, 9. August 1917.

Mich fröstelt's, ein Schauer nach dem andern geht durch meinen Körper — kommt schon der Herbst mit seinen trüben Tagen? Blutigrot liegt im Westen der Himmel, und die roten Mohnblumen nehmen eine noch dunklere Blutfärbung an. Der Abend ist da, er legt sich beruhigend auf die unzähligen grauen Männer, die hier des Todes harren. Heute nacht 11 Uhr 30 soll das feindliche Trommelfeuer beginnen — mir ist das Herz schwer geworden . . .
Langsam — unerbittlich gehen die Stunden dahin — die Minuten —

10 Uhr 20 — oh, dies furchtbare Entgegengehen-Müssen dem, was kommt! Und wieder, wie so oft, habe ich das Gefühl: jetzt eile und besorge, was du zu besorgen hast! — und ich möchte Bücher füllen mit dem, was ich noch zu sagen habe — „Herrgott, noch einmal laß mich in die deutsche Heimat zu denen, die ich liebe!" — Aber unerbittlich naht das Grausen — es ist wie damals am „Toten Mann". Ich fühle meine ganze Seele nackt vor ihren Gott treten — alles muß sie bekennen, und es wird ein einziges Stammeln: „Nichts habe ich getan an Gutem — nur immer das Böse — vergib! vergib!" — Ich glaube, daß Gott ist, ich glaube an seinen Sohn — und doch finde ich keine Ruhe, ich weiß, daß ich wieder und wieder zum Testament greifen muß, in dem Gedanken: Da ist Ruhe, da ist Kraft! — und doch — und doch — „Aus tiefer Not schrei ich zu Dir!" . . .
Vor einem Monat waren wir daheim zum hl. Abendmahl bei meinem Vater. Welch schöne Stunde für uns! Was ist alles über mich gekommen, als wir vor dem Altar standen und mein Vater uns den Kelch reichte! Vor meinem geistigen Auge stand das Bild der Schlacht, das Hämmern der Einschläge, Rauchsäule an Rauchsäule, zerfetzte Leiber, Jammern und Sterben — 10 Uhr 35 — draußen ganz still — ist's die Stille vor dem Sturm? Dann ist sie unerträglich.
Meine beiden Ordonnanzen schlafen, ich sitze einsam und warte — warte. An der Treppe raschelt's: Ratten, die Gefährten meiner Einsamkeit. Ruhig brennt das Licht — wie recht man hat, mit solch einem Licht ein Menschenleben zu vergleichen; langsam aber sicher brennt es herab, bis es einmal zu Ende ist —
11 Uhr 40. Noch immer ist's still. Ob es doch nicht wahr ist? Ob unsere Sorge grundlos war? Gott gebe es! Ich will noch einmal meinen Psalm lesen, meinen Schlachtenpsalm: „Und ob tausend fallen zu deiner Rechten und zehntausend zu deiner Linken..."

16. März 1918, vor Verdun.

Es ist der letzte Abend meines zwanzigstens Lebensjahres. Ich nehme heut einen doppelten Abschied: nicht nur von meinem alten Lebensjahr, auch von dem Teil des französischen Landes, der eine so große Rolle in meinem Leben gespielt hat: von Verdun.
Verdun, ein furchtbares Wort! Unzählige Menschen, jung und

hoffnungsvoll, haben hier ihr Leben lassen müssen – ihre Gebeine verwesen nun irgendwo, zwischen Stellungen, in Massengräbern, auf Friedhöfen. Kommt der Soldat morgens aus seinem Granatloch (viele sind ganz voll Wasser), so sieht er im hellen Sonnenschein die Türme des Douaumont- oder eines andern Forts, die ihre Augen drohend ins Trichterland richten. Ein Schütteln packt ihn, wenn er seine Blicke rundum schickt: hier hat der Tod seine Knochensaat ausgesät. Die Front wankt, heute hat der Feind die Höhe, morgen wir, irgendwo ist hier immer verzweifelter Kampf. Mancher, der sich eben noch der warmen Sonne freute, hört es schon irgendwo aufbrüllen und heulend herankommen. Dahin sind alle Träume von Frieden und Heimat, der Mensch wird zum Wurm und sucht sich das tiefste Loch. Trommelfeuer – Schlachtfelder, auf denen nichts zu sehen ist als erstickender Qualm – Gas – Erdklumpen – Fetzen in der Luft, die wild durcheinander wirbeln: das ist Verdun!

Oktober 1918. Wieder vor Verdun!

Als Schreckgespenst hat es mir in den letzten Tagen vorgeschwebt: Verdun – wir sind doch wieder hier, und nun wird's wohl nichts helfen: mein Verderben wird dieses Verdun doch noch werden.
22-Kilometer-Marsch: es war schwer heut nacht, und man wundert sich, daß die Leute noch durchhalten. Aber es ist ein Jammer, sie stöhnen zu hören, weil sie fast nicht mehr können. – Man darf nichts denken. Wenn man eine Zeitung liest, könnte man ohnmächtig werden. Man muß alle Seelenkräfte zusammennehmen, um bestehen zu können. Ich kann's nicht glauben, daß wir unterliegen sollen, ich kann's nicht!

*

Otto Brian, stud. theol., Heidelberg,
geb. 12. Februar 1898 in Mosbach (Baden),
gef. Anfang November 1918 bei Villers (bei Dun an der Maas).

15. Januar 1918, unweit Mézières.

Es gibt bei uns da außen doch immer wieder schöne, stille Stunden, in denen man an Euch und daheim denkt und sinnt und spricht, und wo

wir jenen Tag sehen, da wir alle wieder heimkehren können. Und vielleicht ist dieser Tag gar nicht mehr so weit, als wir gemeiniglich denken. Warum sollte denn der liebe Gott nicht einmal ein großes Mitleid bekommen mit all den armen Menschen, die ihre Sehnsucht jede Nacht ungestillt vor ihn bringen!

14. März 1918 (vor der Frühjahrs-Offensive).

Auch Euch muß ich nochmals schreiben. Wer weiß, wo und wann ich wieder Zeit und Gelegenheit dazu habe. Denn ich glaube, das wird die letzte Post sein, die wir vor der Offensive noch heimsenden können. Angst und Sorge sollt Ihr keine haben. Seht, wir freuen uns aufrichtig darauf, endlich einmal ein Ziel zu sehen, das wir erreichen wollen und werden, und das in diesen 3½ Jahren dumpfen Grabenlebens nur immer wie eine Fata morgana am Himmel gestanden – und dieses Ziel heißt: Frieden. Und ist es denn nicht der Opfer wert, die es kosten wird?
Ich stehe in Gottes Hand; der wird mich schon führen und leiten, wie es am besten ist für Euch und für mich. Wenn Mama sich zu sehr sorgt um mich, fühle ich das immer als Sünde, als Mangel an Gottvertrauen. Ihr müßt alle recht froh und stark sein in diesen Tagen, daß ich auch ein wenig stolz sein kann auf Euch.
Und ich werde mich nicht fürchten. Es ist wie 1914. So genau und so sorgfältig wird alles gemacht. Dieser Geist des alten Preußen hat sich auch in den Jahren des Grabenkrieges nicht ertöten lassen. Man vermeint das Auge Hindenburgs zu spüren, als ob es auf jedem einzelnen Soldaten ruhe und nachsehe, ob er für alles gerüstet ist.

2. Juli 1918, Offizierskurs, Munsterlager.

Was Mama über die Predigt gesagt hat, ist richtig. Die Schuld liegt bei den Pfarrern, die sich mit den Ereignissen in ganz ungenügender Weise auseinandersetzen oder überhaupt um das heiße Feuer herumgehen. Daher diese Verachtung der Pfarrer bei so vielen unter uns und das Spotten über Religion, Kirche und Christentum: Weil es sich gezeigt, daß diese Kirche, dieses Christentum, wie es die meisten Pfarrer betätigen, diesen Krieg nicht erklären kann, vor diesem Krieg sich in seiner ganzen Blöße und Unvollkommenheit dartut. Darin können wir also auch dem Kriege dankbar sein, daß er uns das enthüllt.

Es wird doch kein Mensch behaupten wollen, daß der Krieg sich mit dem Wort Gottes verträgt! Oder hat die Mama vielleicht gar auch mich im Verdacht, daß ich das glaube? Dann hat sie mich aber gründlich mißverstanden! Alles, was auf der Welt geschieht, ist unvollkommen, reicht lange nicht an das heran, was Jesus sagt. Und der Krieg ist eben nur eine ganz große und deutliche entsetzliche Auswirkung menschlichen Tuns.
Aber wenn er einmal da ist, so haben wir auch darin unseren Mann zu stellen, Christen zu sein, das heißt: tapfer, ehrlich und treu. Und daß wir unseren Feinden nicht auch noch die andere Backe darbieten, das geht nicht, weil unsere Führer nicht für sich persönlich dastehen, sondern weil sie im Auftrag und als Vertreter des Volkes handeln und auf ihnen die Verantwortung für die Erhaltung all seiner Güter: kultureller, ethischer und religiöser, liegt.

19. Oktober 1918, Westfront.

Ich bin fast allzu lange in Deutschland gewesen, in Ordnung, bei gepflegten Feldern, sauberen Straßen und guten Quartieren — sonst hätte ich mich nicht so wundern müssen, als wir — in Stenay ausgeladen — mitten ins Frontleben kamen. Da sehen die Soldaten, Straßen, Felder und Quartiere doch ganz anders aus!
So wie ich meine Kompagnie verlassen habe, ist sie nicht mehr. Fast lauter neue Gesichter, und auch der Geist des ganzen Regiments — man hofft auf baldigen Frieden, und da will keiner in der letzten Stunde noch fallen. Aber gerade mit solcher Gesinnung werden wir den Frieden nie erhalten, sondern erst, wenn unsere Feinde sehen, daß unsere Front festhält.

27. Oktober 1918.

Hoffentlich kommt bald der Waffenstillstand, auf den wir hier stündlich warten. Denn das ist kein ehrlicher Krieg und Kampf mehr. Und wenn die Herren in der Heimat, die immer noch weiter Krieg führen wollen, wüßten, wie es hier draußen aussieht und wie es zugeht, in welcher Verfassung unsere Soldaten sind, dann würden sie nicht solche Phrasen fabrizieren. Ich wünsche solche Leute nur ein paar Tage raus zu uns.

Gottfried Schmidt, Abiturient, Leipzig,
geb. 1. Februar 1899 in Leipzig,
gef. 31. Oktober 1918 bei Worteghem in Flandern.

Protzenstellung, 5. August 1918.

Um 5 Uhr Nachmittag erhielt ich den langersehnten Befehl, morgen 4.30 mich in der Feuerstellung zu melden. Nun endlich kann ich mein geliebtes Vaterland selbst verteidigen helfen! Sorgt Euch nicht, mein Leben steht in Gottes Hand.

Beobachtung, den 2. Oktober 1918.

Wir ziehen jetzt wieder öfters um, so daß man wenig Ruhe hat. „Rückwärts, rückwärts Don Rodrigo!" Es ist ein Jammer: immer zurück! Schlimm sind ja die politischen Aussichten. Ich kann nicht glauben, daß ein Volk, das sich so unvergleichlich heldenhaft geschlagen hat, untergehen soll.

Beobachtung, den 5. Oktober 1918.

Liebste Eltern! Es ist jetzt 8 Uhr morgens, und da sitze ich nun auf meinem Kirchturm im herrlichen Herbstmorgen, friere allerdings, bin aber sonst glücklich. Wißt Ihr, warum? Ihr könnt es ahnen: durch meine kleine Morgenandacht bin ich so froh geworden. Heute habe ich das unbeschreiblich schöne Lied von Paul Gerhardt „Ich singe dir mit Herz und Mund" laut gelesen, und ich war gleich ein andrer Mensch. Froh und leicht ist mir's im Herzen geworden. Vom 12. bis 16. Vers läßt einen der Schauer gar nicht los, besonders 15: „Er hat noch niemals was versehn — In seinem Regiment — Nein, was er tut und läßt geschehn — Das nimmt ein gutes End!"
Ja, das ist mir jetzt wieder zur Gewißheit geworden: mag der Krieg ausfallen, wie er will, es muß doch gut für uns sein! Dafür haben wir einen Gott, der unser Vater ist. Mir ist das Herz so voll, daß ich Euch das schreiben muß. Überhaupt ist mir die Morgenandacht das Schönste vom ganzen Tage. Da suche ich mir immer eines dieser herrlichen Kraftlieder aus.
Rings um den Turm pfeifen und trillern die Stare. Die lieben Gesellen rüsten sich nun schon zur Reise ins ferne Land, der Sonne entgegen! Das möge auch unser Ziel sein!

Rudolf Steinrück, Primaner, Hildburghausen
geb. 2. Dezember 1899 in Hildburghausen,
gef. 1. Juni 1918 bei Priez, südlich Soissons.

In Stellung am 16. Mai 1918.

Meine liebe Freundin! Das Pfingstfest steht vor der Tür. Es wird heuer kein Freudenfest sein für Dich, für Euch [der Bruder war am 18. April gefallen]. Aber es können Feiertage für Euch werden, Tage des Trostes und der inneren Erbauung, wenn der erste bittere Schmerz einer tiefen, stillen, heiligen Trauer Platz macht, die kein Hadern mit Gott mehr ist, sondern eine gläubige Ergebung in Gottes Willen. Ein solches Pfingstfest wünsche ich Dir.
Ein frohes Fest wird es auch für mich nicht werden: wir sind vorgestern in Stellung gegangen; gestern machte das Patrouillen-Kommando die erste Streife. Und bei dieser wurde Leutnant Horndorf verwundet, ein Pionierleutnant bekam einen Knieschuß, und ein Mann fiel. Es war einer der besten von uns, ja der beste, klug, gut und treu. Und er hat auch ein Mädchen daheim, das ihn, das er leidenschaftlich liebt. Er hat mir sehr nahegestanden, ich ihm wohl auch. Auf einem Abendspaziergang in den ersten Maitagen hat er mir viel von sich, seinem Lieben und Hoffen erzählt. Jetzt ist er gefallen, und zu Pfingsten werden wir unsern Kameraden beerdigen. — — —
Gestern bekam ich von Deiner Schwester einen schönen Brief, sie schrieb: in dem Satz „fürs Vaterland gefallen" klänge etwas Ewiges, Unsterbliches mit. — Liebe Freundin, ich glaube: das, was von dem Fortleben nach dem Tode, vom ewigen Leben gepredigt wird, ist bei vielen zur Phrase erstarrt. An ein körperliches Auferstehen kann ich nicht glauben. An das mystische Fortleben eines geistigen Bestandteils von uns kann ich auch nicht glauben — wie soll ich mir das vorstellen? Ich glaube, es ist einer so lange nicht tot, als sein Gedächtnis nicht ausgelöscht ist, so lange, als er in unserer Erinnerung lebt — daß wir ihn fragen können: was würde er dazu sagen?, wie würde er handeln?, so lange, als uns seine unvergessenen Werke und Gedanken eine Antwort geben. Das ist sein ewiges Leben. Und es ist an uns, es ihm zu geben.
Bei dem inhaltschweren Wort „für das Vaterland gefallen" klingt insofern etwas Unsterbliches mit, als damit gesagt wird, daß in dem

Volksbewußtsein bis in die fernsten Zeiten — auch wenn das Gedächtnis an den Einzelnen längst entschwunden ist — das Andenken an die Gesamtheit der Helden, an die höchste Tat ihres Lebens, den Heldentod fürs Vaterland, fortleben und wirken wird.
Ich glaube, dieser Gedanke wird ein starker Trost sein, da er zugleich eine Handhabe gibt, sich aufzurichten, indem er eine Pflicht, eine heilige Pflicht vor Augen stellt: die Pflicht, der Gefallenen Andenken hoch und heilig zu halten, aber auch die Pflicht zu siegen, um unser Volkstum rein zu erhalten, daß sich ihr Gedächtnis in deutschen Herzen fortpflanzen kann, und zuletzt die Pflicht, die aus dem Krieg, aus der Tränensaat erblühende Friedensernte, die hohen geistigen Güter — denn materieller Natur kann der Gewinn des Krieges nicht sein, dazu ist zuviel Unersetzliches vernichtet worden — zu sammeln und zu pflegen, auf daß das höchste Opfer, das unsere Gefallenen für uns gebracht haben, nicht umsonst gebracht ist.

Die Briefe der stud. theol. Gotthold und Heinz von Rohden sind entnommen den beiden Bändchen Zwei Brüder. Feldpostbriefe und Tagebuchblätter, herausgegeben von Dr. G. von Rohden. Verlag J. C. B. Mohr, Tübingen. Der Brief Rudolf Fischers, der Brief des Grafen Arthur von der Groeben vom 8. Mai 1915, sowie Kurt Schlenners sind aus den „Kriegsbriefen deutscher Studenten", herausgegeben von Prof. Dr. Philipp Witkop, Verlag F. A. Perthes, Gotha 1915. Die Briefe Otto Brauns stammen aus Otto Braun, Aus nachgelassenen Schriften eines Frühvollendeten. Herausgegeben von Julie Vogelstein. Verlagsanstalt Hermann Klemm A. G., Berlin.

Verzeichnis der Briefschreiber

Druck der
Offizin Haag-Drugulin AG.
in Leipzig